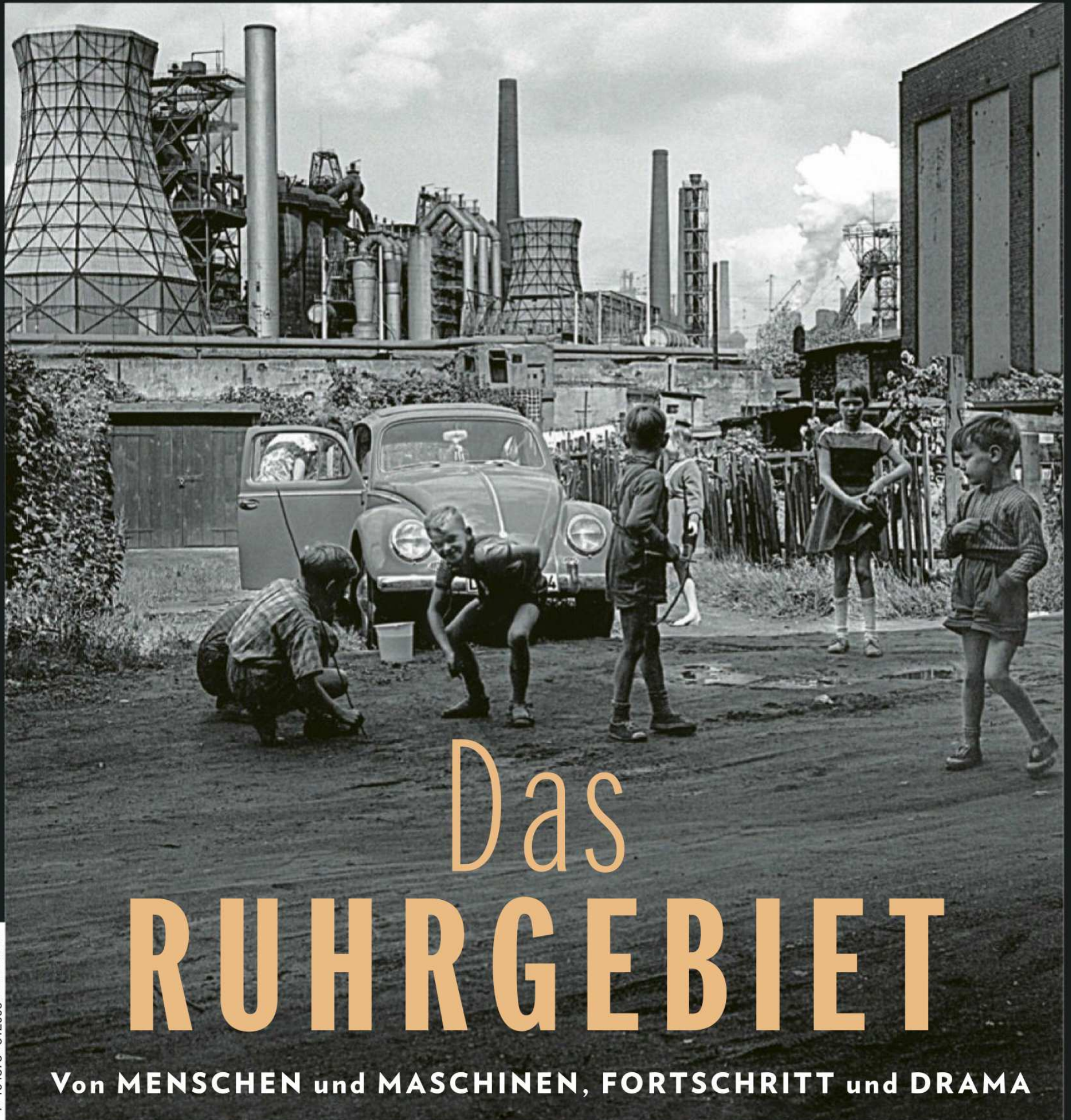


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 114



Das RUHRGEBIET

Von MENSCHEN und MASCHINEN, FORTSCHRITT und DRAMA

Die Geschichte einer deutschen Industrieregion
von 1750 bis heute

Deutschland € 12,00 · Schweiz 19,00 sfr · Österreich € 13,50
Benelux € 14,00 · Dänemark dkr 135,- · Italien € 16,00

ISBN 978-3-652-01212-6

00114

4 194875 512006

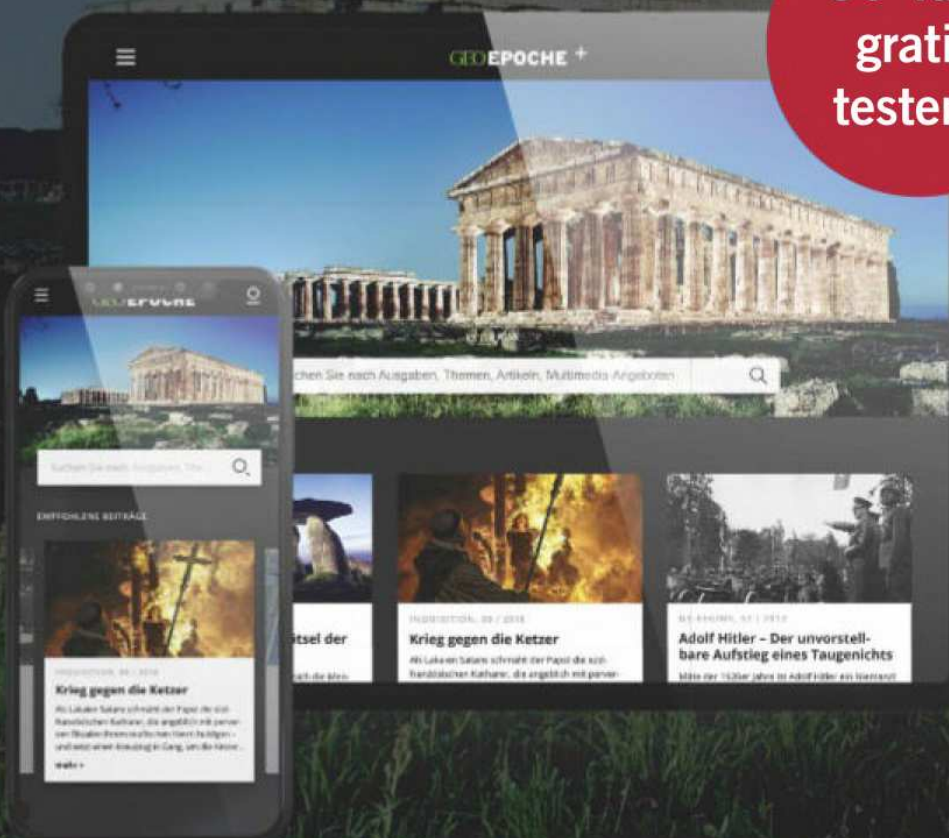
Die Welt der Geschichte

Jetzt kostenlos kennenlernen: **GEO EPOCHE plus**,
die digitale Bibliothek der Weltgeschichte!*

30 Tage
gratis
testen!*

GEO EPOCHE +

- Rund 2000 Beiträge zu nahezu allen Aspekten der Weltgeschichte
- Sämtliche Artikel mit Volltextsuche recherchierbar
- Audio-Inhalte wie die Podcast-Serie „Verbrechen der Vergangenheit“
- Die Lieblingsgeschichten der GEO EPOCHE-Redaktion



GEO EPOCHE plus Leser erfahren mehr.

Weiterführende Texte zu vielen Heftinhalten finden Sie nur in **GEO EPOCHE plus**.



GEO EPOCHE plus ist als Online-Plattform mit einem Webbrowser zugänglich und steht zusätzlich als iOS- und Android-App auf mobilen Endgeräten als Download zur Verfügung.



Tipp

Exklusiv für Abonnenten von **GEO EPOCHE**

Alle Inhalte aus der Welt von **GEO EPOCHE plus** für nur 2,- € monatlich:

www.geo-epoche.de/upgrade

Gleich testen: www.geo-epoche.de/plus

*GEO EPOCHE plus 30 Tage kostenlos testen, danach für 4,99 € pro Monat.

Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner+Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



JOACHIM TELGENBÜSCHER
Redaktionsleiter von GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Alle reden vom Ausstieg. Wenn wir den menschengemachten Klimawandel noch eindämmen wollen, dann müssen wir uns die Kohle abgewöhnen. Je früher, desto besser. In der öffentlichen Debatte hat sich der Brennstoff längst als negatives Symbol etabliert: Er ist nicht mehr die Grundlage unseres Wohlstands, sondern ein Gift, von dem unsere Gesellschaft endlich loskommen muss. Eine schmutzige Altlast.

In diesem Heft erzählen wir eine andere Geschichte. Wir reden über den Einstieg in die Kohle. Und über das Ruhrgebiet – jene Region, die wie keine zweite in Deutschland von ihr geprägt worden ist. Hier begann im 19. Jahrhundert das industrielle Herz Deutschlands zu schlagen, und hier konzentrierte sich auch eine wahrlich revolutionäre Entwicklung: Die Steinkohle sprengte die Grenzen des Wachstums. Statt weiterhin von limitierten Ressourcen wie zum Beispiel Holz abhängig zu sein, konnte die Menschheit nun auf einen Schlag über Jahr-millionsen akkumulierte, scheinbar unerschöpfliche Energien entfesseln. Die organische verwandelte sich in eine fossile Ökonomie. Dieser radikale Umbruch hatte einen gewaltigen Produktivitätsschub zur Folge, der wiederum eine ganze Kaskade weiterer Fortschritte auslöste.

Der Hunger nach Kohle war schier unersättlich. Sie befeuerte nicht nur die Kessel der Dampflokomotiven und die Hochöfen der Eisenhütten, aus ihr wurde auch das Leuchtgas gewonnen, das die Straßen der boomenden

Städte erhellte. Und dank der sich bald entwickelnden Kohle-chemie ließen sich sogar Benzin und Farbstoffe aus ihr herstellen. Kurz: Die Kohle war ein Wunderstoff, eine Verheißung, das Symbol eines ganzen Zeitalters. Dessen letzten Momente durchleben wir gerade.

Im Ruhrgebiet ist die Epoche des Bergbaus freilich schon Geschichte. Seit 2018 wird dort keine Steinkohle mehr gefördert, doch der Mythos des „Grubengolds“ lebt im Revier weiter. Dabei war die Kohle immer schon Fluch und Segen zugleich. Die häufig verklarte Arbeit unter Tage war ein Knochenjob, der Schaden für die Umwelt enorm, und nicht zuletzt lieferte die Kohle auch Treibstoff für zwei fürchterliche Weltkriege. Und selbst der Wohlstand, den die Montan-industrie hervorbrachte, war nicht ohne negative Folgen, weckte er doch auch Begehrlichkeiten und ließ eine Monokultur entstehen, die man nur unter großen Schmerzen überwinden konnte, als sich ihre Zeit dem Ende zuneigte.

Ein besonderes Stück Deutschland ist das Ruhrgebiet geblieben. Auf den folgenden Seiten würdigen wir seine von der Kohle geformte Kultur und Geschichte. Das heißt auch, dass Sie eine Premiere in mehr als 20 Jahren GEOEPOCHE erleben werden: Zum ersten Mal werden Sie bei uns etwas über Fußball lesen. Ich hoffe, Sie haben Freude an diesem Heft, auch wenn Sie eher Borussia Dortmund die Daumen drücken als dem FC Schalke 04.



GUTE GESCHICHTEN
über das Zeitalter der
Maschinen finden sich
auch in GEOEPOCHE
KOLLEKTION Nr. 7



Alle zwei Monate neu, GEOEPOCHE im Abo:
www.geo-epoche.de/abo

Herzlich, Ihr

Joachim Telgenbüscher



IM SCHATTEN DER MASCHINEN

Das Ruhrgebiet prägt den Aufstieg Deutschlands zur Industrienation und verändert sich dabei selbst. Für die Menschen bedeutet das vor allem: Koexistenz mit Zechen und Fabriken. **SEITE 6**



DIE GROSSE VERWANDLUNG

Im frühen 19. Jahrhundert wird die Ruhrregion von einer Idylle zur Industrielandschaft. Vorangetrieben von riesigen Kohleschätzen und Visionären wie Franz Haniel. **SEITE 26**



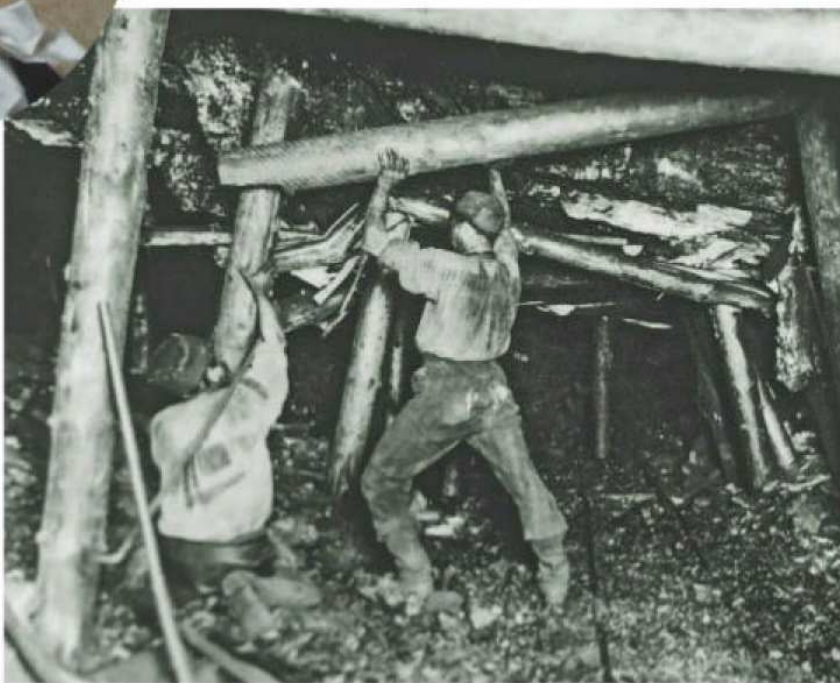
DIE KÖNIGSBLAUEN

Schon früh ist Fußball im Revier weit mehr als nur Zeitvertreib. Von den 1920ern an steigt der Arbeiterverein FC Schalke 04 zur Legende auf. **SEITE 78**

DRAMA

UNTER TAGE

Hart ist die Arbeit der Kumpel in den Bergwerken. Und gefährlich: 1908 ereignet sich bei Hamm das bis dahin schwerste deutsche Grubenunglück. **SEITE 52**



GEWALT AUF DEN STRASSEN

Im Ruhrgebiet sind die politischen Kämpfe der Weimarer Zeit besonders heftig. Hier entbrennen eine linke Rebellion und der Widerstand gegen die Franzosen. **SEITE 64**



Inhalt

Das Ruhrgebiet



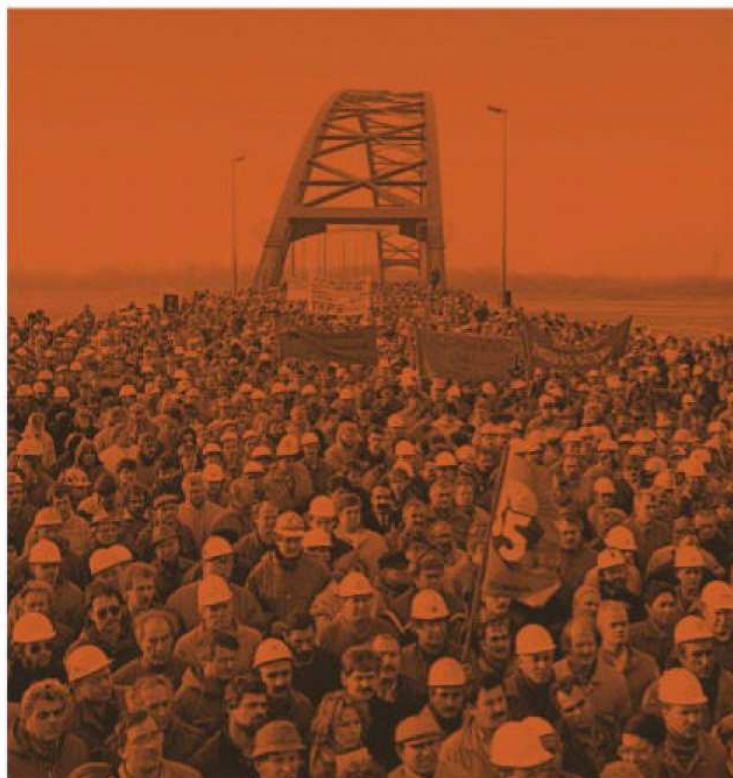
GÖNNER DES DIKTATORS

Mit viel Geld unterstützt der Ruhrindustrielle Fritz Thyssen Adolf Hitler. Doch dann wendet er sich gegen ihn. **SEITE 86**



WIE DIE APOKALYPSE

1962 verdunkelt Smog den Himmel, nimmt den Atem. Und es wird klar: Zu lange schon zerrüttet die Industrie die Umwelt. **SEITE 140**



RHEINHAUSEN TROTZT DER KRISE

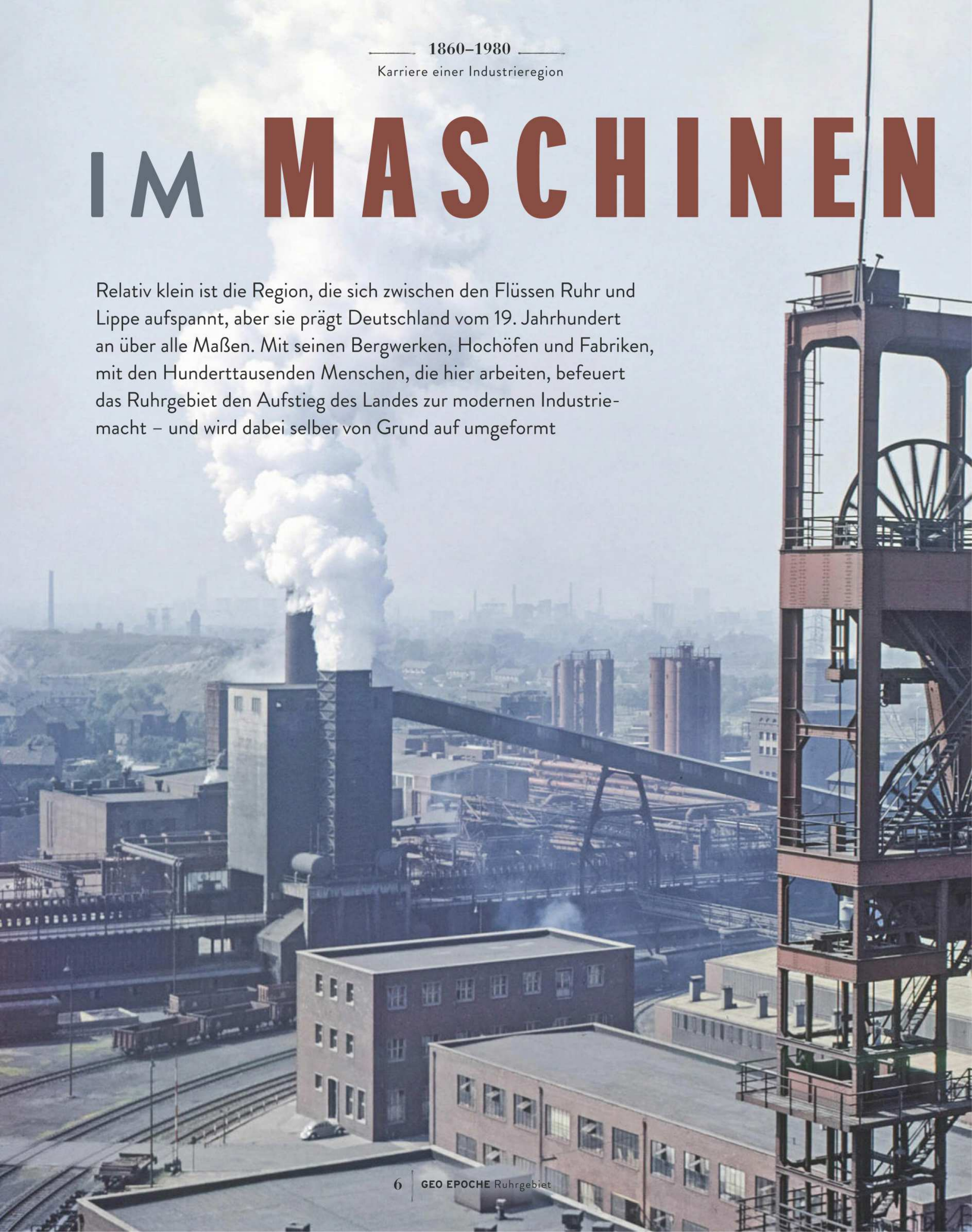
Ende 1987 stemmen sich Tausende Stahlarbeiter gegen das Aus ihrer Fabrik – und den Niedergang der ganzen Region. **SEITE 150**

♦	<i>Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.</i>	
♦	IM MASCHINENRAUM DER NATION Bildessay Das Ruhrgebiet befeuert Deutschlands industriellen Aufstieg	6
	LAND ÜBER DER KOHLE Karten und Vorgeschichte Lange ist die Region um die Ruhr eine wie viele andere	22
♦	PIONIERE EINER NEUEN WELT Frühindustrialisierung 1834 Mutige wie Franz Haniel ermöglichen die Geburt des Ruhrgebiets ...	26
	WEGBEREITERIN EINES WELTKONZERNS Helene Amalie Krupp Am Anfang der Krupp-Stahldynastie steht eine Frau	36
	AUFBRUCH IN EINE ANDERE HEIMAT Polnische Zuwanderung um 1900 Als das Revier boomt, kommen Arbeiter aus dem Osten	42
♦	TOD IN DER TIEFE Grubenunglück 1908 Ein Feuer unter Tage fordert das Leben Hunderter Kumpel	52
♦	JAHRE DES ZORNS Aufstand und Besetzung 1920er Gleich zwei Großkonflikte erschüttern das Ruhrgebiet	64
♦	SKANDAL IN GELSENKIRCHEN Fußball 1930 Vor den größten Erfolgen von Schalke 04 steht ein Drama	78
♦	HITLERS FREUND, HITLERS FEIND Fritz Thyssen 1935 Wie ein NS-treuer Industrieller zum Abtrünnigen wird	86
	DIE GESCHICHTE DES RUHRGEBIETS Daten und Fakten	99
	IN DER FALLE Ruhrkessel 1945 Die Alliierten attackieren die deutsche Rüstungsschmiede	112
	GUTE ZEITEN Nachkriegsaufschwung ab 1945 Glanz und Alltag im Zentrum des Wirtschaftswunders	126
♦	GIFT LIEGT IN DER LUFT Umweltzerstörung 1962 Eine tödliche Smogkrise verändert das Bewusstsein	140
♦	DER LETZTE KAMPF Strukturwandel 1987 In Duisburg-Rheinhausen ringen Arbeiter um die Zukunft	150
	<i>Werkstatt</i>	96
	<i>Die Welt von GEO</i>	97
	<i>Impressum, Bildnachweise</i>	98
	<i>Lesezeichen</i>	111
	<i>Vorschau »Katastrophen«</i>	162

1860–1980
Karriere einer Industrieregion

IM MASCHINEN

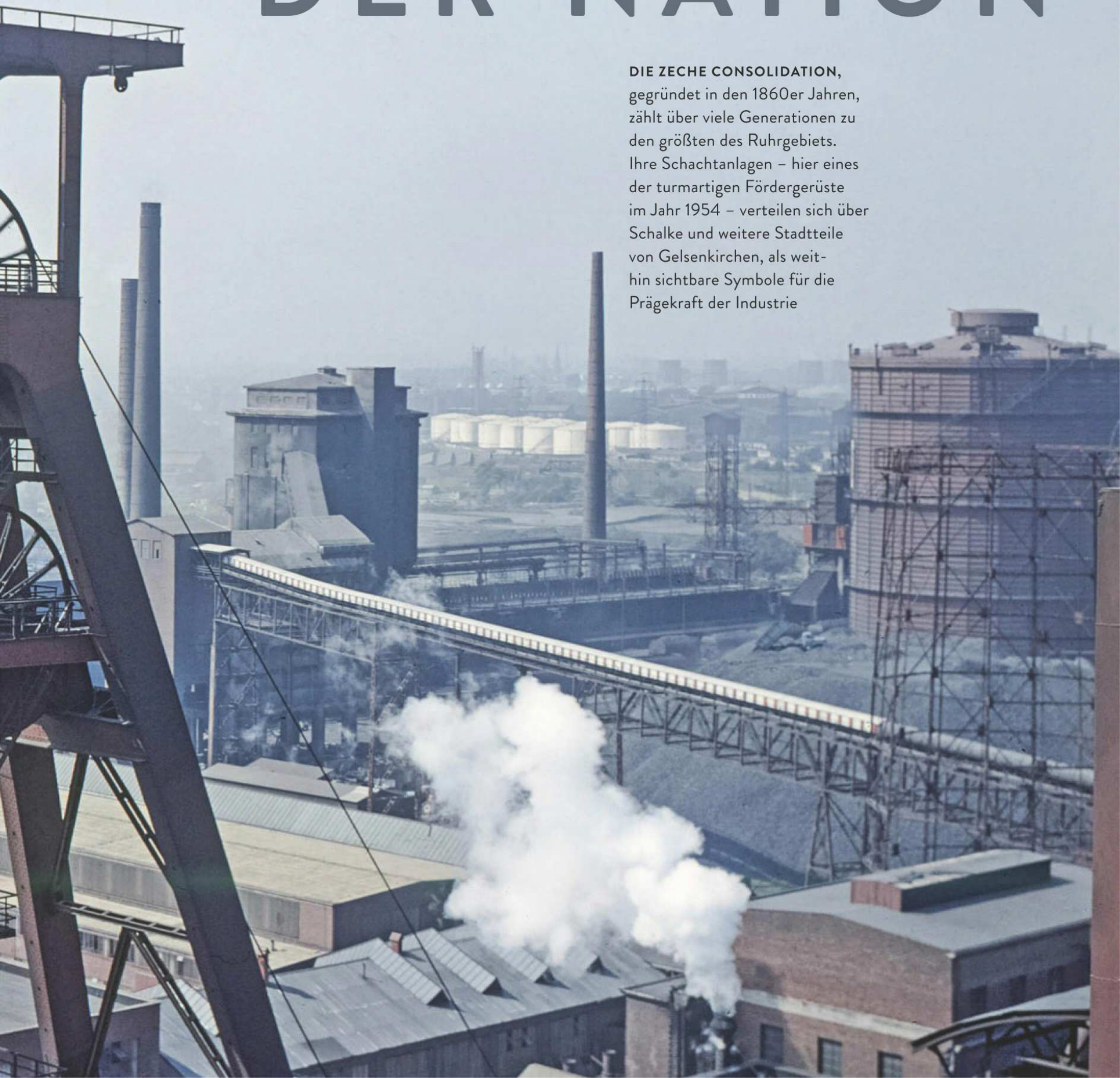
Relativ klein ist die Region, die sich zwischen den Flüssen Ruhr und Lippe aufspannt, aber sie prägt Deutschland vom 19. Jahrhundert an über alle Maßen. Mit seinen Bergwerken, Hochöfen und Fabriken, mit den Hunderttausenden Menschen, die hier arbeiten, befeuert das Ruhrgebiet den Aufstieg des Landes zur modernen Industriemacht – und wird dabei selber von Grund auf umgeformt

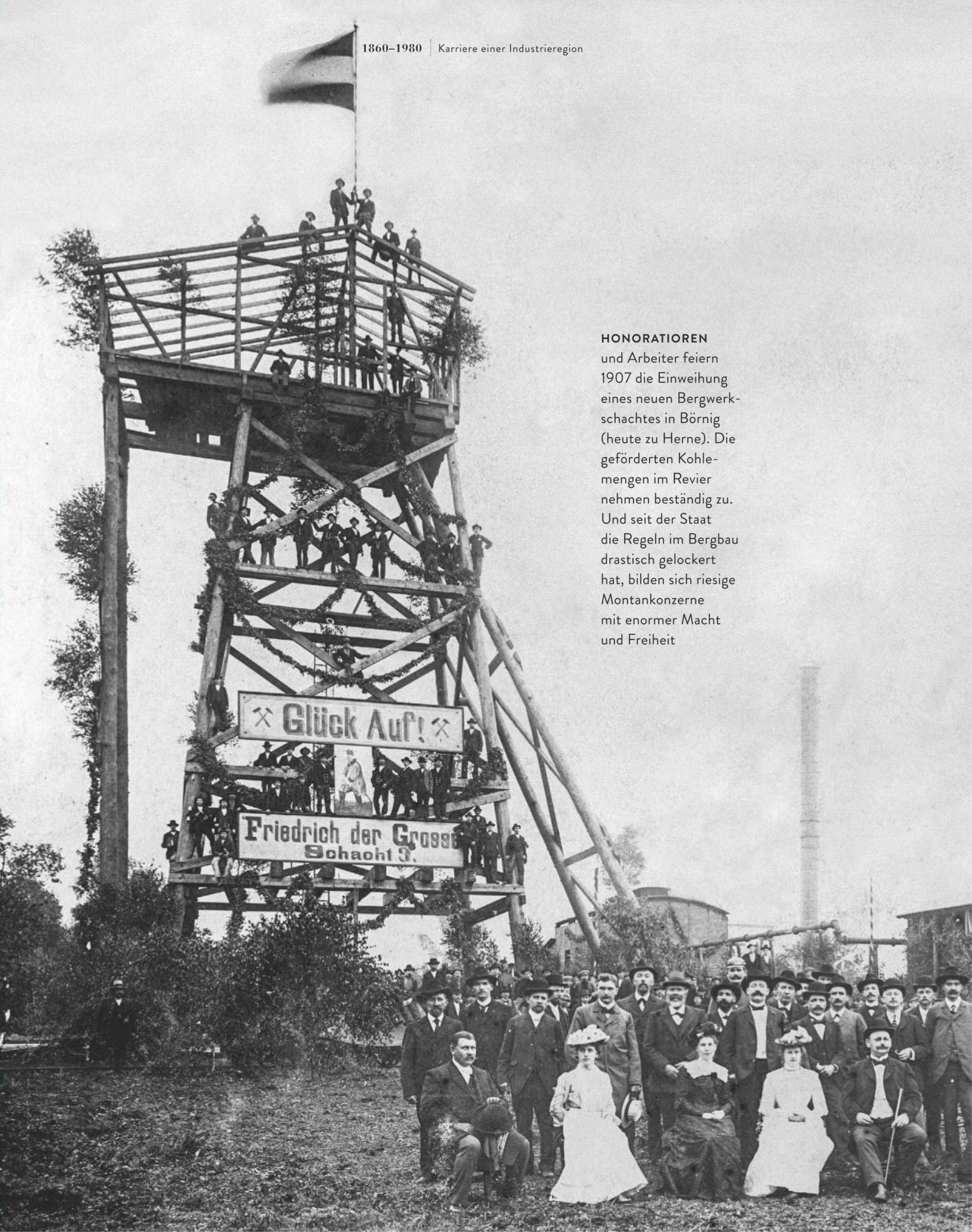


RAUM DER NATION

BILDTEXTE: *Jens-Rainer Berg und Joachim Telgenbüscher*

DIE ZECHE CONSOLIDATION,
gegründet in den 1860er Jahren,
zählt über viele Generationen zu
den größten des Ruhrgebiets.
Ihre Schachtanlagen – hier eines
der turmartigen Fördergerüste
im Jahr 1954 – verteilen sich über
Schalke und weitere Stadtteile
von Gelsenkirchen, als weit-
hin sichtbare Symbole für die
Prägenkraft der Industrie





HONORATIOREN
und Arbeiter feiern
1907 die Einweihung
eines neuen Bergwerk-
schachtes in Börnig
(heute zu Herne). Die
geförderten Kohle-
mengen im Revier
nehmen beständig zu.
Und seit der Staat
die Regeln im Bergbau
drastisch gelockert
hat, bilden sich riesige
Montankonzerne
mit enormer Macht
und Freiheit



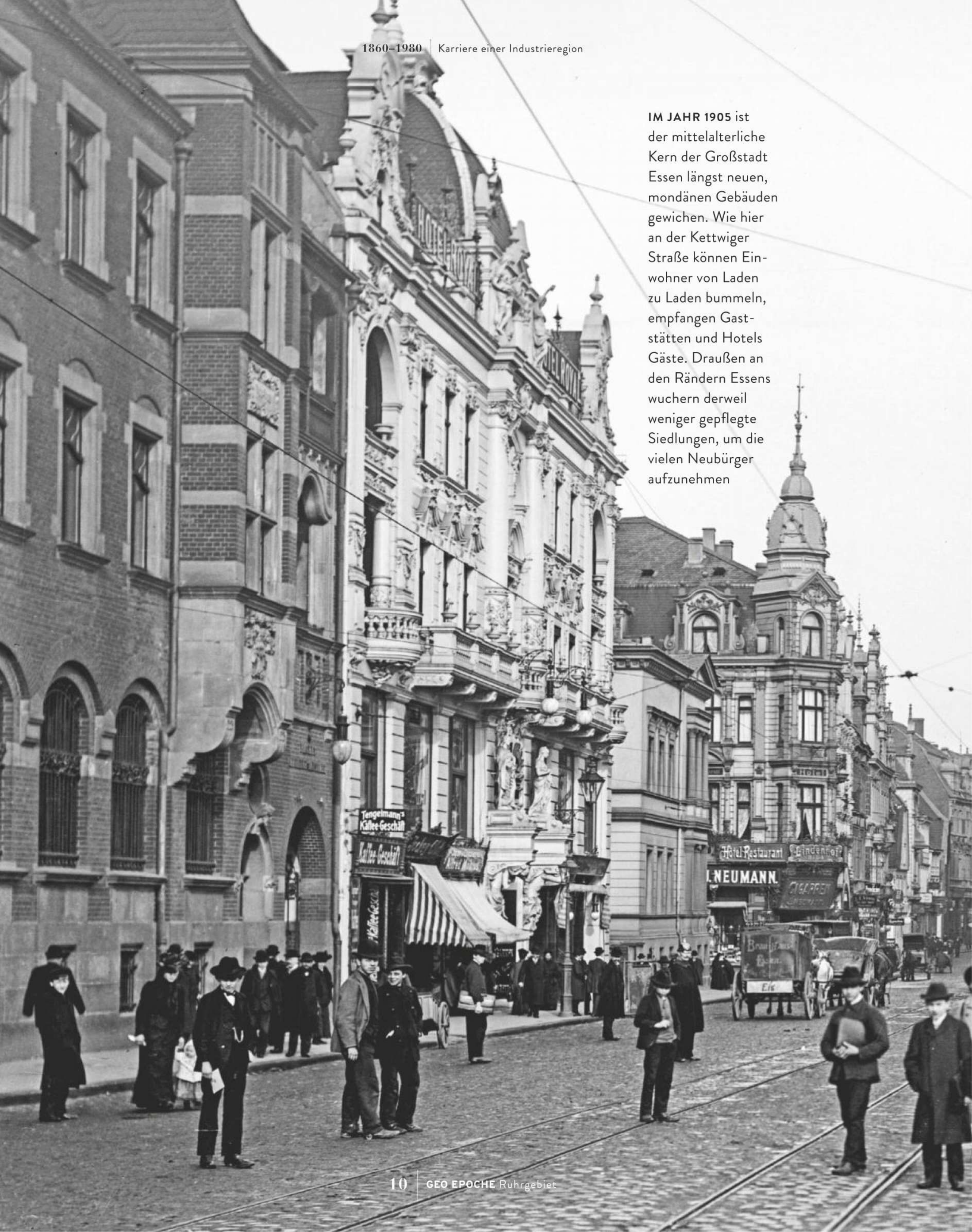
DIE DEUTSCHE
Führung weiß, wie
bedeutend das Ruhr-
gebiet für den wirt-
schaftlichen Erfolg des
Landes ist. Anläss-
lich des 100-jährigen
Jubiläums von Krupp
beehrt Kaiser Wilhelm II.
1912 die Firma mit
einem persönlichen
Besuch samt Rundgang
durch eine Siedlung
für Angestellte des
Unternehmens

KRAFTZENTRUM FÜR DEN KAISER

Spät beginnt die Industrialisierung
in deutschen Landen, erlangt dann
jedoch im Kaiserreich ab 1871 ein
geradezu atemberaubendes Tempo.
Die für dieses Wachstum erforderliche
Kohle stammt vor allem aus dem
Ruhrgebiet, das bald als größte Indus-
trieregion Europas gilt – und vielen
in Deutschland wie ein ungebremster
»Wilder Westen« erscheint



IM JAHR 1905 ist der mittelalterliche Kern der Großstadt Essen längst neuen, mondänen Gebäuden gewichen. Wie hier an der Kettwiger Straße können Einwohner von Laden zu Laden bummeln, empfangen Gaststätten und Hotels Gäste. Draußen an den Rändern Essens wuchern derweil weniger gepflegte Siedlungen, um die vielen Neubürger aufzunehmen

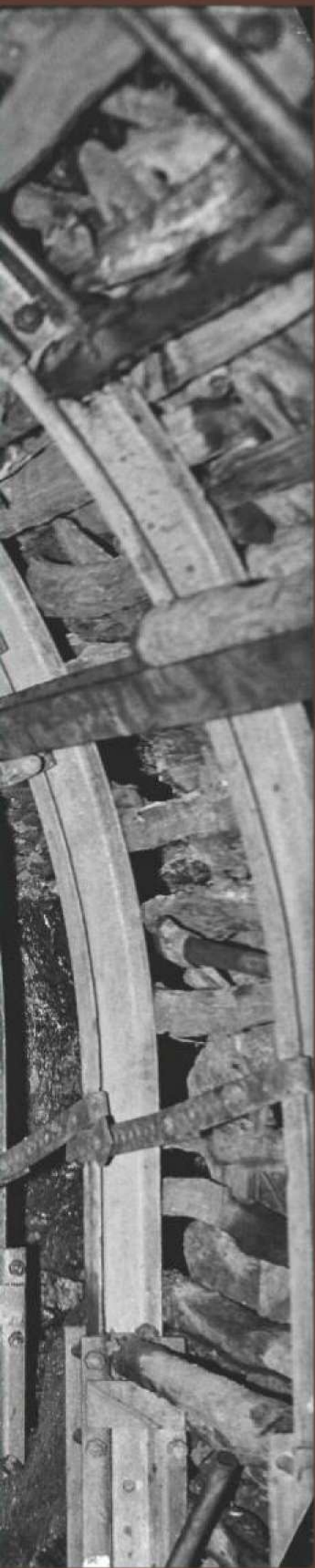


ORT DER **VIELEN**

Die Dynamik des Aufschwungs saugt die Menschen förmlich in die Region, von nah und fern kommen sie, um zu arbeiten. In den Jahrzehnten bis 1914 vervielfacht sich so die Bevölkerung auf drei Millionen, die Platz finden in völlig neuen Städten sowie in alten, die zu Metropolen anschwellen







EIN GROSSTEIL
der Wirtschaftskraft
des Ruhrgebiets
ruht letztlich auf der
körperlichen Arbeit
der Kumpel unter Tage.
Bis weit ins 20. Jahr-
hundert hinein nutzen
Bergleute – hier auf
einer Zeche in Ober-
hausen-Osterfeld
1956 – einfache Werk-
zeuge, um die Stein-
kohle, den zentralen
Rohstoff der Region,
zu bergen

WERTE AUS GRUBEN UND LABORS

Kohle und Stahl – das sind die
mit Abstand wichtigsten Güter des
Ruhrgebiets, Erzeugnisse seiner
Paradebranchen. Doch daneben ent-
stehen bald andere Industriezweige,
die von guter Infrastruktur und
Energiequellen vor Ort profitieren.
Und nicht selten ebenfalls mit dem
»schwarzen Gold« zu tun haben



EINE MITARBEITERIN bedient in den 1930er Jahren Apparaturen in einer Wittener
Seifenfabrik, deren Vorprodukte teils aus Kohle gewonnen werden. Eine ganz
neue Chemiebranche ist Anfang des 20. Jahrhunderts in der Region entstanden,
die auf Kohlebasis unter anderem Treibstoffe und Dünger herstellt

DIE SCHMIEDE DES **DESPOTEN**

Ohne die Kohle, den Stahl und die Waffen aus dem Ruhrgebiet wäre die von Adolf Hitler betriebene Aufrüstung der Wehrmacht unvorstellbar. Der Krieg, den er 1939 schließlich entfesselt, wird auch das Revier mit voller Wucht treffen – und es in Schutt und Asche legen



VOR EINER KOKEREI
in der »Kanonenstadt«
Essen lässt sich Reichs-
jugendführer Baldur von
Schirach (Mitte links)
im März 1935 von
Zehntausenden BDM-
Mädchen und Hitler-
jungen feiern. Die
Arbeiterbewegung
haben die National-
sozialisten zuvor
brutal zerschlagen



VERKANNT **BEDROHUNG**

Nach Kriegsende schon bald wieder aufgebaut, erlebt das Ruhrgebiet seine womöglich größte Zeit: Als Schwungrad des Wirtschaftswunders erreicht es an Produktivität und Ansehen sein Maximum. Und so übersehen die Bewohner leicht, welchen Preis sie für den Erfolg zahlen

SCHEINBAR unbeschwert verbringen diese Kinder 1969 ihre Freizeit am Rhein-Herne-Kanal, direkt gegenüber von Fabrikanlagen. Erst allmählich wächst das Bewusstsein für die massiven Umweltbelastungen durch die Industrie, die Natur und Menschen gefährden



WO DAS

HERZ

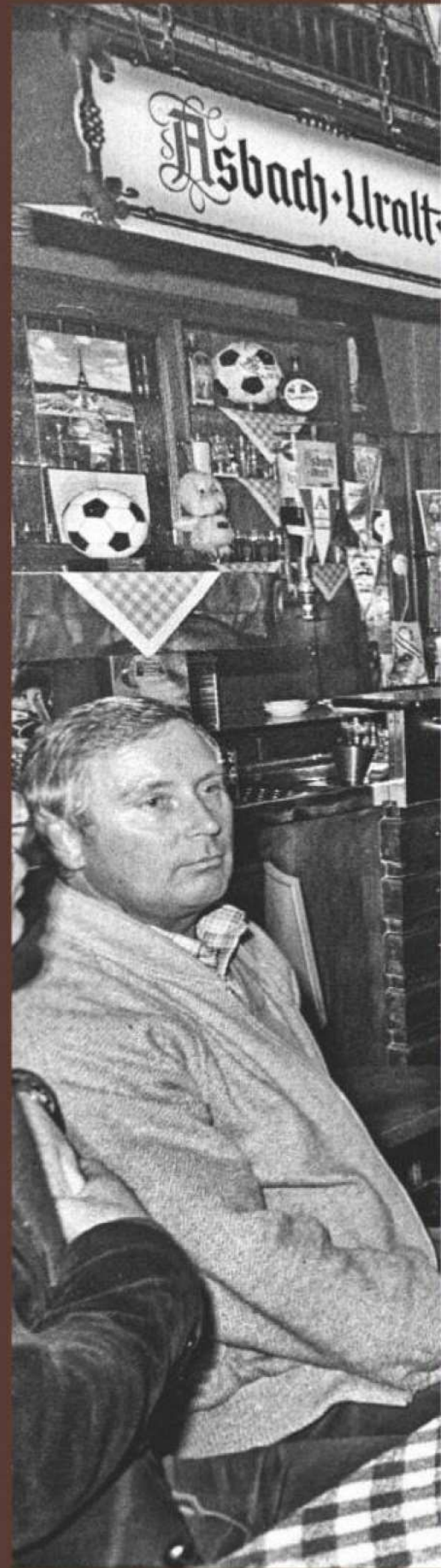
ZÄHLT

Im eng gesteckten Milieu zwischen Zechen, Arbeitersiedlungen, Schrebergärten und Kneipen gedeiht eine besondere Mentalität – oder zumindest ein Klischee. Die Bewohner des Ruhrgebiets gelten als proletarisch bescheiden, als manchmal ruppig, aber immer aufrichtig


EIN WICHTIGER
Fixpunkt im Ruhr-
gebietsalltag sind
die Kneipen, deren
goldene Zeit in den
1920er Jahren
begonnen hat. Auch
dieser Fanklub
des Fußballvereins
Rot-Weiß Essen
trifft sich natürlich in
einer Gaststätte
(1980)



DAS BERUFSLEBEN dieser Jugendlichen aus der Bergarbeitersiedlung Bottrop-Ebel wird sehr wahrscheinlich anders verlaufen als das ihrer Eltern und Großeltern. Als das Bild 1976 entsteht, ist das Zechensterben schon in vollem Gange



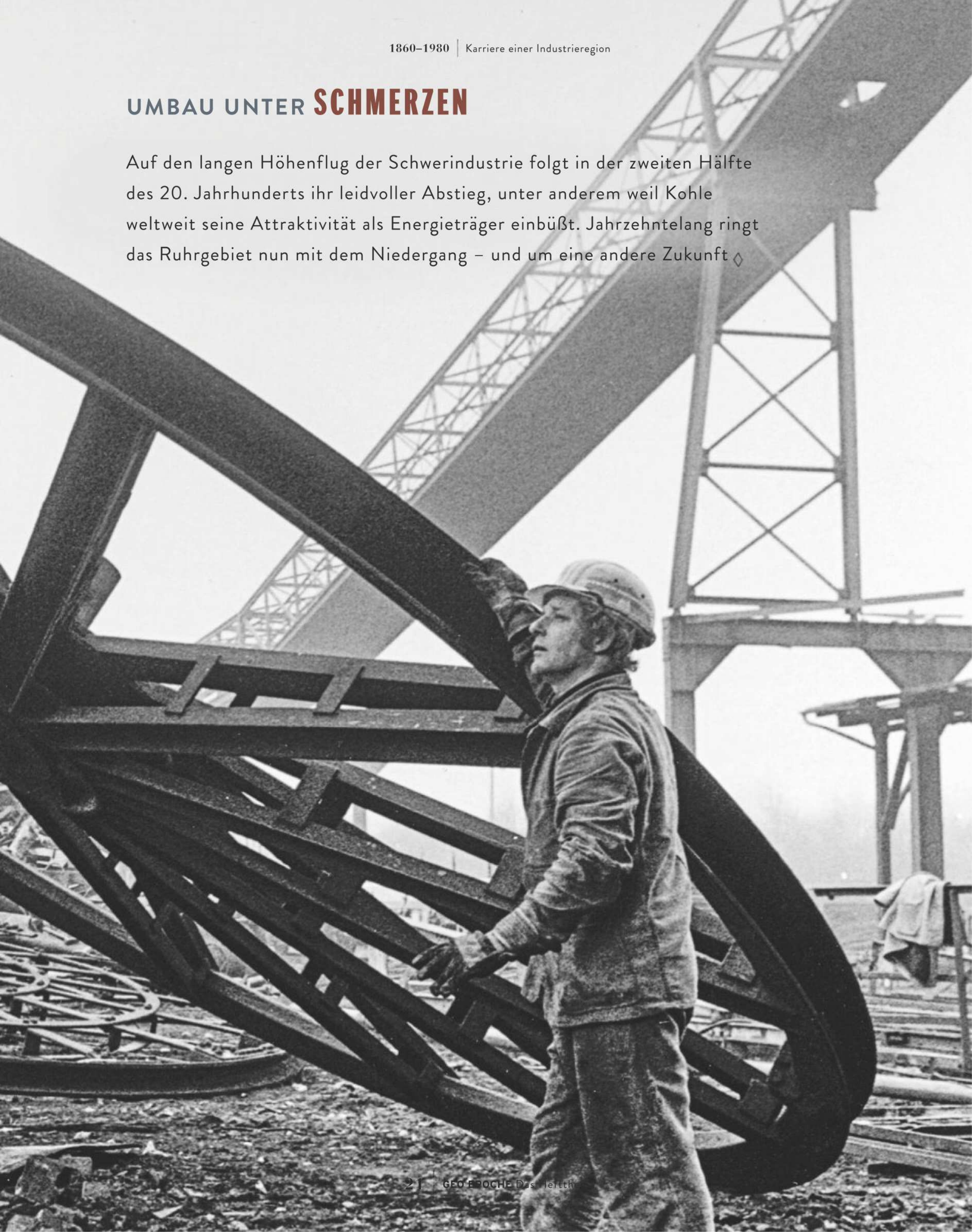




DIE GEWALTIGEN
Seilscheiben eines
Fördergerüsts, die
diese Arbeiter 1980 in
Herne-Börnig nach
dem Aus der Zeche
Friedrich der Große
abmontieren, werden
teils in einem Dort-
munder Bergwerk
wiederverwendet. Der
Montanindustrie als
Ganzes ist im Ruhrge-
biet indes keine zweite
Chance verheißen

UMBAU UNTER **SCHMERZEN**

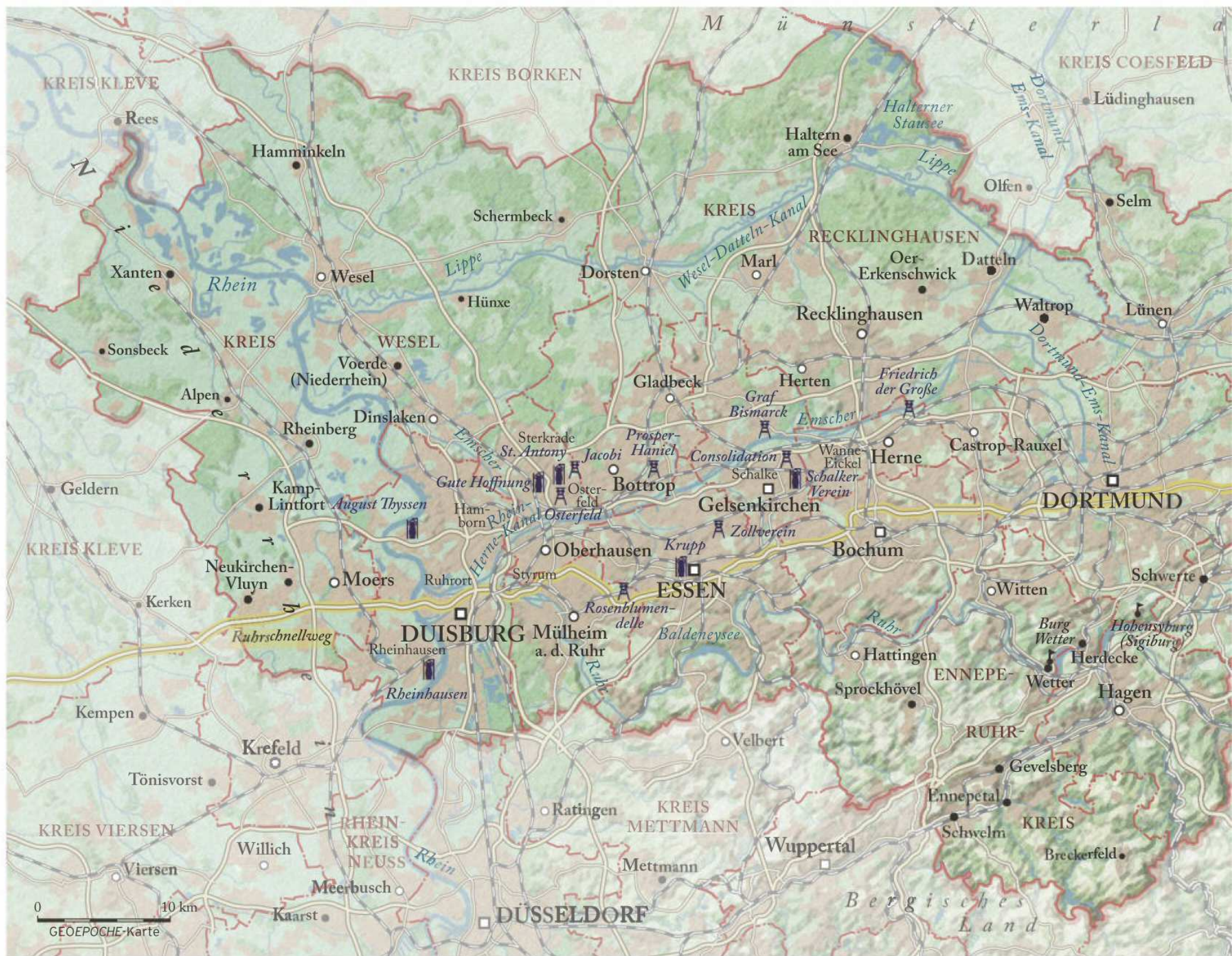
Auf den langen Höhenflug der Schwerindustrie folgt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihr leidvoller Abstieg, unter anderem weil Kohle weltweit seine Attraktivität als Energieträger einbüßt. Jahrzehntelang ringt das Ruhrgebiet nun mit dem Niedergang – und um eine andere Zukunft ◇



Land über der Kohle

Das Fundament des späteren Ruhrgebiets wird gelegt in Urzeiten.
Doch bis die vor Jahrmillionen entstandenen Bodenschätze ihre außerordentliche
Wirkung entfalten, ist die Region lange eine Gegend wie viele andere

MEGALOPOLIS IM WESTEN



SCHATZ IN DEN TIEFEN



TEXT: Jens-Rainer Berg KARTEN: Stefanie Peters



HEUTE ist das Ruhrgebiet der größte Ballungsraum Deutschlands. Die Städte von Duisburg bis Dortmund, im Verlauf der Industrialisierung durch Zuzug und zahllose Eingemeindungen massiv gewachsen, verschmelzen zu einem gewaltigen urbanen Gebilde. Gemeinsam mit den umliegenden Kreisen und weiteren Städten formen sie den Regionalverband Ruhr (in der Karte links rot umrandet), der rund fünf Millionen Menschen beheimatet. Die für den Werdegang der Region so bedeutende Kohle liegt gen Norden immer tiefer unter der Erde (oben). Der Abbau geschieht dort daher später als im Süden entlang der Ruhr

Die Geschichte des Ruhrgebiets beginnt in der Nähe des Äquators – noch Ewigkeiten, bevor Menschen die Erde bevölkern. In einer Tieflandregion des Urkontinents Laurussia lagern sich vor etwa 300 Millionen Jahren Pflanzen ab. Riesenhafte Bärlappgewächse, Schachtelhalme, Farne wachsen hier, sterben ab, sinken in den sumpfigen Boden, Generation um Generation. Wiederholt wird die Senke überflutet, Wasser bedeckt sie für lange Zeiten, während derer sich Sand, Geröll und weitere Sedimente auf den Grund legen. Durch den gewaltigen Druck immer neuer derartiger Schichten sowie durch die Wärme aus dem Erdinnern wandeln sich die pflanzlichen Überreste irgendwann in ein besonderes energiegeladiges, tiefschwarzes Gestein. Und die Kräfte der urzeitlichen Plattentektonik schieben die Gegend mitsamt dem ganzen späteren Europa schließlich in ihre heutige Position.

So ruhen gewaltige Kohlevorkommen unter dem Flecken, der dereinst Ruhrgebiet heißen wird. Ein Areal von knapp 120 Kilometer Ausdehnung in Ost-West-Richtung und gut der Hälfte an Strecke von Nord nach Süd. Am westlichen Saum verläuft der Rhein, im Süden der Region liegt das von Hügeln umgebene Tal der Ruhr. Gen Norden erstreckt sich überwiegend flaches Land bis an die Ufer des Flusses Lippe.

Die Erdgewalten haben über die Jahrtausende die unterirdischen Kohleschichten gebrochen, gefaltet und gekippt. Deshalb liegen sie ungleichmäßig im Boden, lagern im nördlichen Teil viel tiefer, bis zu 3000 Meter weit im Gestein, im Süden dagegen mitunter fast an der Oberfläche. Bis der schwarze Wunderstoff allerdings die Region und ihre Menschen zu prägen beginnt, vergehen noch nach Christi Geburt mehr als anderthalbtausend Jahre.

Die

In dieser Zeit ist das Gebiet vielfach umkämpft. Die Römer versuchen von hier aus vergebens, germanische Territorien jenseits des Rheins zu erobern – und ziehen sich schließlich wieder auf die Westseite des Stromes zurück. Später führt Frankenkönig Karl der Große Krieg gegen die im Norden des heutigen Deutschland siedelnden Sachsen. Im Jahr 775 gelingt es ihm, die Sigiburg (heute Hohensyburg) beim späteren Dortmund einzunehmen und so den Landstrich zwischen Ruhr und Lippe seinem Reich einzuverleiben (der bezwungene Sachsen-Unterstamm der Westfalen wird immerhin dereinst einer Region ihren Namen geben, zu der auch der Osten des späteren Ruhrgebiets gehört).

Die Franken, die die Sachsen missionieren, bringen das Christentum. Auf dem Gebiet des späteren Essen entstehen gleich zwei religiöse Zentren mit großer Strahlkraft: das um 800 gegründete Kloster Werden sowie ein nur wenig jüngerer Frauenstift, zeitweise geführt von Äbtissinnen aus der Familie des Kaisers – beides Orte nicht allein des Glaubens, sondern auch von Macht und einer üppigen Gelehrtheit.

Dazu erblüht der Handel. Der Hellweg, eine bedeutende Fernhandelsroute für Salz und Wolle, Pelze und Werkzeuge, verläuft von Ost nach West durch die Region. Entlang des Weges entstehen Ortschaften, Stützpunkte von Kaufleuten, Burgen, die über die Reisenden wachen. Dortmund profitiert als

UM 1380

REGION VIELER HERREN



IM MITTELALTER ist das spätere Ruhrgebiet – wie auch das gesamte Römisch-deutsche Reich – zergliedert in eine Vielzahl von Territorien, die verschiedenen Landesherren oder Städten unterstehen (links). Den größten Anteil halten die Grafen von der Mark, deren Geschlecht Ende des 14. Jahrhunderts zudem die Macht in Kleve übernehmen wird. Beide Fürstentümer werden im 17. Jahrhundert an Brandenburg (später Preußen) fallen

1822

VEREINT UNTER EINER KRONE



AUF DEM WIENER KONGRESS wird dem Königreich Preußen 1815 die Herrschaft über das gesamte Ruhrgebiet zugesprochen, um damit ein Bollwerk gegen Frankreich zu schaffen. Intern teilen die preußischen Beamten die Gegend auf, ziehen eine bürokratische Trennlinie: Der Osten fällt der Provinz Westfalen zu, der Westen ab 1822 der Rheinprovinz

Umschlagplatz am stärksten, wächst zum wichtigsten mittelalterlichen Ort der Region heran, wird vielfach von römisch-deutschen Königen und Kaisern besucht, denen es als Reichsstadt unmittelbar unterstellt ist. Und bald sind die Dortmunder auch Teil des mächtigen Handelsverbunds der Hanse, wie später weitere Siedlungen der Region, etwa Duisburg und Unna.



Vom späten Mittelalter an schwindet indes die politische Kraft der Monarchen, die Macht liegt nun vor allem beim Adel, der über eine großteils bäuerliche Gesellschaft herrscht. Etliche Fürsten üben zunächst die Herrschaft über Territorien in der Region aus, rivalisieren zuweilen gewaltsam – nach und nach aber können die Grafen von der Mark, mit ihrem Stammsitz bei Hamm, die meisten Gebiete unter sich vereinen.

In Glaubensfragen jedoch zeigt sich erneut Uneinheitlichkeit: Die Reformation bringt ein Mosaik aus protestantischen und katholischen Landstrichen hervor, die oft dicht gemischt beieinanderliegen. Zum Schauplatz des vom Duell der Religionen geprägten

Dreißigjährigen Krieg in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird die Gegend dennoch kaum, allerdings verheeren plündernde Söldnerheere auch hier die Lande.

Ein ruhigerer politischer Rahmen kommt allmählich mit einer deutschen Mittelmacht aus dem Osten: Die Kurfürsten von Brandenburg haben durch Erbschaft im 17. Jahrhundert Teile des Territoriums unter ihre Hoheit gebracht; das aus dem Kurfürstentum hervorgehende Königreich Preußen erhält mit der politischen Neuordnung Europas nach den gescheiterten Eroberungszügen Napoleons im Jahr 1815 dann die Herrschaft über die gesamte Region.

Das Ruhrgebiet ist nun vereint unter einer weltlichen Macht (wenn auch auf zwei preußische Provinzen verteilt). Und erst jetzt, im Verlauf des 19. Jahrhunderts, entfaltet sich endlich auch die Kraft des so lange schlummernden Bodenschatzes. Schon im Mittelalter haben die Menschen Kohle aus der Erde gegraben, aber damals kaum gewürdigt: Wichtigster Brennstoff blieb noch für lange Zeit Holz.

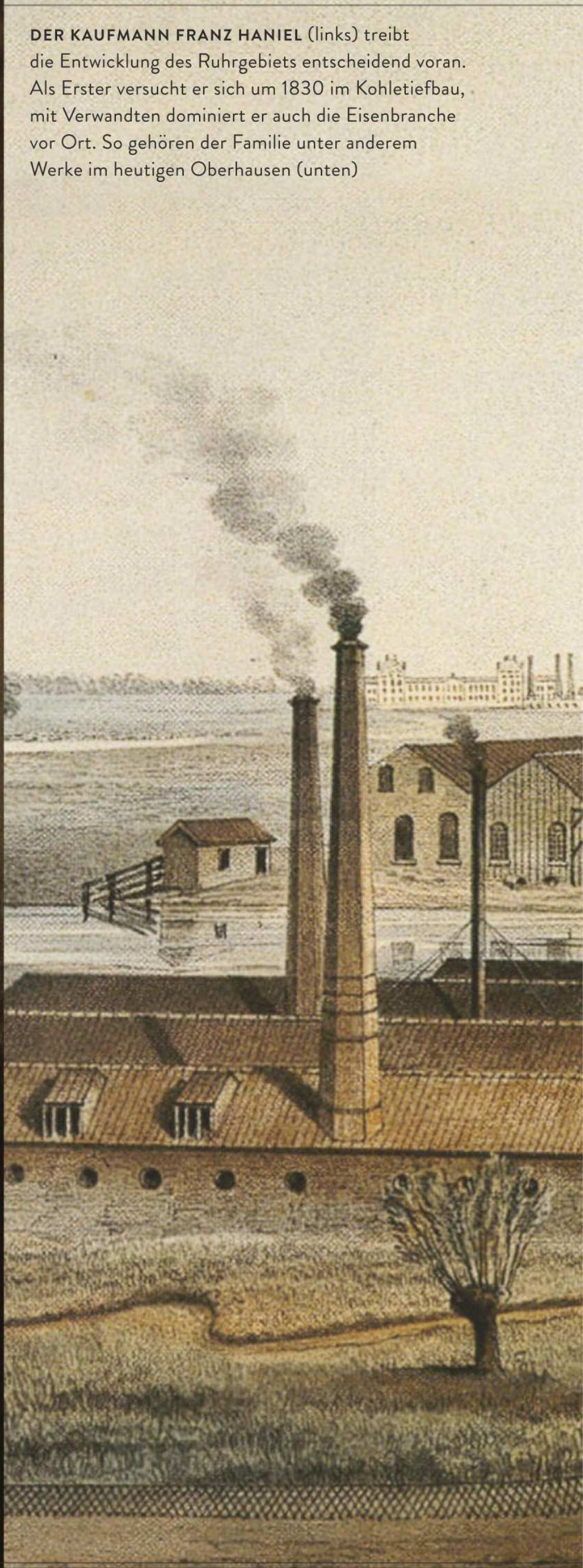
Nun dagegen passiert Bemerkenswertes: Aus einer bislang eher durchschnittlichen europäischen und deutschen Region, aus einer Landschaft wie viele andere, wird – mit der entfesselten Gewinnung von Kohle – etwas Unvergleichliches.

Eine gewaltige industrielle Herzkammer. ◇

DER KAUFMANN FRANZ HANIEL (links) treibt die Entwicklung des Ruhrgebiets entscheidend voran. Als Erster versucht er sich um 1830 im Kohletiefbau, mit Verwandten dominiert er auch die Eisenbranche vor Ort. So gehören der Familie unter anderem Werke im heutigen Oberhausen (unten)



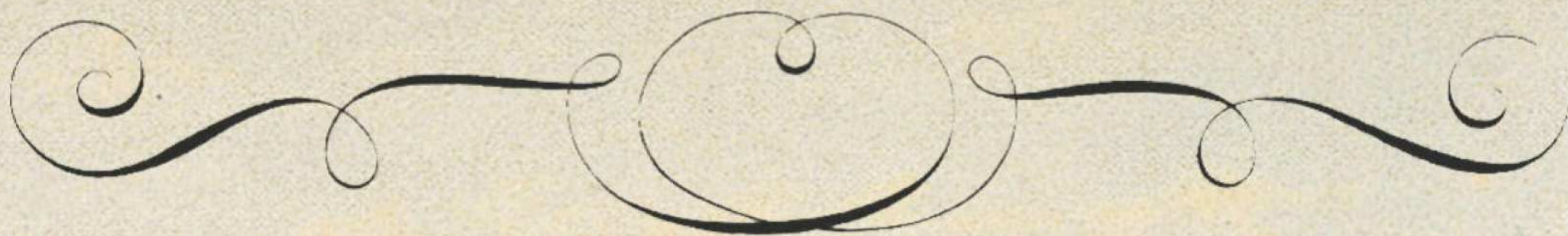
Eine stille, von holprigen Wegen und verschlungenen Flüssen durchzogene Gegend ist das Land zwischen Duisburg und Dortmund noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Doch dann entfachen die Menschen mit Kohle und Dampfkraft eine Ära radikaler Veränderungen: Binnen Jahrzehnten verwandelt sich die beschauliche Region in eine Landschaft der Zechen und Hüttenwerke, in der visionäre Unternehmer wie Franz Haniel nach Gewinnen streben



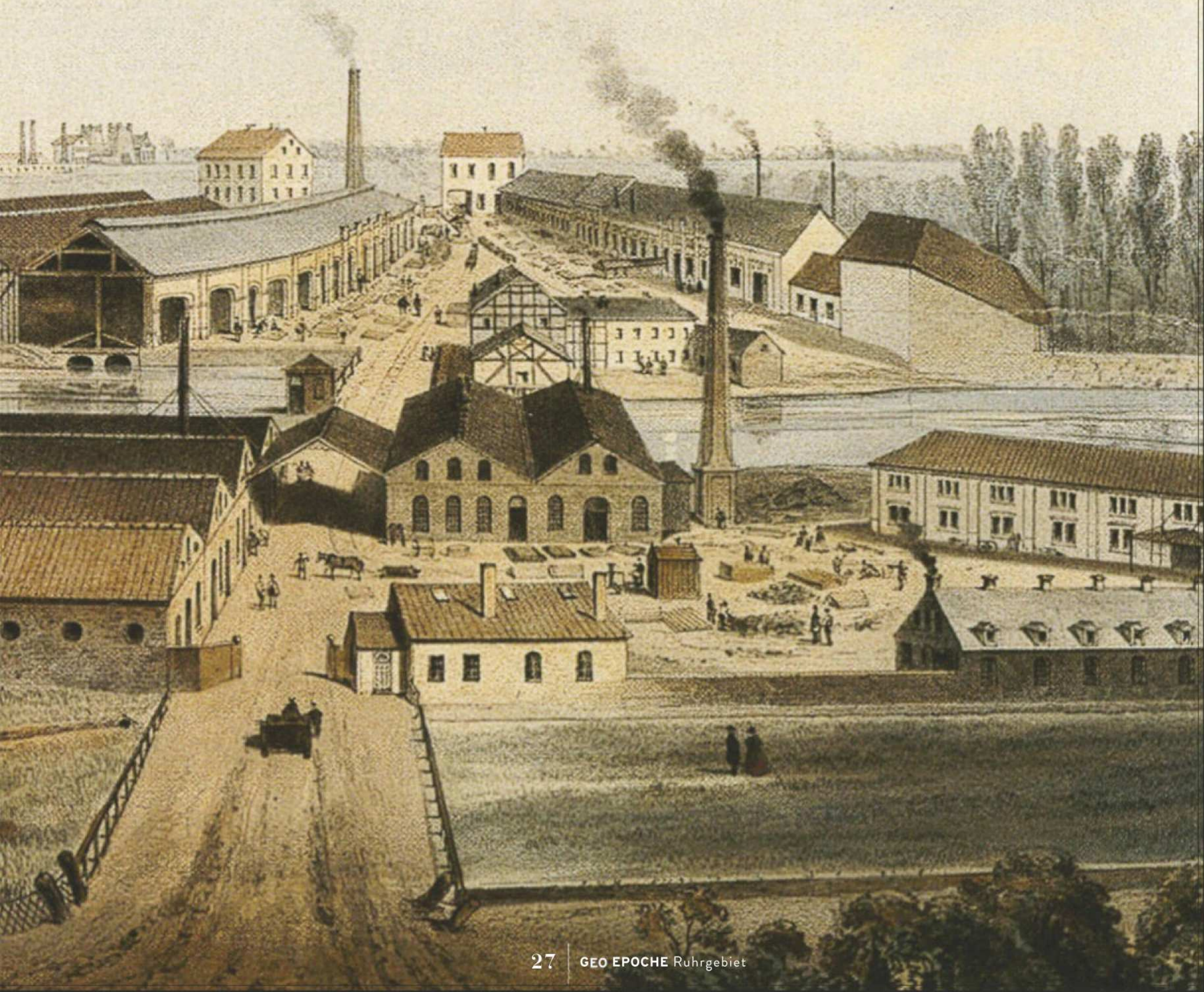
1834

Frühindustrialisierung

PIONIERE



EINER NEUEN WELT





TEXT: *Oliver Fischer*

Dies ist die Geschichte einer Verwandlung. Einer gewaltigen Metamorphose, bei der Bauern zu Arbeitern werden und auf Äckern Fabriken emporwachsen. Bei der in Wiesen und Feldern Schächte aufklaffen, die tief in die Erde führen, das Donnern von Lokomotiven und das Stampfen von Dampfschiffen durch einst stille Landschaften dringen. Ein Umbruch, der eine ganze Region so sehr verändert, dass sie gleichsam neu geboren wird.

Es ist die Geschichte der Gegenden von Duisburg bis Dortmund, dereinst Ruhrgebiet genannt, die in nur ein paar Jahrzehnten vom beschaulichen Landstrich zu einer der leistungsstärksten Industrieregionen Europas werden.

Angetrieben wird dieser Wandel von Kohle – jener Substanz, die die Epoche prägt, die Hitze liefert, Maschinen, Züge, Schiffe in Bewegung setzt und Eisen zum Schmelzen bringt. Aber auch von vielen Tausend Menschen, die Tag für Tag in einem mühsamen Ringen die

DORTMUND, UM 1804: Felder erstrecken sich bis an die Mauern der kleinen Stadt, hinter denen etliche Kirchtürme aufragen. Ein stilles Idyll, so die Anmutung – doch hat die preußische Regierung zu dieser Zeit bereits Landstraßen in der Gegend angelegt, um den Kohlenhandel zu fördern

schwarzen Brocken aus unterirdischem Gestein brechen. Ebenso von Beamten, die die Region mit Macht zu modernisieren suchen. Und vor allem von cleveren, ehrgeizigen Kaufleuten auf der Suche nach hohen Gewinnen.

Menschen wie Franz Haniel.

Ende März 1834, in Ruhrort, einem Städtchen mit knapp 2000 Einwohnern an der Mündung der Ruhr in den Rhein, unweit von Duisburg (in das es später eingemeindet wird). Franz Haniel wartet in seinem imposanten Wohn- und Lagerhaus vermutlich ungeduldig auf eine Nachricht. Er ist ein energischer Mann von 54 Jahren, mit hoher Stirn und spitzem Kinn, ein seit Langem erfolgreicher Unternehmer, der einen Kohlenhandel, mehrere Eisenhütten

und eine Werft betreibt. Doch seine Gedanken gehen wohl zu einem Grubenfeld knapp 15 Kilometer entfernt auf dem Gebiet des heutigen Essen, in das er schon Tausende Reichstaler investiert hat – bisher ohne Ertrag.

Seit eineinhalb Jahren arbeitet dort in Haniels Auftrag eine Gruppe von Bergleuten. Das Ziel, das der Unternehmer ihnen vorgegeben hat, ist ambitioniert: Sie sollen die sogenannte Mergeldecke durchstoßen, eine bislang als undurchdringlich geltende Gesteinsschicht aus Ton und Kalk, die mal wenige, mal Dutzende Meter unter der Erdoberfläche beginnt.

Darunter, so vermuten Experten, sollen sich gigantische, noch unerschlossene Kohlevorkommen erstrecken – die zudem von deutlich höherer Qualität seien als die meisten Lagerstätten nahe der Oberfläche, die Bergleute an der Ruhr seit langer Zeit abbauen.

Haniels Männer haben zunächst ein Bohrgerüst aufgebaut, anschließend mit Hacken und Schaufeln einen senkrechten Schacht bis zum Anfang der Mergelschicht gegraben und dessen Wände mit Ziegelmauern stabi-

DIE DAMPFMASCHINE, um 1780 von James Watt in Großbritannien entscheidend weiterentwickelt und damit universell einsetzbar, revolutioniert den Bergbau. Dieses Exemplar von etwa 1850 pumpt eindringendes Wasser aus einer Kohlengrube ab

lisiert. Sind dann tiefer und tiefer in das Gestein eingedrungen. Haben die größte Gefahr im Mergel – das immer wieder einbrechende Wasser – mit Pumpen bekämpft; um sie anzutreiben, nutzen sie eine der neuartigen Dampfmaschinen. So können sie schließlich, im Spätsommer 1833, in gut 50 Meter Tiefe das untere Ende der Mergelschicht erreichen. Ein erster Erfolg.

Doch noch sind die Männer nicht auf die erwarteten Kohleflöze gestoßen. Und so schlagen sie nun einen horizontalen Gang in die Unterwelt, stützen dessen Decke mit Holzstreben ab. Immer wieder treiben sie von dort aus Löcher in Boden und Wände, in der Hoffnung, den begehrten Stoff zu finden. Mehrere Monate, einen ganzen Herbst und einen Winter lang, mühen sie sich im kargen Licht ihrer Öllampen. Dann, am 27. März 1834, sehen sie in einem am Ende des Ganges nochmals zwei Meter in die Tiefe gegrabenen Schacht nachtschwarzes Gestein schimmern.

Endlich haben sie die Kohle getroffen!

Noch am selben Tag schickt der Leiter des Bergmannstrupps eine Nachricht nach Ruhrort:



„Es freut mich daß ich die Ehre haben kann Herrn Haniel die Anzeige zu machen das wir ein Flötz an gebort haben von zwei Fuß mächtigkeit.“

Haniel dürfte die Botschaft mit allergrößter Freude entgegennehmen: Es ist vollbracht. Als erster Unternehmer an der Ruhr hat er einen Weg zu den riesigen, bislang ungenutzten Kohlereservoirs gefunden, ist förmlich in neue Dimensionen vorgedrungen – in die ihm viele Geschäftsleute der Region folgen werden. Bei der Feier, die Haniel für die Bergleute ausrichtet, fließen denn auch fast 20 Liter Brantwein und an die 140 Liter Bier.

So ist Haniels Vorstoß von 1834 einer der Schlüsselmomente in der großen Verwandlung des Landes an der Ruhr: jener technischen, sozialen und ökologischen Revolution, die ihre Wucht fast genau in jener Spanne Zeit entwickelt, in der Franz Haniel lebt. Und zu der kaum einer so viel beiträgt wie er.

Als Franz Haniel 1779 in Ruhrort geboren wird, ist die Stadt bereits ein bekannter Umschlagplatz für Kohle. Am Hafen, nur gut 150 Meter von Haniels Elternhaus entfernt, legen häufig schmale Flussschiffe an, die, beladen mit dem schwarzen Gestein, die Ruhr hinabgefahren sind. Arbeiter steigen auf die Boote, schleppen die Brocken zu den Lagerplätzen der Kohlenhändler am Ufer – von wo aus sie später auf die größeren Rheinschiffe umgeladen und in die flussabwärts gelegenen Teile des Herzogtums Kleve oder weiter bis in die Niederlande transportiert werden.

Doch anders als etwa in Großbritannien und in der Region um Lüttich im heutigen Belgien ist der Abbau der Kohle an der Ruhr ein noch zaghaftes Geschäft, das gerade erst aufblüht. Die Gegend ist geprägt von einsamen Heidelandchaften,



von Wiesen, über die Wildpferde ziehen. Schlechte, im Winter kaum passierbare Straßen führen zu Bauerndörfern, deren Einwohner in ärmlichen Hütten leben und wenig ertragreiche Äcker bestellen.

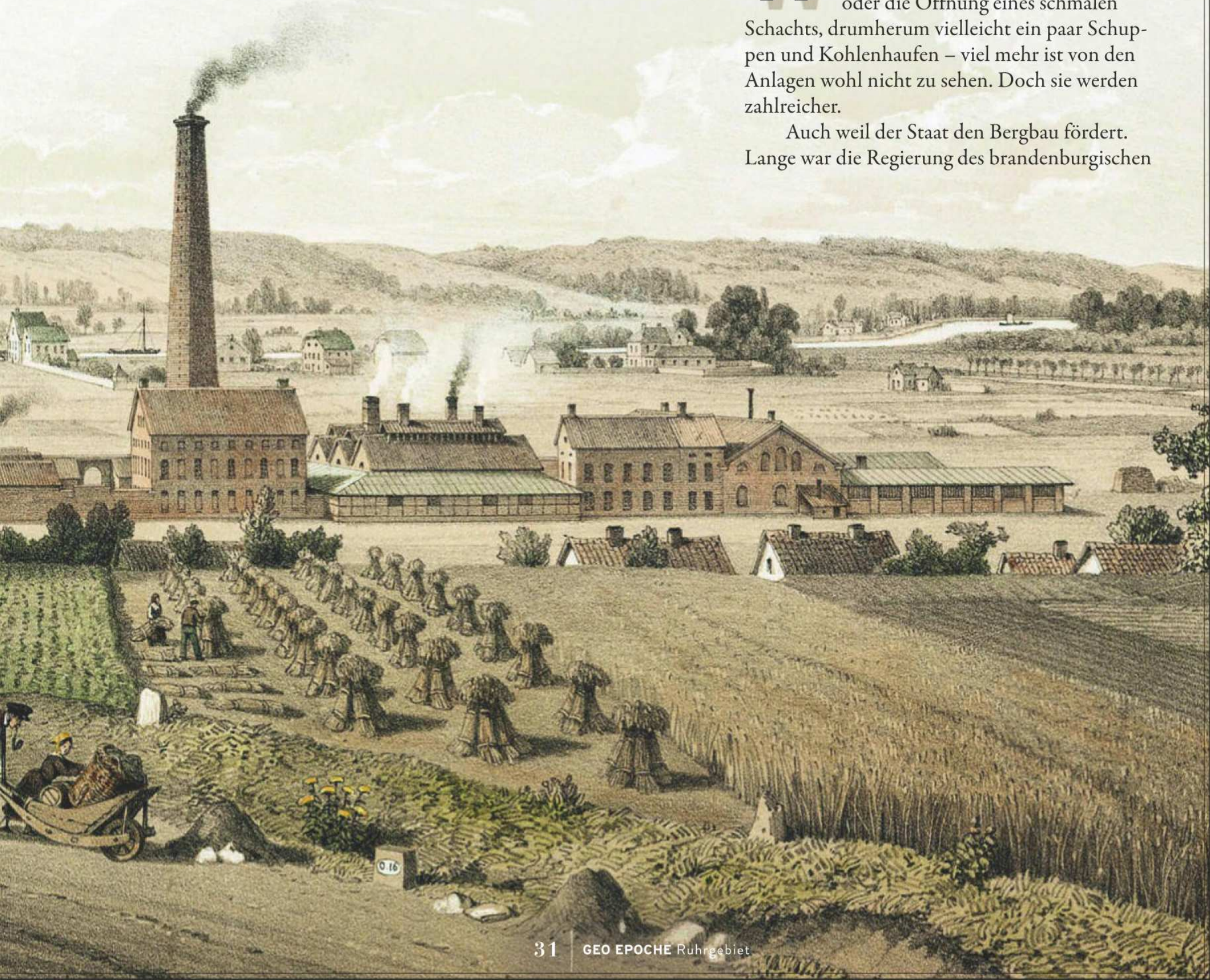
Dass es größere Mengen des schwarzen Bodenschatzes im Erdreich der Region gibt,

IMMER MEHR Unternehmer siedeln sich auf den Feldern und Wiesen der Ruhrgegend an, um mithilfe der dort gewonnenen Kohle Metall zu produzieren. Bei der Stadt Mülheim ragen um 1850 die Schornsteine einer Eisen- und einer Zinkhütte (vorn) auf

wissen die Einheimischen, aber nur gut 1000 Menschen arbeiten in den kleinen Gruben im Ruhrtal, pro Anlage oft nur acht oder zehn Mann. Wie seit dem Mittelalter graben sie mit einfachem Gerät die nur wenige Meter, manchmal sogar nur Zentimeter unter der Oberfläche liegende Kohle aus dem Boden oder schlagen Stollen, waagerechte Gänge, in die Hänge am Flussufer.

Wer durch die Landschaft streift, dem dürften die Zechen kaum auffallen: ein einsamer Stollenmund am Hang oder die Öffnung eines schmalen Schachts, drumherum vielleicht ein paar Schuppen und Kohlenhaufen – viel mehr ist von den Anlagen wohl nicht zu sehen. Doch sie werden zahlreicher.

Auch weil der Staat den Bergbau fördert. Lange war die Regierung des brandenburgischen



Staatsgebildes (später Preußen genannt), zu dem seit 1614 ein großer Teil des Landes an der Ruhr gehört, unzufrieden mit dem rückständigen Kohlerevier in ihrem westlichen Territorium. Deshalb unterstützt sie nun von Berlin aus gezielt den Abbau von Kohle, um Handel und Gewerbe zu beleben und mehr Steuern einzunehmen.

Steinkohle birgt gewaltige Mengen an Energie, mit der man etwa Salzsiedereien und Schmelzöfen betreiben kann – und die traditionellen Brennstoffe, Holz und Holzkohle, sind vielerorts knapp geworden. Bei Lüttich, nur rund 150 Kilometer von der Ruhr entfernt, gibt es bereits prosperierende Zechen, in denen Hunderte Bergleute Kohle aus der Tiefe fördern – wie vorteilhaft wäre es, wenn man auch die Ruhrgegend zu einer solchen Blüte führen könnte!

Da das größte Hindernis für einen wachsenden Absatz von Kohle aus der Region die schlechten Straßen und Wege sind, lassen die preußischen Beamten befestigte Chausseen anlegen. Und der Staat baut die Ruhr ab 1774 zu einem durchgängig schiffbaren Wasserweg mit 16 Schleusen aus. Tatsächlich beleben die verbesserten Transportwege bald spürbar



MARIA KUNIGUNDE von Sachsen ist eine der wenigen frühen Geschäftsfrauen an der Ruhr. Die Essener Fürstäbtissin besitzt zeitweise zwei Eisenwerke

das Geschäft, verstärkt noch durch die wachsende Nachfrage in den benachbarten Niederlanden.

Gleichzeitig gibt die Obrigkeit den Zechenbetreibern klare Regeln vor. Lange haben sie oft nur die ohne viel Mühe abbaubare Kohle dicht unter der Erde geschlagen, den Rest einfach stehen lassen und waren zur nächsten Lagerstätte gezogen. Um solchen Wildwuchs zu bekämpfen und die Kohle systematischer und effizienter abzubauen, hat der Staat einige Jahre zuvor eine neue „Bergordnung“ erlassen: Unternehmer müssen nun zwingend eine Konzession erwerben, bevor sie ein Bergwerk eröffnen. Die Behörden legen jährliche Fördermengen und den Preis für die Kohle fest, bestimmen die Arbeitszeiten der Bergleute – zwischen acht und zwölf Stunden pro Tag – sowie deren Löhne.

Die Eigentümer der Zechen sind daher keine freien Unternehmer, sondern vor allem

RADDAMPFER und Segelschiffe auf dem Rhein bei Ruhrort, der Heimatstadt Franz Haniels (um 1845). Über die vom preußischen Staat schiffbar gemachte Ruhr, die hier in den Strom mündet, lassen Unternehmer wie er Kohle zu ihren Kunden transportieren



dafür zuständig, die Vorgaben der Regierung umzusetzen. Zwar erhalten sie etwaige Gewinne, aber sie sind auch verpflichtet, laufend Investitionen vorzunehmen.

Doch trotz dieser Gängelung strebt eine zunehmende Zahl von Menschen in die vielversprechende Branche. Auch in Ruhrort lassen sich mehr und mehr Kohlenhändler nieder, legen immer häufiger Schiffe im Hafen an.

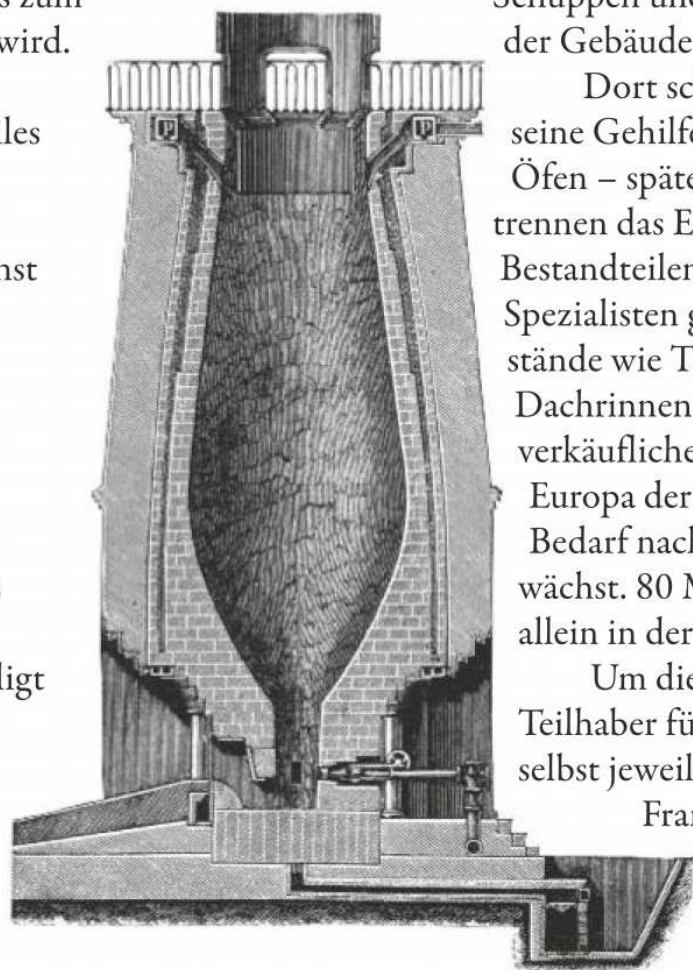
In dieser Zeit des allmählichen Aufschwungs wird Franz Haniel groß. Wie viele Industriepioniere der Gegend stammt er aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, das große Haus, in dem er aufwächst, hat bereits sein Großvater gebaut. Sein Vater stirbt, als Franz gerade zwei Jahre alt ist. Danach führt die Mutter den Familienbetrieb, treibt Handel mit Wein, Kaffee und Zucker, Holz und Munition. Zudem besitzen sie und ihre Angehörigen bereits einige Anteile an Zechen in der Region.

Franz ist das elfte und jüngste ihrer Kinder und schon als kleiner Junge beeindruckt von der Kohle. Später wird er sich erinnern, wie er gebannt zuschaut, als im Elternhaus zum ersten Mal im Ofen Steinkohle verfeuert wird.

Und Franz scheint ein geborener Unternehmer zu sein, zeigt früh merkantiles Geschick. Bereits mit 15 Jahren arbeitet er in der Firma der Mutter mit. Zudem baut er mit seinen Brüdern einen Postdienst auf, der per Ruderboot Briefe über den Rhein befördert.

Kurz nach 1800, mit Anfang 20, eröffnet er einen eigenen Kohlenhandel in Ruhrort. Das Unternehmen wächst rasch, mit sechs Kähnen lässt er bald schon Ware von den Gruben ruhrabwärts transportieren – und ebenso rasch denkt Haniel weiter: Ab Ende 1803 beteiligt er sich an Bergwerken im Ruhrtal, um eine verlässliche Quelle für Nachschub zu haben. So bringt er gleich mehrere Glieder der Wertschöpfungskette unter seine Kontrolle. Eine Strategie,

DIE GESCHÄFTE
mit Metall und Kohle befeuern sich gegenseitig. Viele Industriepioniere investieren daher branchenübergreifend (Kokshochofen zur Eisengewinnung, um 1875)



die er in den folgenden Jahrzehnten noch verfeinern wird.

Bei seinem Aufstieg hilft die umsichtige Heiratspolitik seiner Familie: Im Hause Haniel vermählt man sich entweder mit nahen Verwandten, damit das Geld in der Familie bleibt. Oder mit Abkömmlingen anderer wohlhabender Geschäftsleute, die neue Finanzmittel mitbringen, an prosperierenden Firmen beteiligt sind oder nützliche Informationen über Konkurrenten haben.

Zu den lukrativen Neuverwandten zählt zum Beispiel Haniels Schwager Gottlob Jacobi. Er ist Mitbesitzer von zwei der drei Eisenhütten, die es zu dieser Zeit in der Region gibt; alle liegen auf dem Gebiet des heutigen Oberhausen.

Erst knapp 50 Jahre zuvor hatte ein Geistlicher den ersten derartigen Betrieb der Gegend, die nördlich der Emscher beim Ort Osterfeld gelegene St.-Antony-Hütte, gegründet, nachdem in der Umgebung Raseneisenerz entdeckt worden war – gesteinsartige Brocken im Erdboden mit hohem Eisengehalt, aus denen sich das robuste, vielseitig verwendbare Metall gewinnen lässt.

Wanderer oder Reisende, die sich den Eisenhütten nähern, könnten sie auf den ersten Blick für Bauernhöfe halten: Ansammlungen von zwei, drei größeren Häusern, teils aus Fachwerk, dazu Schuppen und Scheunen – nur dass neben einigen der Gebäude mächtige Schornsteine aufragen.

Dort schmelzen der Hüttenmeister und seine Gehilfen in sieben, acht Meter hohen Öfen – später „Hochöfen“ genannt – das Erz, trennen das Eisen unter großer Hitze von anderen Bestandteilen. Aus dem flüssigen Metall gießen Spezialisten gleich vor Ort vielfältige Gegenstände wie Töpfe, Pfannen und Bügeleisen, Dachrinnen und Treppengeländer – gut verkäufliche Waren in dieser Zeit, in der in Europa der Wohlstand und damit der Bedarf nach hochwertigen Alltagsgütern wächst. 80 Menschen arbeiten bereits 1804 allein in der St.-Antony-Hütte.

Um diese Zeit sucht Gottlob Jacobi neue Teilhaber für die beiden Hütten, an denen er selbst jeweils ein Viertel hält. Sein Schwager

Franz Haniel ist interessiert – er stellt Berechnungen über sämtliche Kosten und potenzielle

Erträge auf und kommt zu dem Ergebnis, dass sich die Investition auszahlen würde.

Womöglich bezieht Haniel in sein Kalkül bereits jetzt ein, dass die Hütten, die bislang Holzkohle zur Befeuerung der Öfen nutzen, irgendwann auf Steinkohle umgestellt werden könnten. Sie würden sich dann umso besser in das Firmengeflecht des erfolgreichen Kohlenhändlers einfügen: Haniel würde Brennstoff an sein eigenes Werk liefern – also von einem Geschäft mit einem Betrieb profitieren, dessen Mitbesitzer er ist.



MATHIAS STINNES geht als Unternehmer ähnliche Wege wie Haniel. Auch der Mülheimer verschifft seine Kohle über Ruhr und Rhein mit einer eigenen Flotte

Frauen, die in dieser Zeit Unternehmen führen.

Im Aachener Steinkohlerevier wird wenig später Christine Englerth, Tochter eines Zechenbesitzers, die vom Vater geerbte Bergwerksfirma übernehmen und erheblich vergrößern. Als Geschäftsfrau betätigt sich außerdem die Essener Fürstäbtissin Maria Kunigunde: Sie war als private Investorin zeitweise Eigentümerin jener ersten beiden Hütten, deren Anteile Gottlob Jacobi und die Haniel-Brüder erworben haben, betrieb dazu – ebenfalls privat finanziert – längere Zeit eine gebührenpflichtige Fernstraße in der Gegend.

Mit dem Erwerb der Gute-Hoffnung-Hütte 1808 besitzen Franz Haniel und seine Verwandten jetzt ein Monopol: Fast 20 Jahre lang sind ihre nunmehr drei Hütten die einzigen Eisenwerke im späteren Ruhrgebiet. Und die neuen Eigentümer fassen sie zu einem Unternehmen zusammen: der „Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huysen“.

Um 1810, mit gerade mal 30 Jahren, ist Franz Haniel zur bedeutenden Gestalt in zwei zukunfts-trächtigen Branchen geworden. Doch er ist bei Weitem nicht der einzige aufstrebende Unternehmer und Industriepionier an der Ruhr.

Da ist etwa Mathias Stinnes. Der lebt ein paar Kilometer weiter östlich in Mülheim an der Ruhr, das sich nach dem Ausbau des Flusses als betriebsamer Handelsort etabliert hat. Stinnes, Sohn eines Ruhrschiffers, verfolgt ein ähnliches

Gemeinsam mit seinem Bruder Gerhard (der eine weitere Kohlenhandlung in Ruhrort führt) übernimmt Haniel 1805 tatsächlich drei Viertel der Anteile an den beiden Eisenwerken. Einige Jahre später erwerben die Brüder zusammen mit Jacobi und Heinrich Huysen zudem die Hütte „Gute Hoffnung“. Huysen ist der Sohn eines Essener Ratsherrn und Bergwerksbesitzers – und ebenfalls Schwager von Franz Haniel: Letzterer hat 1806 Huysens Schwester Friederike geheiratet.

Verkäuferin der Gute-Hoffnung-Hütte ist die Witwe Helene Amalie Krupp (siehe Seite 36), deren Enkel in Essen den späteren Weltkonzern Krupp gründen wird. Helene Amalie gehört – wie Franz Haniels Mutter Aletta – zu den wenigen

1847 WIRD DIE ERSTE BAHNSTRECKE des Ruhrgebiets fertiggestellt. Der Siegeszug des neuen Verkehrsmittels lässt die Nachfrage nach Kohle und Eisen hochschießen, vereinfacht zugleich den Transport – und treibt so die Industrialisierung weiter voran (Dampflokomotive, 1833)



Geschäftsmodell wie Haniel. Auch Stinnes hält Anteile an vielen Bergwerken, organisiert in großem Stil Handel mit der Kohle, die er mit einer eigenen Flotte von Schiffen transportieren lässt. Später gründet sein Enkel Hugo ein Unternehmen, das zu einem der bedeutendsten Konzerne Deutschlands aufsteigt.

Noch weiter ruhraufwärts betreibt der bei Hagen geborene Friedrich Harkort in einer alten Burg eine Fabrik, die neben Waren wie Kugelöfen und Heizapparaten vor allem Dampfmaschinen fertigt und bald zu den größten in der Gegend zählt. Doch Harkort ist mehr idealistischer Tüftler als Unternehmer, teilt sein Wissen gern mit anderen.

Etwa seine Erkenntnisse über das sogenannte Puddelverfahren, das er bei einer Reise nach England erkundet hat: Um das im Hochofen gewonnene Roheisen, das sich zwar gut gießen lässt, aber relativ viel Kohlenstoff enthält und daher spröde ist, schmiedbar zu machen, bringen die Briten

das Metall in einem speziellen Ofen erneut zum Schmelzen und rühren es so lange mit Stangen durch, bis der Kohlenstoff größtenteils verbrannt ist. Das auf diese Weise veredelte Eisen lässt sich zu hochbelastbarem Stahl weiterverarbeiten.

Mithilfe abgeworbener britischer Arbeiter wendet Harkort diese Technik als erster Unternehmer an der Ruhr an – und wird, weil er das Verfahren an andere Geschäftsleute vermittelt, zum wichtigen Antreiber des Fortschritts in der Region.

Mit einigen anderen Ruhrpionieren machen Jacobi, Haniel & Huyssen Geschäfte, liefern etwa Gussteile an die Brüder Dinnendahl. Franz Dinnendahl ist es 1803 in Essen gelungen, die erste in Deutschland gebaute Dampfmaschine fertigzustellen, nach dem Vorbild jener Anlage, die der britische Ingenieur James Watt drei Jahrzehnte zuvor entworfen hatte. In einer Werkstatt in Essen fertigt Dinnendahl – zunächst gemeinsam mit seinem Bruder Johann, der sich dann aber in Mülheim selbstständig macht – zahlreiche

RAUCHENDE SCHLOTE und ein Bahnhof:
Die Stadt Hagen, hier um 1855, wird später ein bedeutender Verkehrsknotenpunkt am Südostrand des Ruhrgebiets



1732–1810

WEGBEREITERIN EINES WELTKONZERNS



KEIMZELLE: Das 1811 errichtete Schmelzwerk der Familie Krupp

Energisch führt die Witwe Helene Amalie Krupp ab 1757 die Kolonialwarenhandlung der Familie in Essen, investiert auch in Zechen und kauft sogar eine Eisenhütte. Ihr Vermögen legt den Grund für eines der größten Stahlunternehmen der Erde

Im März 1799 erhält die Hütte „Gute Hoffnung“, eines der ersten Eisenwerke des Ruhrgebiets, einen neuen Besitzer, genauer gesagt: eine Besitzerin. Helene Amalie Krupp, Oberhaupt ihrer Familie, erwirbt die Anlage in Sterkrade, einem Teil des heutigen Oberhausen. Es ist der erste Schritt in das Geschäft mit Eisen und Stahl, mit dem die Krupps zu einer der mächtigsten Industriellendynastien in Deutschland aufsteigen werden. Gegründet auf Helene Amalie Krupps Tatkraft – und auf ihren Handel mit Pfeffer, Porzellan und anderen Dingen.

Durch Heirat wird Helene fast fünf Jahrzehnte zuvor, 19-jährig, Teil der Familie. 1751 ehelicht sie, selbst aus wohlhabendem Hause, den 26 Jahre älteren Friedrich Jodocus Krupp, dessen Familie bereits seit dem 16. Jahrhundert in Essen lebt und der einen profitablen Kolonialwarenladen betreibt. Und wohl schon bald danach hilft Helene Amalie ihrem Mann bei der Führung des Geschäfts.

So ist sie vorbereitet, als ihr Gatte wenige Jahre später stirbt. Als Witwe leitet sie den Betrieb nun allein, in dieser Zeit auch als Frau nicht ungewöhnlich.

Wie schon ihr Ehemann verkauft sie Lebensmittel an die Oberschicht in Essen und Umgebung sowie an dort ansässige Läden: Kaffee, Stockfisch und Rosinen, dazu exotische Gewürze wie Anis, Zimt oder Pfeffer. Zum Sortiment zählen zudem Farben, Malutensilien und Leinentuche. Ihre Hauptlieferanten sind Händler aus den Niederlanden, denn deren Waren lassen sich über Rhein und Ruhr vergleichsweise einfach nach Essen transportieren. Über die Jahre allerdings erweitert Helene Amalie Krupp den Umfang des Geschäftes erheblich, arbeitet zunehmend auch mit Bremer, Hamburger, sogar Londoner Kaufleuten zusammen.

Bei all ihren Aktivitäten beweist sie Entschlossenheit und Durchhaltevermögen. In Briefwechseln feilscht sie mit Lieferanten über Preise, fordert energisch bessere Qualität. Ihre hohen Gewinne investiert sie in Grundbesitz.

Die Eisenhütte „Gute Hoffnung“ erwirbt sie wohl eher notgedrungen: Der Vorbesitzer ist bei der Witwe stark verschuldet. Einige Jahre betreibt Helene Amalie die Hütte mit einigem Erfolg, lässt etwa Öfen, Töpfe oder Gewichte aus Eisen fertigen. Immer wieder aber gibt es Probleme mit der unzuverlässigen

Belegschaft und Streitigkeiten mit der konkurrierenden St.-Antony-Hütte.

Das Potenzial der noch neuen Branche sieht vor allem ihr Enkel Friedrich Krupp, ein Sprössling von Helene Amalies bereits verstorbenem Sohn. Seit 1805 in der Hütte tätig, will er Teile für Dampfmaschinen herstellen. Doch die Qualität der Produkte, die er auf einen ersten Auftrag hin gießen lässt, ist nicht zufriedenstellend. Und bereits 1808 verkauft die Großmutter das Werk wieder.

Als Helene Amalie Krupp am 9. Mai 1810 stirbt, hinterlässt sie ihren Erben Besitz im Wert von rund 120 000 Reichstalern, ungefähr das 300-fache Jahreseinkommen eines wohlhabenden Stadtbürgers.

Mit seinem Anteil an dem Vermögen knüpft ihr Enkel Friedrich an das kurzzeitige Metallgeschäft der Familie an. Er investiert fast alles in den Versuch, hochwertigen Gussstahl herzustellen, ist allerdings lange glücklos. Erst seinem Sohn Alfred wird es im Laufe des 19. Jahrhunderts gelingen, die Gussstahlproduktion wirklich profitabel zu machen – und einen Großkonzern der Schwerindustrie aufzubauen, den es ohne das Kapital und die Pioniertaten von Helene Amalie Krupp nie gegeben hätte. *Jakob Bauer*

dieser Antriebsapparate, die Arbeit und Alltag, ja, das ganze Leben radikal verändern werden.

November 1817. An den Kais von Ruhrort laufen Scharen von Menschen zusammen. Ein Schiff mit Schaufelrädern und Schornstein, aus dem eine lange Rauchfahne zieht, fährt in den Hafen ein. Es ist eines der ersten Dampfschiffe, die die Einwohner vor ihrer Stadt erblicken. Und an Bord ist der Sohn eines der größten Erfinder der Zeit: James Watt junior.

Der Brite hat gerade eine Rheinfahrt hinauf bis nach Koblenz gemacht, doch nun ist auf der Rückreise ein Maschinenteil geborsten. Und ein Lotse hat ihn auf einen nahe gelegenen Hütten- und Gießereibetrieb aufmerksam gemacht: Jacobi, Haniel & Huyssen.

Haniel weiß, wie wichtig gute Kontakte sind, immer wieder hat er in der Vergangenheit von der geschickten Pflege seiner Bekanntschaften profitiert. Er lädt Watt junior während der Wartezeit zum Mittagessen auf sein Anwesen. Als die Arbeiter der Hütte das gebrochene Teil nach mehreren Tagen (und einigen Problemen) schließlich nachgegossen haben, revanchiert sich Watt mit einer Einladung auf sein Schiff. In einem Brief nach England nennt er die Verantwortlichen des Eisenwerks „sehr entgegenkommend und klug“.

Es dauert acht Jahre, ehe sich der Kontakt mit Watt junior auszuzahlen scheint. 1825 reist Haniel mit seinem Bruder nach Großbritannien, das in Bergbau und Maschinentechnik allen anderen Staaten Europas weit voraus ist.

Auf der Insel angekommen, bittet er Watt per Brief, dessen Maschinenfabrik bei Birmingham besichtigen zu dürfen. Doch der Erfindersohn lehnt ab. Er fürchtet – wohl zu Recht –, dass der Deutsche auf Industriespionage aus ist (viel technisches Know-how ist auf diesem Weg auf den europäischen Kontinent gelangt). Stattdessen lädt er Haniel zum Lunch ein – was der wiederum gekränkt ausschlägt.

Für den Unternehmer zahlt sich die Reise trotzdem aus. Mit seinen Begleitern kann Haniel eine nahe gelegene Zeche besichtigen – und lernt dort eine Art des Bergbaus kennen, wie es sie zu Hause an der Ruhr so nicht gibt: In Förderkörben, die von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden, schweben die Männer durch einen Schacht mehr als 200 Meter in die Tiefe. Ebenfalls mit Dampfkraft betriebene Wasserpumpen machen es möglich, derart weit unter dem Grundwasserspiegel zu arbeiten.

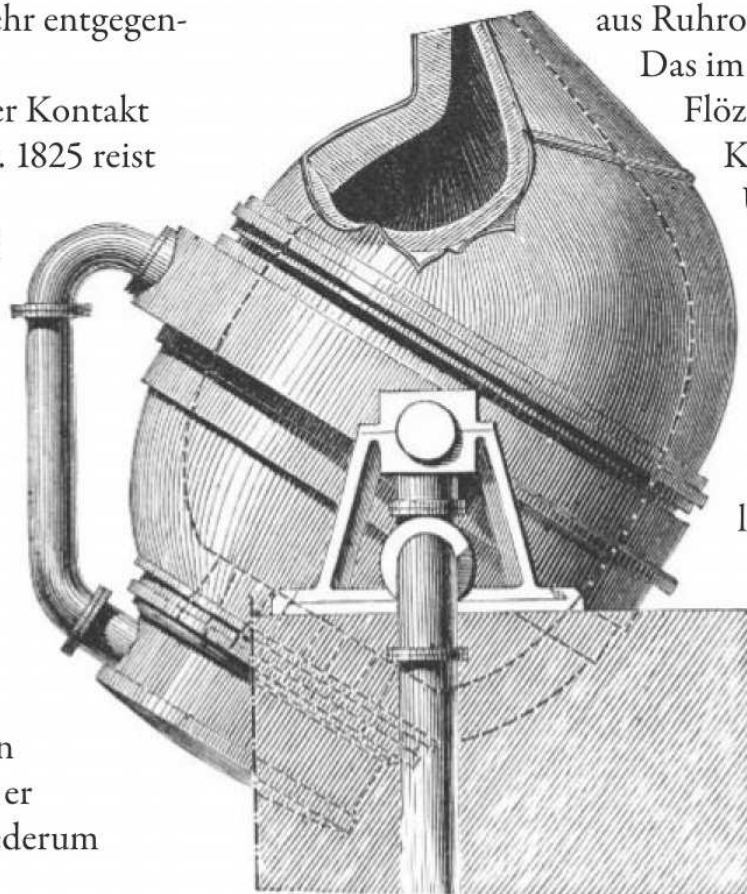
Der Besuch in der englischen Tiefbauzeche muss den Reisenden erscheinen wie ein Blick in die Zukunft. Gut möglich, dass Franz Haniel daran zurückdenkt, als er einige Jahre später einen überaus kühnen Plan fasst: als erster Ruhrunternehmer die bisher unpassierbare Mergelschicht zu durchdringen. Denn die nahe der Oberfläche liegenden, nicht von Mergel überdeckten Vorkommen im Ruhrtal sind mittlerweile vollkommen erschlossen und werden in absehbarer Zeit erschöpft sein. Nur wenn es gelingt, die Kohleflöze tiefer in der Erde zu erreichen, kann die Industrie an der Ruhr weiter aufblühen.

Im Frühjahr 1834 schafft Franz Haniel tatsächlich den großen Durchbruch. Doch bald stellt sich heraus: Die Expedition unter die zähe Erdschicht mag historisch sein – für den Mann aus Ruhrort ist sie ein finanzielles Desaster.

Das im Untergrund bei Essen neu entdeckte Flöz ist viel zu dünn, als dass sich die Kohle dort rentabel abbauen ließe.

Und in einer weiteren Tiefbauzeche, die Haniel kurz darauf anlegt, ist die Kohle von schlechterer Qualität als erwartet; weil immer wieder Wasser einbricht, muss er die Anlage nach wenigen Jahren aufgeben.

Über 130 000 Reichstaler verliert er bei diesen Versuchen. Und



TECHNISCHE INNOVATIONEN
aus England ermöglichen die Produktion hochwertigen Stahls auch im Ruhrgebiet. Das anfänglich genutzte Puddelverfahren wird hier ab 1862 durch die wirtschaftlichere Bessemerbirne (links) abgelöst

ausgerechnet seinem Mülheimer Konkurrenten Mathias Stinnes gelingt es 1842 als erstem Unternehmer, einen Schacht durch die Mergeldecke zu graben und mit Kohle aus der Tiefenzone auch wirklich Gewinn zu machen.

Doch es ist Haniel, inzwischen Anfang 60, der dem Kohleabbau im Ruhrgebiet dank seines mutigen Vorstoßes in die Tiefe einen beispiellosen Schub verliehen hat.

Der Bergbau, bislang vor allem im Tal der Ruhr ansässig, wandert nun gen Norden: Um die Städte Essen, Bochum, Dortmund und Unna sowie noch darüber hinaus bis an die Lippe erstrecken sich ergiebige Kohlevorkommen von ungeahnter Größe unter dem Mergel, werden Unternehmer bald immer neue Tiefbauzechen anlegen, in denen wie in Großbritannien von Dampfkraft betriebene Förderanlagen und Pumpen installiert sind.

So wachsen die neuen Industrien nun mit Macht. Bauernsöhne aus der Umgebung, aus dem Rheinland und aus Westfalen verlassen ihre Felder in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Lange Stunden schufteten sie unter Tage, in Hütten oder in anderen Fabriken. Dort verdingen sich auch viele Kinder: Zwar verbietet seit 1839 ein Gesetz die Arbeit im Alter unter neun Jahren, doch selbst gegen diese Auflage wird oft verstoßen.

Immerhin garantiert die alte Bergordnung der preußischen Regierung den Arbeitern der Zechen verlässliche Löhne; dazu gewähren die Knappschaften – vom Staat organisierte Berufsverbände, denen sich alle hauptberuflich tätigen Bergleute anschließen müssen – ihnen und ihren Familien bei Krankheit und Tod Unterstützung.

Franz Haniel feiert inzwischen neue Erfolge. Er erwirbt Anteile an zahlreichen weiteren Zechen, ist Anfang 1842 an mehr als 120 Bergwerken beteiligt. Und weiterhin Mitbesitzer der Hüttenwerke, in denen bereits mehr als 2000 Menschen arbeiten. Anders als früher stellen sie nun vermehrt schwere Gerätschaften her: Dampf-



FRIEDRICH HARKORT verbreitet das Puddelverfahren zur Herstellung von schmiedbarem Stahl in Deutschland. Für seine Maschinenproduktion wirbt der Tüftler und Fabrikant Arbeiter in England an

maschinen, Schiffe, Brückenteile. Und bald auch Lokomotiven und Schienen für die Eisenbahn.

Denn der Unternehmer ist an dem wahrscheinlich größten Infrastrukturprojekt der Region beteiligt, dem Bau der „Köln-Mindener Eisenbahn“, nur wenige Jahre nach der ersten Fahrt einer dampfbetriebenen Schienenbahn in Deutschland.

1842 ist Haniel mit einer Delegation nach Schloss Sanssouci in Potsdam gereist, um König Friedrich Wilhelm IV. vom Nutzen einer Trasse zwischen Weser und Rhein zu überzeugen. Und hat sich dafür eingesetzt, dass diese auf einer eher nördlichen Route verläuft – dort nämlich, wo seine Eisenhütten und mehrere seiner Bergwerke liegen.

Haniel triumphiert schließlich doppelt: Der Staat erteilt der zu diesem Zweck gegründeten Aktiengesellschaft tatsächlich die Konzession, die Bahnlinie entlang der Nordroute zu bauen, und Haniels Hüttenwerke erhalten in der Folge Aufträge über zwölf Millionen Tonnen Schienen.

1847 wird die gut 250 Kilometer lange Bahnstrecke fertiggestellt. Auf ihren Gleisen, und auf denen einer rasch wachsenden Zahl weiterer Routen, gelangt Kohle in größeren Mengen als je zuvor an den Rhein und von dort in die Niederlande sowie flussaufwärts Richtung Süden, über Anschlussstrecken zudem bald auch nach Norden und Osten. Nicht zuletzt dank der neuen Eisenbahnen, mit denen die Kohle rascher und kostengünstiger vermarktet werden kann, wagen Unternehmer den Bau vieler neuer Zechen, ziehen weitere Arbeiter und Ingenieure in die Region.

Haniel hat sich unterdessen weitere vielversprechende Grubenfelder nahe der Strecke der Köln-Mindener Eisenbahn verschafft. Er errichtet dort die Zeche Zollverein: Sie wird mehr Kohle fördern als jedes andere Bergwerk im Ruhrgebiet.

In der ganzen Region wächst das Geschäft mit dem schwarzen Gestein um die Mitte des 19. Jahrhunderts nun rasant. Innerhalb von zehn Jahren verdoppeln die Zechenbetreiber in etwa die Menge der jährlich abgebauten Kohle. Und von der altmodischen Bergordnung mit ihren

bürokratischen Vorschriften wollen sich die erfolgreichen Unternehmer nicht länger einengen lassen; selbstbewusst fordern sie von der preußischen Regierung Änderungen.

So auch Franz Haniel. 1848 schickt er seinen Sohn und designierten Nachfolger Hugo in eine staatliche Kommission in Berlin, die an einer Reform des Bergrechts arbeitet. Die Zechenbetreiber protestieren zunehmend heftiger gegen die Einschränkungen. Und schließlich gibt die Regierung nach. Ein Bündel von 14 neuen Gesetzen hebt die ungeliebten Regeln nach und nach auf.

Die Bergwerksbesitzer können nun ungehindert über ihr Eigentum verfügen, müssen sich weder Fördermengen noch Preise von den

Beamten genehmigen lassen. Und da sie keine Eingriffe der Behörden mehr zu fürchten haben, wagen sie weit größere Investitionen, bauen immer neue Bergwerke.

Für die Bergleute dagegen bedeuten die Reformen einen Verlust: Nicht mehr der Staat legt ihre Löhne und Arbeitszeiten fest, diese werden vielmehr frei zwischen Arbeitern und Unternehmer vereinbart – wobei Letztere oft die Bedingungen diktieren können. Immerhin bleiben die Knappschaften erhalten, die den Bergleuten in Notlagen Geld zahlen.

Franz Haniel betreibt schon länger, ebenso wie einige andere Firmenchefs, eigene „Unterstützungskassen“. Sie bieten kostenlose Arztbesuche, Schulgeld für Waisen und Witwenrenten – werden aber, wie die Knappschaften,

HARKORTS FABRIK erhebt sich in den Bauten der Burg Wetter an der Ruhr. Der 1818 gegründete Betrieb ist eines der ersten Unternehmen in Deutschland, die Dampfmaschinen nicht nur selbst nutzen, sondern auch für den Verkauf fertigen



LITERATURTIPPS

BERNHARD

WEBER-BROSAMER U. A.

»Haniel 1756–2006.

**Eine Chronik in Daten
und Fakten«**

Umfassende Unternehmensbiografie (Franz Haniel & Cie.).

FRANZ-JOSEF

BRÜGGEMEIER

»Grubengold – Das
Zeitalter der Kohle von
1750 bis heute«

Hervorragendes
Panorama (BPB).

zu einem beträchtlichen Teil durch Beiträge der Arbeiter finanziert.

Die frisch erschlossenen Grubenfelder nördlich der Ruhr, der Siegeszug der Eisenbahn, die Abkehr von der alten Bergordnung: All das entfesselt eine ungeheure ökonomische Dynamik.

Weil der Tiefbau meist zu kostspielig ist, um neue Werke allein aus familiären Firmengeldern zu finanzieren, schließen sich Unternehmer vor Ort immer häufiger zu Aktiengesellschaften zusammen, an denen sich auch Investoren aus Großbritannien, Frankreich oder Belgien beteiligen. Und nach dem Vorbild Franz Haniels erschaffen viele Geschäftsleute branchenübergreifende Unternehmen, bei denen Kohleförderung sowie Metallgewinnung und -verarbeitung in einer Hand liegen.

Beide Sparten befeuern sich gegenseitig immens: Denn die Eisenwerke benötigen Kohle für ihre Öfen – die von Lokomotiven zu den Hütten gebracht wird. Die Lokomotiven werden selbst aus dem in den Hütten produzierten Eisen gefertigt, werden zudem mit Dampf betrieben.

Und so steigt mit jeder neuen Lokomotive für den Transport wiederum die Nachfrage nach dem schwarzen Gestein. Dazu fertigen die Hütten auch Dampfschiffe und Dampfwebstühle, die ebenfalls sowohl in Herstellung wie Betrieb gewaltige Mengen Kohle verschlingen und so ihrerseits die Dynamik speisen: Noch mehr Brennstoff



Lesen Sie auch »Mister
Watts Wundermaschine«
(aus GEOEPOCHE Nr. 30)
über den Durchbruch
der Dampfkraft auf
www.geo-epoche.de

BINNEN WENIGEN JAHRZEHNTE weichen viele Naturflächen des Ruhrgebiets den Bauten der neuen Zeit. Die Stadt Essen (im Bild rechts) wirkt um 1880 nur noch wie ein Anhängsel der Krupp'schen Gusstahlfabrik, in deren Werkhallen Tausende Männer arbeiten



IN KÜRZE

muss befördert werden, noch mehr Lokomotiven, Waggonen, Schienen, Brücken, Schiffe sind dafür notwendig.

Es ist ein gigantischer, von den scheinbar unerschöpflichen Kohlevorräten befeuerter Kreislauf, der die große Verwandlung des Ruhrgebiets immer weiter vorantreibt, die Region trotz mancher Krisen und Rückschläge im Laufe des 19. Jahrhunderts endgültig zum wirtschaftlichen Herz Deutschlands macht.

Ein Kreislauf, den Franz Haniel mit in Gang gesetzt hat – und der ihn reicher und reicher macht: Gegen Ende seines Lebens ist er der größte Bergwerksbesitzer an der Ruhr. Allein die Zeche Zollverein fördert mit jährlich rund 200 000 Tonnen mehr als doppelt so viel Kohle wie die gesamte Gegend im Jahr seiner Geburt. Zudem gehört ihm weiterhin ein zwischenzeitlich noch

In den Jahrzehnten um 1800 fasst die Industrialisierung im späteren

Ruhrgebiet mit seinen Kohlevorkommen Fuß. Staatliche Förderung und der Wagemut zahlreicher Pioniere lassen immer mehr Zechen entstehen, die wiederum Kohle für die Erzeugung von Eisen und Stahl liefern. Eine Wechselwirkung, die branchenüberspannende Großunternehmen gebiert.

Beschleunigt wird die Wandlung der Gegend zu einer der leistungsstärksten Industrieregionen Europas durch technische Neuerungen – allen voran die Dampfmaschine und die Eisenbahn.

gewachsener Anteil an der Firma Jacobi, Haniel & Huysen. Deren Fabriken bedecken, 60 Jahre nach ihrer Gründung, in Oberhausen und anderen Orten große Areale mit lang gezogenen Hallenbauten und beschäftigen rund 5000 Menschen.

Franz Haniel stirbt am 24. April 1868 im Alter von 88 Jahren, wenige Monate nach seiner Frau. Der Mann, der so viele Veränderungen angestoßen hat, ist selbst immer auf demselben Fleck geblieben: Der Tod ereilt ihn in jenem Haus, in dem er zur Welt kam, in dem er vermutlich die Nachricht vom Mergeldurchbruch erhalten, in dem er die meisten seiner Entscheidungen getroffen hat.

Und in dessen Nähe Millionen Tonnen des brennbaren schwarzen Gesteins umgeschlagen wurden, das sein Leben wohl mehr bestimmt hat als alles andere. ◇





SELBSTBEWUSST pflegen die sogenannten »Ruhrpolen« in ihrer neuen Heimat ihr Brauchtum – wie diese Teilnehmer einer religiösen Zeremonie 1930 in Herne



POSTKARTE aus Bottrop – Spitzname »Klein-Warschau«: In der Stadt ist die polnischsprachige Bevölkerung besonders zahlreich; die Zugezogenen gründen eigene Banken und Gewerkschaften

NOWA OJCZYŻNA*

AUFBRUCH IN EINE *NEUE HEIMAT

Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 beginnt im Ruhrgebiet eine neue hochfliegende Ära. Immer mehr Bergwerke und Fabriken gehen in Betrieb – in denen aus Mangel an heimischen Arbeitskräften zunehmend Menschen aus den Ostgebieten des Reiches schuften: Angelockt von verheißungsvollen Versprechen, strömen bald jedes Jahr Tausende polnischsprachige Zuwanderer in die wuchernde Industrieregion – und finden hier trotz Anfeindungen ein Zuhause

TEXT: Katharina von Ruschkowski

In der neuen Heimat mag sie das Gefühl beschleichen, die alte gar nicht verlassen zu haben: Schon am Bahnhof von Herne, wo Familie Drygas – Vater, Mutter, Sohn Stanisław mit mehreren Geschwistern – im Jahr 1902 ankommt, nach langer Fahrt in überfüllten Zügen, fliegen ihnen polnische Sprachfetzen entgegen. Auch der Kiosk hat Zeitungen in ihrer Muttersprache in der Auslage.

In der Stadt, in der Bahnhofstraße etwa, ebenfalls gewohnte Namen, gewohnte Waren: Im Schaufenster des Schreibwarenladens „Józefowski“ türmen sich neben Broschüren polnische und deutsche Gebetbücher, in einer anderen Straße bietet ein polnischer Metzger Fleischwaren an. Nicht weit entfernt vertreibt „Jankowiak“ Haushaltsgegenstände. Bald schon nach ihrer Ankunft wird die Familie Drygas einen Emaille-Herd für die Küche bei dem Landsmann erstehen. Und jeden Sonntag werden alte Freunde vorbeikommen – zum Plausch über die Gegend von Kościan in der Provinz Posen, aus der die meisten von ihnen stammen.

Zu Zehntausenden sind Menschen in den vergangenen Jahrzehnten weit im Osten aufgebrochen, in Posen, Masuren oder Schlesien, um sich – angelockt von hohen Löhnen und dem Versprechen auf ein besseres Leben – auf den Weg hierher



IN ARBEITERSIEDLUNGEN wie hier der Kolonie Dunkelschlag in Sterkrade (heute zu Oberhausen) gibt es anfangs Konflikte zwischen Einheimischen und Polen, später jedoch oft einen besonderen Zusammenhalt

ins Ruhrgebiet zu machen. Um anzuheuern in den stetig anschwellenden, durch die gewaltige Kraft der Industrialisierung förmlich explodierenden Städten. In Essen und Dortmund, in Bottrop, Gelsenkirchen und Oberhausen. Oder in Herne, wo Familie Drygas etwas Merkwürdiges vorfindet: eine vertraute Fremde.

Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs, Anfang 1871, zündet eine weitere Stufe im wirtschaftlichen Aufstieg des Ruhrgebiets. Die deutschen Staaten – unter Führung Preußens – haben Frankreich im Krieg niedergeworfen. Preußenkönig Wilhelm I. wird im Schloss von Versailles zum Kaiser eines gesamtdeutschen Reiches ausgerufen. Die unterlegenen Franzosen müssen Gebiete abtreten. Und sie haben Reparationen in Höhe von fünf Milliarden Franc zu zahlen – mehr als der Krieg die Deutschen gekostet hat.

Der gewaltige Geldzufluss sowie die Euphorie von Triumph und politischem Neuanfang sorgen für einen beispiellosen Boom, gerade im Ruhrgebiet: Neue Unternehmen entstehen, angestammte wie die Essener Stahlfabrik Krupp wachsen – gefördert und geschützt durch den jungen deutschen Staat.

Zwar folgt bald schon eine erste Krise, da der gesättigte Markt die Preise einbrechen lässt. Dennoch kann die Produktion unvermindert weitergehen. Um die heimische Industrie zu stärken, erlaubt das deutsche Kaiserreich Firmen die



HUNDERTE VEREINE gründen die Migranten im Ruhrgebiet. Die Fahne des katholischen Vereins polnischer Bergarbeiter in Eving (heute zu Dortmund) zieren Kreuz, Schlägel und Eisen

Gründung von Kartellen, die Kohle- und Stahlpreise absprechen. Kräftige Zölle schirmen die Ruhrindustrie zudem vor der Konkurrenz aus den Nachbarländern ab, und die

Aufrüstungsprogramme Kaiser Wilhelms II., der Deutschland zur Weltmacht führen will, kurbeln sie weiter an.

So wird sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Kohleförderung im Revier mehrfach verdoppeln. Es ist die Zeit der sogenannten Hochindustrialisierung: Immer neue Zechen werden eingerichtet, immer neue Fabrikhallen gebaut. Und immer mehr Arbeitskräfte müssen eingestellt werden, damit die Bergwerke fördern, die Schlote rauchen können.

Anfangs kamen die zusätzlichen Arbeiter vor allem aus dem Rheinland sowie dem ländlichen Westfalen, ehemalige Bauersöhne meist, die sich nun im Ruhrgebiet verdingen. Doch schon um die Zeit der Reichsgründung lassen sich in den benachbarten Regionen nicht mehr genug Arbeitskräfte auftun.

Unternehmen müssen nun aktiv um Menschen werben. Und rasch weiten die ersten Betriebe ihre Suche in Richtung Osten aus, auf die Provinzen Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen. Manche dieser Gebiete gehören erst seit der Zerschlagung des Staates Polen Ende des 18. Jahrhunderts zu Preußen (und damit nun auch zum Kaiserreich) und sind sprachlich wie kulturell weiterhin polnisch geprägt. Anders als im Westen ist die Konjunktur dort eher schwach. Viele Menschen sind arbeitslos oder schlecht bezahlt – und darum, so das Kalkül der Ruhrindustriellen, leicht zu locken.

Schon Anfang 1871 schicken erstmals Grubenbetreiber aus Bottrop einen Mitarbeiter in die obererschlesische Bergbaustadt Rybnik, damit er Arbeiter anwirbt. Was sie offenbar nicht bedacht haben: Der Mann spricht kaum Polnisch. Und die dortigen Bergleute sind – trotz preußischer Staatsbürgerschaft – des Deutschen nicht mächtig.

Mit Händen, Füßen, vielleicht auch Gratis-Schnaps und Zigaretten, die später oft als Überzeugungsmittel dienen, gelingt es dem Anwerber trotzdem, 25 Männer zur Reise an die Ruhr zu bewegen. Kurz darauf macht sich ein Polnisch sprechender Zechenmitarbeiter aus Bottrop auf nach Osten; er kehrt mit bereits 400 Bergleuten heim.

Die „Ruhrpolen“, wie die neuen Arbeitsmigranten bald schon genannt werden, erweisen sich als fähig. Immer mehr Fabrikanten und Bergwerksbesitzer werben deshalb im Osten um Männer. Auch einfache Landarbeiter nehmen sie, ler-



MANCHE POLEN kommen nur auf Zeit ins Ruhrgebiet. Viele Saisonarbeiter leben in Unterkünften mit einem gemeinschaftlichen Speisesaal wie diesem (Foto aus Oberschlesien, um 1905)

nen die Neulinge im Ruhrgebiet an. Die Arbeitgeber schalten Zeitungsannoncen vor Ort, schicken professionelle Agenten auf Reisen, die Flugblätter in den Dörfern verteilen, manchmal mit Schellenkränzen durch die Straßen ziehen. In eigens angemieteten Werbebüros oder in Gaststätten laden sie die Interessierten zum Gespräch, ködern sie dort mit Löhnen von zwei, drei Mark am Tag – mehr als das Doppelte von dem, was ein Landarbeiter im Osten verdient.

Die Agenten versprechen gute Wohnungen, eigene Gärten. Wer den Arbeitsvertrag unterschreibt, wird mit einer Prämie von einer Mark belohnt. Und am Ende zu einem heiteren Abend mit reichlich Getränken, Tusch und Tanz gleich vor Ort im Wirtshaus geladen. Bis um die Jahrhundertwende machen sich so Zehntausende Menschen aus den Ostgebieten auf den Weg in den Westen.

Die Region, die sie erreichen, ist in dramatischem Wandel, mit Macht dabei, zum größten Industriegebiet Europas zu werden, ein Ballungsraum von Zechen, Fabriken, Menschen, Häusern. Und manche der Städte gibt es hier nur wenig länger als die Neuankömmlinge aus dem Osten.

Denn wie aus dem Nichts entstehen viele Siedlungen in dieser Zeit. Einige beginnen als kleine Kirchdörfer, an-

dere wachsen neben Industrieanlagen und Verkehrsknotenpunkten, wo vorher kaum ein Haus stand. Oberhausen etwa gründet sich um eine von Heide und Kiefern umstandene Station der Köln-Mindener Eisenbahn. Hamborn, einst eine verstreute Bauernschaft rund um eine Abtei bei Duisburg, schwillt binnen weniger Jahrzehnte an zu einer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern. Auch Herne ist um 1850 noch ein unbedeutender Weiler, dessen Bevölkerung sich in weniger als zwei Generationen verzwanzigfacht, auf 20 000 Einwohner. Um 1900 hat ein Fünftel von ihnen masurische oder polnische Wurzeln – wie die Drygas.

Die Familie hat wohl, wie viele in jenen Jahren, ihr komplettes altes Leben aufgegeben, um neu zu beginnen. Ihr Sohn Stanisław wird später die gemeinsame Geschichte aufschreiben.

Viel bringen sie vermutlich nicht mit ins Revier. Vielleicht ein Stück Seife, Hand- und Taschentücher, ein Rosenkranz, ein Gebetbuch, etwas Kleidung.

Ihre wichtigste Anschaffung nach ihrer Ankunft im Ruhrgebiet wird der neue Herd, auf dem die Mutter bald kräftiges Essen mit Fleisch kocht – nicht mehr nur Mehlsuppe mit Kartoffelschnitzen wie in Posen.



AUF FAHRRÄDERN durch die neue Heimat: In Recklinghausen gründeten Zugewanderte aus dem Osten den Radlerverein »Gwiazda« – »Stern« (Foto um 1900)

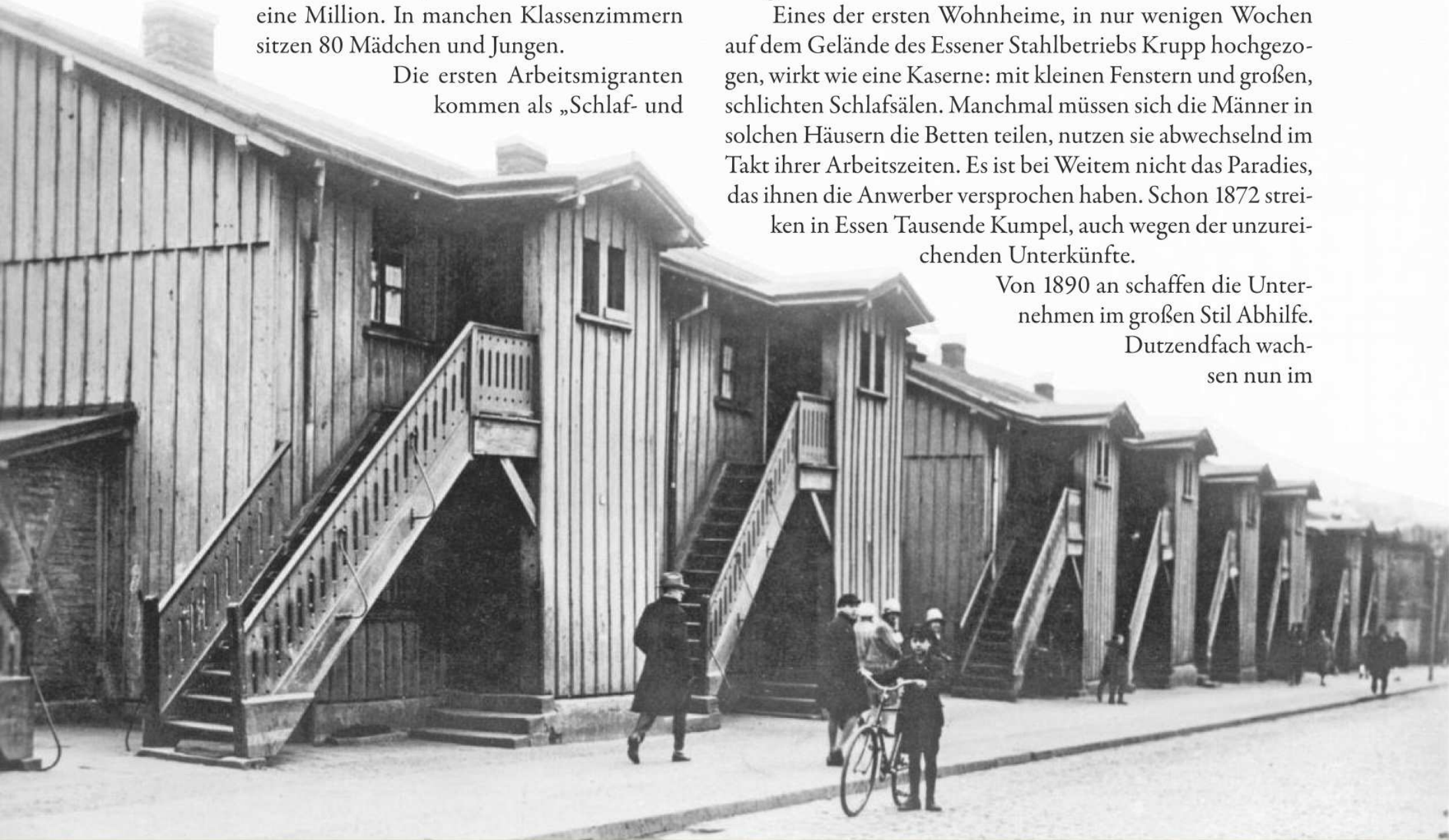
Schnell eine akzeptable Unterkunft zu bekommen, ist jedoch keine Selbstverständlichkeit. Die Kommunen kommen mit dem Zuzug der vielen neuen Arbeiter und ihrer Familien meist kaum mit: Wohnraum ist chronisch knapp. Dazu müssen Krankenhäuser, Kläranlagen, Schulen errichtet werden. Allein zwischen 1895 und 1910 verdoppelt sich im Ruhrgebiet die Zahl der Schulkinder unter 14 Jahren von einer halben auf eine Million. In manchen Klassenzimmern sitzen 80 Mädchen und Jungen.

Die ersten Arbeitsmigranten kommen als „Schlaf- und

Kostgänger“ meist bei Einheimischen unter, die zugige Schuppen, alte Ställe oder dunkle Dachböden zu überhöhten Preisen untervermieten und oft Verpflegung gleich mit anbieten. Doch die Wohnungsnot macht es bald schwer, neue Arbeiter anzulocken und droht so, das Wachstum der Industrie zu bremsen. Den Ruhrindustriellen bleibt daher kaum etwas anderes übrig, als selbst Unterkünfte zu errichten.

Eines der ersten Wohnheime, in nur wenigen Wochen auf dem Gelände des Essener Stahlbetriebs Krupp hochgezogen, wirkt wie eine Kaserne: mit kleinen Fenstern und großen, schlichten Schlafsälen. Manchmal müssen sich die Männer in solchen Häusern die Betten teilen, nutzen sie abwechselnd im Takt ihrer Arbeitszeiten. Es ist bei Weitem nicht das Paradies, das ihnen die Anwerber versprochen haben. Schon 1872 streiken in Essen Tausende Kumpel, auch wegen der unzureichenden Unterkünfte.

Von 1890 an schaffen die Unternehmen im großen Stil Abhilfe. Dutzendfach wachsen nun im



DER INDUSTRIELLE BOOM lässt zahlreiche Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet entstehen. Eine der ersten Wohnkolonien zieht die Firma Krupp 1871 in Essen hoch (oben)



KOMFORTABLER lebt es sich in den neuen »Gartenstädten«, schmucke Wohnviertel am Stadtrand wie die ebenfalls von Krupp finanzierte und ab 1909 errichtete Essener Siedlung Margarethenhöhe



LIEDER AUS DER alten Heimat:
1898 gründet sich in Oberhausen
der Gesangsverein »Mickiewicz«

Revier neue Siedlungen und Viertel empor: kleine Backsteinbauten, mit geringem Abstand zueinander errichtet, meist gleich konstruiert, wie aus dem Baukasten. Diese Häuser bergen fast immer vier etwa 50 Quadratmeter große Wohnungen, in denen die Familien jeweils für sich leben. Hinter dem Haus: vier längliche Gartenparzellen, auf denen die Mieter ein bisschen Gemüse ziehen, Hühner halten, Kaninchen fettfüttern, eine Ziege melken.

Aber auch die neuen Wohnsiedlungen haben ihre Tücken. Zwar schreiben Gesetze den Gruben- und Fabrikbetreibern vor, für Feuersicherheit zu sorgen und ihre Kolonien an das örtliche Straßennetz anzuschließen. Aber ausbauen müssen die Unternehmer diese Straßen nicht.

Durch die Arbeitersiedlungen führen darum vielfach bessere Feldwege, die sich nach jedem Regen in Matschpisten verwandeln. Ihr Wasser bekommen die Bewohner oft nur an öffentlichen Zapfstellen. Sauberes Trinkwasser ist ohnehin knapp. 1901 bricht in Gelsenkirchen eine Typhus-Epidemie aus; Tausende erkranken, 300 Menschen sterben. Wahrscheinlich hat ein Wasserwerk nach einem Rohrbruch verschmutztes Wasser in die Leitungen eingespeist.

Auch die Abwasserentsorgung funktioniert nicht überall. Viele Bewohner leiten ihre Fäkalien, ihr Spül- und Badewasser deshalb einfach in den Straßengraben. In stinkenden Lachen vermehren sich Mücken und Bakterien.

Vermutlich ist Familie Drygas trotz allem froh, ihre erste vorläufige Bleibe nach einigen Wochen gegen ein einstöckiges Haus tauschen zu können. Doch im neuen Heim blüht der Schimmel an den feuchten Wänden. Viele Neubauten werden deutlich zu früh vermietet, bevor der Mörtel getrocknet ist.

So muss die Familie ein weiteres Mal umziehen, in eine Siedlung in Herne.

Etwas neidvoll mögen die Drygas deshalb bald auf ein Bauprojekt in der Umgebung blicken. Dort, östlich der Stadt, entsteht die Siedlung Teutoburgia, eine der sogenannten Gartenstädte, die Architekten an zahlreichen Orten des Ruhrgebiets in diesen Jahren entwerfen – schicke, individuell gestaltete Anwesen statt uniformer Reihenhäuser. In Teutoburgia erheben sich schließlich Klinkerfassaden mit grün lackierten Fensterläden, drinnen, wo mehrere Familien wohnen,

haben manche Bewohner – oft höhere Angestellte der Werke – gar Waschküche und Zentralheizung, ab 1919 bereits Wasserklosetts.

Von Hecken durchzogen und mit Parks umsäumt, ist die Siedlung, neben der Essener Margarethenhöhe, eine der schönsten dieser Art im Revier. Und eine kleine Welt für sich. Für Arbeiter wie die Drygas sicher aber: unerreichbar.

Die Erinnerungen des Sohnes klingen dennoch nicht klagend. In der alten Heimat hatte der Vater wahrscheinlich von früh bis spät schuften müssen, reichte das Einkommen vermutlich kaum zum Überleben. Im Ruhrgebiet sind die Schichten der Bergarbeiter inzwischen auf acht Stunden unter Tage begrenzt, sind die Löhne die höchsten im ganzen Reich.

Familie Drygas kann sich bald sogar bescheidenen Luxus leisten: Der Vater lässt sich eine Büste des polnischen Nationalhelden Tadeusz Kościuszko anfertigen, schenkt Sohn Stanisław eine Uhr.

Unterdessen spendet die polnische Gemeinschaft vor Ort Geborgenheit. Die Arbeitsmigranten gehen meist in Städte, in denen bereits Verwandte, Freunde oder andere Landsleute leben: Posener wie die Drygas zieht es darum etwa nach Oberhausen oder eben in die Gegend von Herne. Manche Straßen der Stadt und der damals umliegenden Orte Horsthausen und Röhlingshausen haben sich über die Jahre in polnische und masurische Kolonien verwandelt, mit eigenen Geschäften. Bei vielen Zechen in Herne und Umgebung sind polnischstämmige Kumpel längst in der Mehrheit.



IN MANCHEN GRUBEN ist die Mehrheit der Kumpel polnischstämmig – hier die Bergleute auf Zeche Hannover in Hordel (heute zu Bochum)

LITERATURTIPPS

MATTHIAS BLAZEK

»Polacy w Westfalii – Polen
in Westfalen«Einfühlsame Darstellung der
Migration ins Ruhrgebiet
(ibidem).

DITTMAR

DAHLMANN ET AL. (HG.)

»Schimanski, Kuzorra
und andere«Aufsätze etwa zum
Kulturleben der
Ruhrpolen (Klartext).

In Gelsenkirchen, knapp zehn Kilometer westlich von Herne, lebt eine große Zahl von Masuren. In Bottrop sammeln sich Oberschlesier; die Polnisch sprechenden Einwohner sind so zahlreich, dass deutschtümelnde Verwaltungsbeamte dem Ort zunächst die Stadtrechte verweigern.

Zu einer Art Zentrum polnischen Lebens im Revier erwächst Bochum, wo sich eigene Seelsorger, eine Zeitungsredaktion, später auch Gewerkschaften, Banken und eine Volksbücherei ansiedeln – vor allem in einer Straße in der Innenstadt, die bald, wie auch Bottrop, im Volksmund „Klein-Warschau“ genannt wird.

Für viele der Polen, streng im katholischen Glauben verwurzelt, spielen ihre Kirchengemeinden eine große Rolle. Zudem gründen die Zuwanderer zahlreiche Vereine und Verbände. 1914 sind in den Registern des Ruhrgebiets rund 1000 erfasst: Gemeinschaften wie der Gelsenkirchener Gesangsverein „Lutnia“, die Oberhausener Abteilung der Turnorganisation „Sokół“ oder der 1885 in Herne entstandene „St. Stanislaus-Verein“, der an Weihnachten die traditionell polnische Gwiazdka-Feier ausrichtet – mit einer Auktion, bei der die Zweige eines Weihnachtsbaums versteigert werden, mit Chorgesang und Geschenken für die Kinder.



Lesen Sie auch

»Das Prinzip Krupp« (aus
GEOEPOCHE Nr. 30) über
die Fabrikstadt der Indus-
triellendynastie in Essen auf
www.geo-epoche.de

Stanisław Drygas, der das Fest gleich im ersten Jahr nach der Ankunft besucht, schwärmt: „An diesem Tage fühlte ich, dass polnische Sprache nicht nur der Kommunikation dienen soll, sondern der Bewahrung der polnischen Seele.“

Die Gemeinschaft gibt den Hinzugezogenen Kraft, die mitunter heftigen Anfeindungen der Einheimischen auszuhalten. Denn längst fürchten manche Alteingesessene, die Ruhrpolen könnten in Städten und Zechen zu viel Einfluss gewinnen. Offen spotten sie über die auffallend bunte Tracht, die polnischstämmige Frauen tragen: „grün und blau, Pollacksfrau“. Deren Wohnungen seien schmutzig, die Kinder unerzogen. „Wir sind doch nicht bei den Koslowskis“, wird im Revier zum Schimpfwort. Und die polnischen Männer: Ständig betrunken, lüstern, aufsässig seien sie.

Tatsächlich herrschen vor allem unter den jungen, alleinstehenden Arbeitern jeglicher Herkunft raue Sitten. Vor allem jene, die in den Wohnheimen schlafen, fast ohne privaten Rückzugsraum, zieht es abends oder am Wochenende in die Kneipen, Bordelle, auf die Kirmesplätze der Umgebung. Die Ruhrpolen stechen damit nicht heraus. Doch immer wieder erleben sie Herabwürdigung, auch in den Gruben: Häufig müssen sie die schwereren, schmutzigeren Arbeiten übernehmen, für die sie – als Ungelernte – zugleich schlechtere Bezahlung erhalten. Und werden dann von einheimischen Kumpeln als „Lohndrücker“ geschmäht.

Oft beruhen die giftigen Urteile und Anwürfe weniger auf persönlichen Erlebnissen, sondern auf Zerrbildern, die sich verbreiten. Ein hoher Verwaltungsangehöriger mahnt 1896 in einer Denkschrift: Die „Anhäufung“ der Ruhrpolen, die er nicht als deutsche, sondern als „Arbeitermassen slawischer Abkunft“ bezeichnet, sei eine Gefahr. Es handele sich um „Elemente, die dem Deutschthume feindlich gegenüberstehen, sich auf einer niederen Stufe der Bildung und Gesittung befinden und zu Ausschreitungen geneigt sind“.

Viele Mächtigen im Kaiserreich, erfüllt von einem übersteigerten Nationalgefühl, fürchten, die polnischsprachige Minderheit könnte die deutsche Kultur, wie sie es sehen, verwässern. Mit einer rigiden „Germanisierungspolitik“ versucht die Regierung bereits seit Reichsgründung, das Polnische in



DIE STRENG KATHOLISCHEN Polen füllen die Gemeinden im Ruhrgebiet (Prozession um 1890 in Rellinghausen, heute zu Essen)



RASANT wachsen die von mächtigen Schloten überragten Orte des Ruhrgebiets. Essen (oben) hat um 1900 mit fast 120 000 Einwohnern bereits mehr als doppelt so viele wie noch 1871

EXPLOSION DER STÄDTE 1830–1930

DIE INDUSTRIALISIERUNG wandelt eine überwiegend ländliche Region in eines der größten Siedlungsgebiete Europas: ein Konglomerat ineinanderwuchernder Städte





VIELE STÄDTE im Ruhrgebiet sind wie aus dem Nichts entstanden. Dortmund hingegen hat eine bis ins Mittelalter reichende urbane Vergangenheit (Innenstadt um 1900)



DIE ENGE KOEXISTENZ von Arbeit und Wohnen prägt das Dasein im Ruhrgebiet. Wie hier in Mengede (heute zu Dortmund) liegen Siedlungen oft direkt neben den Betrieben, in denen ihre Bewohner tätig sind



DIE HEILIGE BARBARA, die Schutzpatronin der Bergleute, wird auf dieser Fahne eines polnischen Vereins angerufen

den Ostprovinzen zurückzudrängen, und verbietet etwa die Sprache an den Schulen bald überall im Land. Im Ruhrgebiet werden die Zugewanderten von den preußischen Behörden wegen des Verdachts „nationalpolnischer Bestrebungen“ überwacht. Der Staat bespitzelt Vereine, schickt Zivilpolizisten in Gottesdienste, Beamte verhören Frauen, um von ihnen zu erfahren, was Priester in ihren Predigten erzählen.

Preußische Aufseher besuchen auch Arbeiterversammlungen – die völlig harmlos sind. Als sich in Castrop 250 Ruhrpolen treffen, protokolliert etwa ein Gendarm: „Die Redner begannen ihre Beiträge mit ‚Gelobt sei Jesus Christus‘, konzentrierten sich auf Warnungen vor dem Sozialismus und beendeten die Versammlung mit einem Hoch auf den Papst, Kaiser Wilhelm und den Pfarrer.“ Beim Bochumer Polizeipräsidenten wird 1909 trotzdem eine „Zentralstelle für Überwachung der Polenbewegung“ eingerichtet.

Doch die polnische Gemeinschaft hält aus, hält dagegen: Je stärker die deutschen Obrigkeiten versuchen, die Polen zu „germanisieren“, desto intensiver scheinen sie ihre polnische Kultur zu leben. Mit den Jahren aber nähern sich die Menschen im Revier dennoch einander an. Polnischstämmige Bewohner ziehen gemeinsam mit Alteingesessenen Gemüse in Schrebergärten, werden Mitglieder im ortseigenen Fußballklub oder im Taubenzüchterverein. Fast jeder Bergmann hält ein paar Kanarienvögel oder Tauben; an den Wochenenden gibt es Wettflüge. Und wenn die Teilnehmer sich gemeinsam über den Sieg eines ihrer „Rennpferde des kleinen Mannes“, wie sie die Tauben nennen, freuen, ist die Herkunft der Vereinsmitglieder egal.

Auch unter Tage schwinden die Vorbehalte. Viele Ruhrpolen sind fleißig und zäh. In den Zechen Bottrops bringen es nun zahlreiche der polnischstämmigen Bergarbeiter zum Vollhauer, eine der bestbezahlten Positionen. Ihr Ehrgeiz verschafft ihnen Respekt, die gemeinsame gefährliche Arbeit schweißt zusammen. Bei den Drygas in Herne sitzen darum bald nicht mehr nur

polnischsprachige, sondern auch deutsche Kumpel am Küchentisch, um Schafskopf zu spielen. Wer gewinnt, gibt eine Runde Bier aus, das

Sohn Stanisław beim benachbarten Gastwirt holt.

Seit Mutter Drygas erkrankt und viel zu früh gestorben ist, kümmert sich eine Nachbarin aus der polnischen Siedlung, später die herbeigeholte Oma um die Familie. Die Frauen arbeiten lange vor allem im Haushalt: kochen, putzen, schleppen Kohlen und Wasser heran, arbeiten im Garten. Waschen die vom Kohlenstaub geschwärzten Arbeitskleider der Männer, schrubben die Kluft auf Waschbrettern in Bottichen sauber. Mit der Zeit eröffnen manche Familien auch kleine Geschäfte wie jene in der Herner Innenstadt.

Zwischen Kolonie und Bergwerk findet Familie Drygas, trotz aller Schicksalsschläge und Widrigkeiten, wohl schließlich ihr Glück im Westen. Stanisław wird später als deutsch-polnischer Übersetzer arbeiten. Derweil ändern sich im Ruhrgebiet die Zeiten. Zwar wandern noch bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs Tausende weitere Arbeiter aus dem Osten in den Westen. Dann aber reißt der Strom ab, viele siedeln nach dem Krieg über in die Montanreviere in Frankreich und

Belgien oder kehren gar in die alte Heimat zurück. Denn 1918 entsteht wieder ein unabhängiger polnischer Staat, der durch den Versailler Vertrag nahezu vollständig die Provinzen Posen und Westpreußen erhält und in den zahlreiche Ruhrpolen stolz ziehen.

Etwa ein Drittel aber bleibt – und verschmilzt mit dem Revier. Denn diese Menschen, vielleicht 100 000 bis 200 000 Personen, leben nun immer verstreuter, lösen sich zunehmend aus den engen Gemeinschaften. Mancher Name wird eingedeutscht: Janowski wird zu Janfeld, Rybarczyk zu Reiber, Majrczak zu Mayer.

Doch die polnischen Spuren verschwinden nicht. In der Bochumer Straße „Am Kortländer“ etwa prangt am Haus Nr. 2 bis ins 21. Jahrhundert der Schriftzug der Arbeiterbank: „Bank Robotników“. Straßen in Herne oder Bottrop sind nach polnischen Orten benannt.

Und im Ruhrpott-Deutsch sprechen die Menschen Frauen auch als „Matka“ an: Polnisch für Mutter. ◇

IN KÜRZE

Mit dem Aufschwung der deutschen Industrie verstädtert das Ruhrgebiet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts massiv.

Der steigende Bedarf an Arbeitskräften erfordert den Bau von immer mehr Siedlungen – und aus dem östlichen Preußen kommen Hunderttausende polnischsprachige Menschen. Neubürger, die die Region nachhaltig prägen.

1908

Grubenunglück



VON DER EXPLOSION

gezeichnete Bergleute taumeln am Morgen des 12. November 1908 aus den Förderkörben. Retter mit Atemschutzgeräten sollen in der Tiefe eingeschlossene Arbeiter bergen. Doch bevor sie das tun können, müssen sie zunächst die Schächte und Aufzüge sichern – um sich nicht selbst zu gefährden



Am 12. November 1908 ereignet sich in der Zeche Radbod bei Hamm das bis dahin schwerste Grubenunglück des deutschen Steinkohlebergbaus. Eine gewaltige Explosion setzt das unterste Stockwerk in Brand. Rasch breitet sich das Feuer aus. Und so beschließt die zuständige Aufsichtsbehörde, das gesamte Bergwerk zu fluten – noch bevor alle Arbeiter gerettet oder deren Leichen geborgen sind. Ein Schock. Doch für viele Hinterbliebene ist es erst der Anfang schwerer Zeiten

TOD IN DER TIEFE

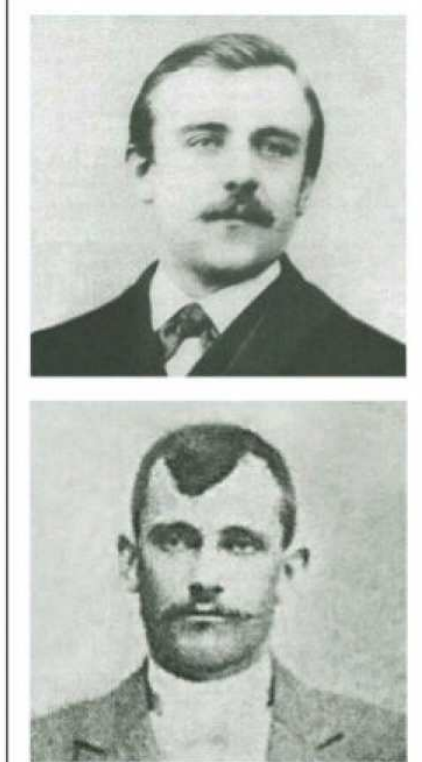
TEXT: *Katrin Diederichs und Lara Hartung*

M

Methan ruht seit Millionen von Jahren in mikroskopisch kleinen Einschlüssen in der Steinkohle. Wird die Kohle abgebaut, löst sich das Gas aus dem Gestein, vermengt sich mit der Luft in den Bergwerken und lässt ein tödliches Gemisch entstehen. Schon bei einem Methan-Anteil von etwa fünf Prozent ist dieses sogenannte Grubengas leicht entflammbar. Dann genügt ein einziger Funke – und ein bis zu 2000 Grad heißer Feuerball wälzt sich durch die unterirdischen Anlagen. So wie am frühen Morgen des 12. November 1908 in der Zeche Radbod am Nordost-Rand des Ruhrgebiets.

MITTWOCH, 11. NOVEMBER 1908, Bockum-Hövel bei Hamm, abends. Wie immer packt Johann Dolsek in seinem Haus in der Middendorfer Straße Butterbrote in eine blecherne Proviantbüchse, steckt eine Schnupftabakdose ein und greift seinen Filzhut. Aus dem Wohnzimmer dringt Gelächter, Freunde sind zu Besuch. Sie feiern den 35. Geburtstag von Johanns Frau Maria. Gern würde der Familienvater noch bleiben, aber er muss zur Nachtschicht. Pünktlich tritt er gegen 21.15 Uhr aus der Haustür und marschiert durch den kalten Regen zum etwa zwei Kilometer entfernten Bergwerksgelände.

Ein paar Häuser weiter macht sich auch Karl Ottensmeyer für seine Schicht unter Tage bereit. Er hat ebenfalls Besuch, hat gerade noch mit Verwandten



KARL OTTENSMEYER (oben) und Johann Dolsek gehören zu rund 400 Männern, die am Abend des 11. November 1908 in der Zeche Radbod zur Nachtschicht antreten. Das erst 1905 in Betrieb genommene Bergwerk gilt als modern und sicher

in der kleinen Stube zusammengesessen, über Alltägliches gesprochen, über seine fünf Kinder etwa. Einer der Gäste fragt ihn beim Abschied, ob er nicht doch bleiben und heute auf eine Extraschicht verzichten wolle. Aber Ottensmeyer winkt ab, er hat sich gemeldet, also muss er hin. Das Geld brauchen sie ohnehin.

Außerdem hat er noch Wichtiges mit seinem Vorgesetzten zu besprechen: Ihm wurde die Grubenlampe gestohlen, dafür soll er jetzt eine Strafe von drei Mark zahlen – etwa seinen halben Schichtlohn. Das muss geklärt werden. Eilig tritt Ottensmeyer in die Nacht hinaus und läuft mit schnellen Schritten los. Kurz darauf erreicht er das Tor der Zeche Radbod, deren Name wohl an einen friesischen Fürsten aus dem 8. Jahrhundert erinnern soll.

Auf dem Gelände warten bereits zahlreiche Kumpel vor den beiden Schachthäusern mit den roten Ziegel-

fassaden. Aus den Dächern der Gebäude ragen die gut 30 Meter hohen Stahlskelette der Fördergerüste in den dunklen Himmel. Neben Dolsek und Ottensmeyer sind heute deutlich mehr Männer als gewöhnlich für die um 22 Uhr beginnende Nachtschicht erschienen, rund 400 statt 350. Viele haben sich, wie Ottensmeyer, außer der Reihe für den Dienst gemeldet, um mit den Extrastunden ihren Monatslohn von etwa 150 Mark aufzubessern.

Jung sind fast alle Wartenden, kaum einer ist älter als 40. Sie tragen abgelegte Alltagskleidung, Stoffmützen, Militärstiefel, eine offizielle Kluft gibt es nicht. An einem Haken an ihren Hemden baumeln Benzinlampen, gut 30 Zentimeter hohe, zylindrische Geräte, wichtige Lichtspender im Dunkel unter Tage. Ihre Flamme ist von einem feinen Gitternetz aus Metall umgeben, das die Gefahr einer Gasentzündung stark verringert.

Neben Deutsch fliegen italienische Sprachfetzen hin und her, auch Gespräche auf Tschechisch sind zu hören, viel Polnisch. Aus Schlesien stammt Heinrich Niesel, einer der insgesamt sechs Aufseher an diesem Abend. Der erfahrene Bergmann ist Experte für das Abteufen, das Legen der Schächte in die Tiefe der Erde. Heute will er zusammen mit zwei weiteren Kumpeln defekte Pumpen instand setzen, die das einsickernde Grundwasser aus der Grube befördern. Nicht weit von ihm entfernt steht der 28-jährige August Mlodoch. Er ist im tiefsten Bereich der Zeche eingeteilt, wo er mit anderen die Schienen einer Transportbahn neu verlegen soll.

Die ersten Kumpel betreten die Schachthäuser, klettern über eine Leiter und eine Art Plattform in die Förderkörbe. Eng gedrängt stehen sie in den metallenen Gestellen, im Licht ihrer Grubenlampen. Mit einem lauten Knall rasten die Gittertüren hinter ihnen ein.

Kurz darauf verschwinden die Aufzüge in den mit 6,5 Meter Durchmesser



SCHICHTBEGINN. In engen Förderkörben ähnlich diesem hier im Hintergrund fahren die Bergleute im Ruhrgebiet in die Gruben ein

kreisrund klaffenden Schachtöffnungen, rattern die Männer an Stahlseilen mit einer Geschwindigkeit von 200 Metern pro Minute in die Tiefe. Nach mehreren Ladungen sind alle Kumpel eingefahren. Keine 50 von ihnen werden das Tageslicht wiedersehen.

Erst drei Jahre zuvor ist die Zeche Radbod in Bockum-Hövel, einem Zusammenschluss zweier Gemeinden nahe dem westfälischen Hamm, in Betrieb gegangen. Sie ist das nordöstlichste Steinkohlebergwerk des Ruhrgebietes. Auf der Suche nach immer neuen auszubeutenden Kohlevorkommen unter der Erde, sogenannten Flözen, haben sich die Bergwerksbetreiber in den vergangenen Jahrzehnten weiter und weiter nach Norden bewegt. Seit der Jahrhundertwende gründen sie zunehmend Zechen in den Gebieten um den Fluß Lippe, wo auch Hamm liegt.

Innerhalb weniger Jahre sind so in der Umgebung zahlreiche neue Bergwerke entstanden, etwa in Werne oder Dorsten. Alle reichen besonders weit in die Erde hinein, weil die Kohle immer tiefer

verborgen liegt, je weiter nördlich sich die Abbauregionen im Ruhrgebiet befinden. Im März 1905 beginnt das Abteufen des ersten Schachtes von Radbod.

Als die Zeche acht Monate später in Betrieb genommen wird, ist sie ein modernes Bergwerk auf dem neuesten Stand der Technik, ausgestattet mit zwei gut 80 Meter voneinander entfernten, senkrecht in die Erde laufenden Förderschächten. Auf drei Ebenen gehen unter Tage, inmitten der Kohleflöze, waagerechte Stockwerke von den Schächten ab, sogenannte Sohlen. Die tiefste von ihnen liegt bei 870 Metern und besteht, wie die anderen, aus größeren Gängen, „Strecken“ genannt, von denen wiederum, schachbrettartig verästelt, in alle Richtungen kleinere Wege abgehen, in denen die Kohle abgebaut wird.

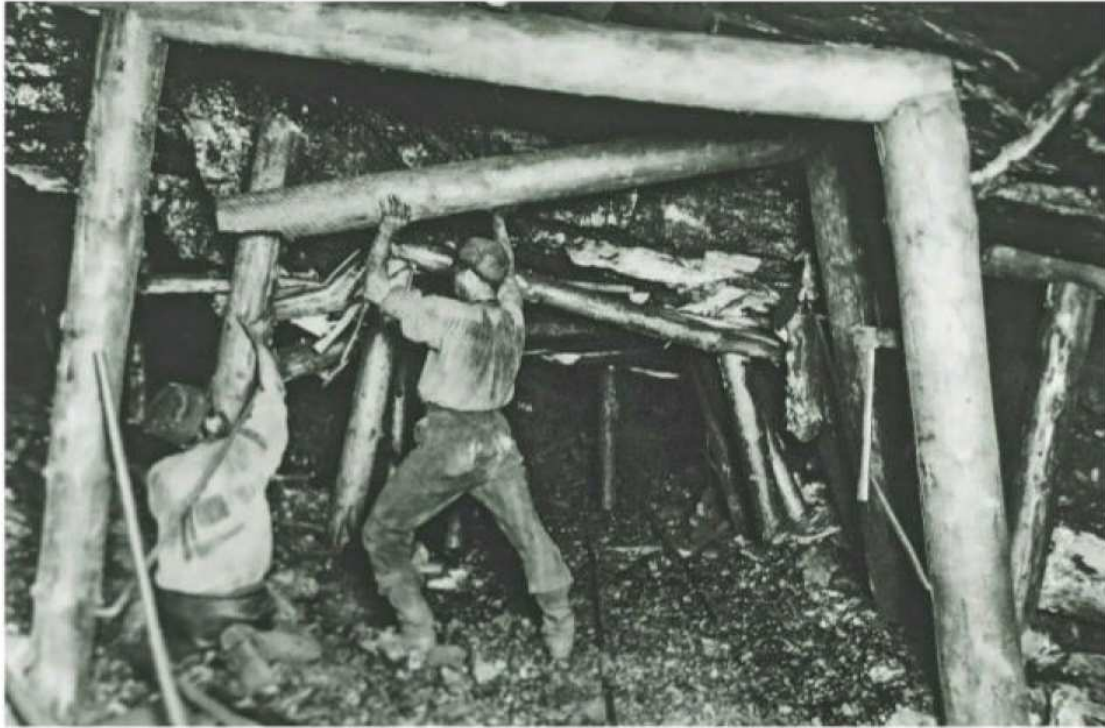
1908 sind in Radbod rund 1800 Bergleute tätig, die meisten davon unter Tage – wer zu jung oder alt ist, um einzufahren, verrichtet Hilfsarbeiten auf dem Betriebsgelände. Tag für Tag fördern die Kumpel bis zu 1200 Tonnen Steinkohle an die Erdoberfläche, ringen sie dem Untergrund ab. In einer überaus kräftezehrenden Arbeit. Denn die wichtigste Tätigkeit, das Herauslösen der

Kohle aus dem Gestein, ist auch Anfang des 20. Jahrhunderts noch mühevoller Handarbeit, die Körperkraft und Geschicklichkeit erfordert. Mit einfachen Werkzeugen, etwa der Keilhaue, einer Art Hacke, die rund vier Kilogramm wiegt und beidhändig geschwungen wird, mit Hämmern und Meißeln schlagen die „Hauer“, die größte und angesehenste Gruppe unter den Bergleuten, die Kohlebrocken ab. Meist arbeiten zwei oder mehr Kumpel gemeinsam an einer Förderstrecke, die sie in den Kohleflöz treiben.

Die Härte der Kohle variiert je nach der im Erdreich vorhandenen Sorte. Manche Brocken sind so weich, dass sie sich mit dem Fingernagel einritzen lassen, andere deutlich robuster als etwa Gips. Sobald die Männer eine gewisse Menge abgetragen haben, müssen sie hölzerne Stützen und Balken errichten, damit die Decke des geschlagenen Ganges nicht einstürzt.

UM DIE WAGEN mit der gehauenen Kohle oder etwa Baumaterial wie Stützholz im Bergwerk zu transportieren, kommen Grubenpferde zum Einsatz. In dunklen Ställen müssen die Tiere dauerhaft unter Tage leben





MIT BLOSSEN HÄNDEN ersetzen Männer einen gebrochenen Balken. Die Arbeit in der Grube ist körperlich anstrengend und gefährlich. Lärm, Hitze, Enge, Kohlestaub und auch Steinschläge setzen den Bergleuten zu

Oft können die Bergleute kaum aufrecht stehen, manchmal ist nur Platz zum Kriechen, dann wieder müssen sie über Kopf arbeiten. Zu diesen Schwierigkeiten, zur Enge und zum ewigen Schmutz vom Kohlebruch kommt der Lärm von den widerhallenden Schlägen, kommen Hitze und Feuchtigkeit. In regelmäßigen Abständen muss Wasser versprüht werden, um Gesteinsstaub aus der Luft zu waschen; wegen der alles durchdringenden Erdwärme von etwa 30 Grad in 600 Metern Tiefe und schon 50 Grad in 1000 Metern – die allerdings durch die Belüftung gemildert wird – arbeiten die meisten Männer mit freiem Oberkörper.

Blockiert festes Gestein den Weg zur Kohle, müssen die Hauer sprengen. Dazu löchern sie den Fels mit mechanischen Bohrern, ein Vorgang, der oft mehr als eine Stunde pro Öffnung dauert. Eigens ausgebildete Schießmeister zünden anschließend den Sprengstoff.

Haben die Bergleute die Kohle erfolgreich gelöst, beginnt deren langer Weg zur Oberfläche: Mit Schaufeln laden die Hauer die großen und kleinen Brocken auf eiserne Förderwagen, die auf Schienen laufen und von anderen Kumpeln, den „Schleppern“, mit Mus-

kelkraft bewegt werden. Bis zu 850 Kilogramm kann ein voller Wagen wiegen.

Erst auf der Hauptstrecke in den jeweiligen Stockwerken übernehmen Pferde die Arbeit, geführt von Berufseinsteigern, die so ihre ersten Erfahrungen unter Tage sammeln. Die Tiere ziehen bis zu zehn Wagen gleichzeitig zu den Förderschächten. Von dort aus gelangen die Gefährte nach oben, in denselben großen Gitteraufzügen, mit denen die Arbeiter in den Berg einfahren. Gewaltige Seilzüge in den Fördergerüsten, angetrieben von Dampfmaschinen oder immer häufiger auch von Elektromotoren, bewegen die tonnenschwere Last an die Erdoberfläche, wo die Kohle entladen, sortiert, gewaschen und zerkleinert wird. Wie viel Ausbeute zusammenkommt, bestimmt über den Lohn. Denn gezahlt wird nicht nach Zeit, sondern für jeden gefüllten Wagen, den der Vorgesetzte, „Steiger“ genannt, noch in der Grube taxiert.

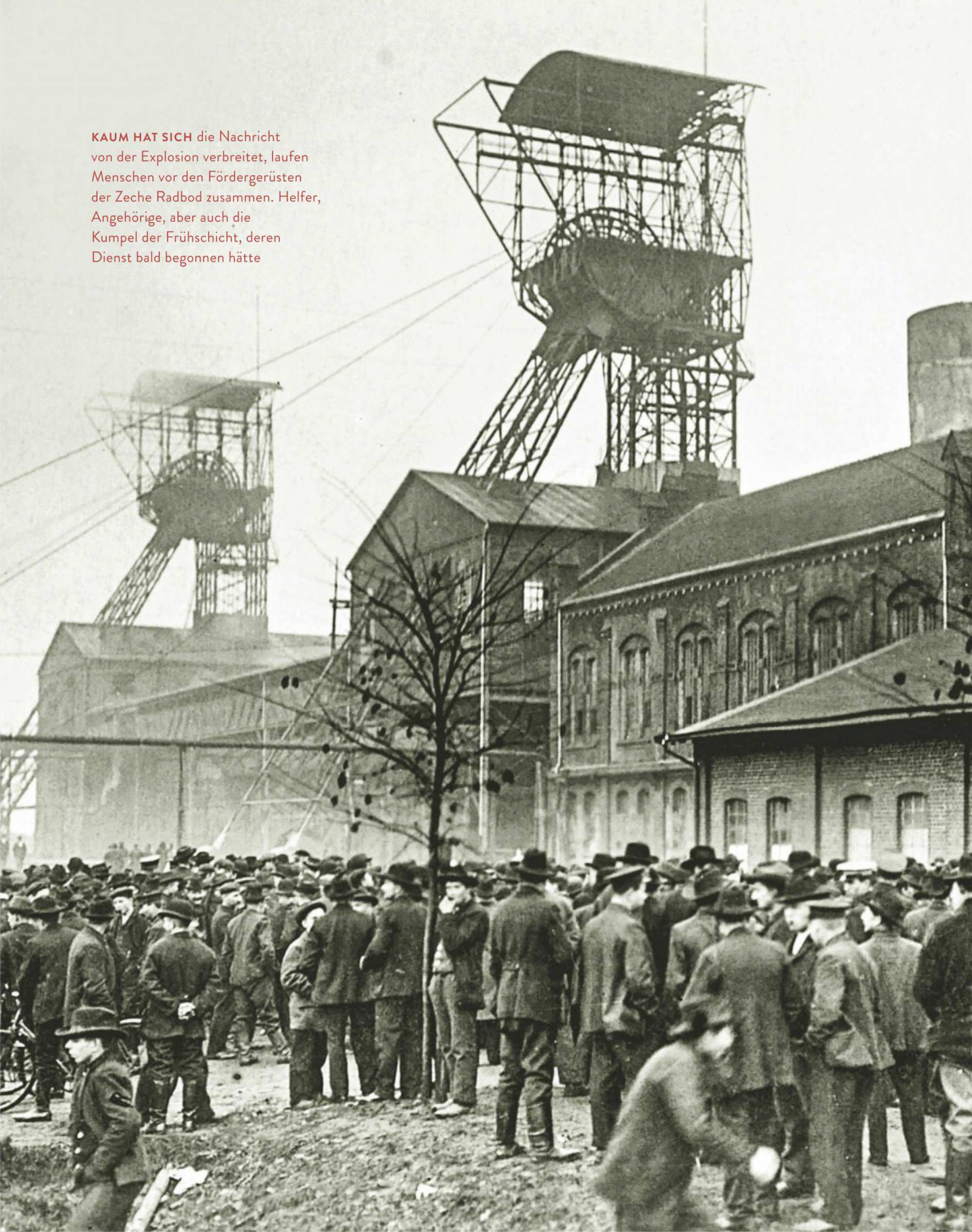
Dort unten befindet sich nicht nur der Arbeitsplatz der Bergarbeiter, sondern auch die Heimat der Pferde. Weil es aufwendig wäre, die Tiere regelmäßig hoch- und wieder runterzufahren, müssen die Grubengäule ihr Leben in kargen Ställen unter Tage verbringen. Wegen des bereitliegenden Stroh- und Hafers wimmelt es auf den Sohlen vor Ratten und Mäusen.

Auch sonst sind die hygienischen Bedingungen schwierig. Als Toiletten dienen einfache Kübel, Waschbecken gibt es nur über Tage. Den Proviant verzehren die Kumpel direkt an der Abbruchstelle – im ewigen Zwielicht der Grubenlampen. Denn die mitgebrachten Leuchten sind, bis auf einige Deckenlampen in den größeren Strecken, die einzigen Lichtquellen in der Zeche.

Sie dienen aber noch einem zweiten Zweck: Ihre Flamme kann anzeigen, welche Gasmischung die Grubenluft – „Wetter“ genannt – enthält. Ist zu wenig Sauerstoff vorhanden, wird die Flamme schwächer; Methangas hingegen brennt heißer und lässt die Flamme bläulich leuchten. Auf der Suche nach Gefahren leuchten Bergleute deshalb regelmäßig die Grube ab. Denn auch wenn seit Mitte des 19. Jahrhunderts leistungsfähige Ventilatoren die Zechen mit Frischluft versorgen, sind gerade kleinere Schächte oft nur unzulänglich belüftet.

Die Gesundheit ist auch deshalb bedroht. Das jahrelange Einatmen von Kohle- und Gesteinspartikeln, die sich in den Bronchien einlagern, führt bei vielen Bergarbeitern zur „Staublunge“, zu Husten, Atemnot und schließlich nicht selten zu einem qualvollen Tod. Wer häufig im schlechten Licht der Grube mit schräg nach oben auf eine Abbaustelle gerichtetem Blick arbeitet, kann zudem chronisches Augenzittern bekommen. Das schwülheiße Klima begünstigt Wurmkrankheiten.

KAUM HAT SICH die Nachricht von der Explosion verbreitet, laufen Menschen vor den Fördergerüsten der Zeche Radbod zusammen. Helfer, Angehörige, aber auch die Kumpel der Fröhschicht, deren Dienst bald begonnen hätte



Die Arbeitsbedingungen sind insgesamt sogar eher schlechter geworden, seit der preußische Staat ab etwa 1850 den Bergbau zunehmend privatisiert und die Bergleute damit oft der Willkür der Eigentümer überlassen hat. Immerhin haben die Kumpel traditionell Anspruch auf Invalidengeld; wer nicht mehr arbeiten kann, erhält Unterstützung von einer Knappschaftskasse, in die Arbeiter und Unternehmen einzahlen müssen. Allerdings trifft dieses Schicksal um 1908 im Ruhrgebiet die Männer durchschnittlich schon im Alter von gerade einmal 42 Jahren.

Stets besteht das Risiko von Unfällen. Leicht können Arbeiter von herabfallenden Steinen oder Kohlebrocken erfasst werden, sich beim Gebrauch der Werkzeuge und Maschinen verletzen. Für jede Million Tonnen geförderte Kohle verlieren damals im Schnitt etwa zwei Bergleute bei Unglücken ihr Leben.

Die meisten Menschen auf einen Schlag sterben, wenn es zu großen Explosionen durch entzündetes Grubengas

kommt; zuletzt fielen 1898 in Bochum 116 Männer einem solchen Desaster zum Opfer. Die Zeche Radbod steht dagegen vergleichsweise gut da: Dank einer neuen Lüftungsanlage erreicht die Strecken deutlich mehr Frischluft als in anderen Bergwerken. Zudem gibt es bislang nur wenige Unfälle zu verzeichnen.

Und keine Explosionen.

•

DONNERSTAG, 12. NOVEMBER, 4.20 Uhr. Die Kleidung von Wasser durchtränkt, die Gesichter schwarz von Kohlenstaub und Schlamm, haben Aufseher Niesel und seine zwei Kollegen ihre Arbeiten an den defekten Pumpen beendet. Gerade sind sie zurück in den Förderkorb gestiegen, um oben für die letzten gut anderthalb Stunden ihrer Schicht in trockene Sachen zu wechseln. Als sie aufwärts fahren, passiert es.

Die Männer spüren einen gewaltigen Stoß, dann hören sie ohrenbetäubenden Donner, der die felsigen Schacht-

wände erbeben lässt. Nur Sekunden später umhüllen schwefelgelbe Rauchschwaden, die sich aus den Tiefen der Grube nach oben drücken, die Kumpel im Aufzug, nehmen ihnen die Sicht, verschlagen ihnen den Atem. Die Männer fühlen, dass der Korb weiter auffährt, doch noch etwa 300 Meter trennen sie von der Erdoberfläche. Anderthalb Minuten Fahrtzeit, um einem Inferno zu entkommen.

Ganz unten, auf der dritten Sohle, im südöstlichen Bereich der Grube, so werden es die Ermittler später rekonstruieren, hat sich – vermutlich aufgrund einer defekten Benzinlampe oder durch eine falsch ausgeführte Sprengung – Grubengas knallartig entzündet. Mit unfassbarer Kraft und Geschwindigkeit

JUNGEN und ältere Bergleute, die nicht mehr in der Grube arbeiten können, sortieren an Lesebändern die gebrochene und gewaschene Kohle. Bereits mit Anfang 40 sind viele »Hauer« ausgelugt. Und das Invalidengeld, das sie erhalten, reicht kaum zum Leben



pflanzt sich die Detonation fort, wird dadurch verstärkt, dass der überall aufstiehbende Kohlenstaub ebenfalls in weiteren Explosionen verglüht.

Sekundenschnell breitet sich die Flammenwelle zunächst im untersten Grubenstockwerk aus, dringt über die Schächte auf die nächsthöhere Sohle, frisst sich auch dort weiter. Ihr Druck wirft Eisentüren, die Zechenbereiche voneinander trennen, aus ihren Verankerungen, reißt Wasser- und Druckluftleitungen auseinander, verzehrt hölzerne Stützpfeiler und Verschalungen.

Für die Männer unter Tage bricht eine todbringende Hölle los. Sie werden umgerissen, gegen Wände geschmettert, von herumfliegenden Teilen getroffen. Gänge stürzen über ihnen zusammen, Flammen erfassen sie, die Druckwelle nimmt ihnen den Sauerstoff. Menschen verbrennen, sterben an Felschlägen auf Kopf und Körper, krümmen sich verletzt am Boden.

August Mlodoch, der 28-jährige Bergmann, liegt benommen, niedergeworfen durch die Explosion, in der Nähe der Zechenbahnschienen in den tiefsten Gefilden der Grube, etwa 50 Meter vom Auffahrschacht entfernt. Eine schwarze Rauchwolke hüllt ihn ein, die in jeden Winkel, jede Biegung des Ganges gekrochen ist. Seine Lampe ist zertrümmert, kaum Licht zu sehen. Verletzte schreien in seiner Nähe, dazwischen hört Mlodoch immer wieder Krachen – weitere kleine Detonationen in der Ferne, die klingen, als ob Feuerwerkskörper bersten würden. Es ist unerträglich heiß. Sein Leib schmerzt.

Unterdessen hat es Aufseher Heinrich Niesel mit seinen Kollegen im Aufzug tatsächlich an die Oberfläche geschafft. Dort umgibt bereits dichter Qualm das Fördergerüst des Schachtes, durchziehen gelblich-weiße Schwaden das Zechengelände, vermischen sich mit dem frühen Morgennebel. Männer ren-

nen hektisch hin und her, einige Arbeiter, die in der Nacht an den Schachtöffnungen die Aufzüge bedient haben, sind schwarz von dem Staub, den die Detonation aus der Grube gepresst hat.

Kurz darauf trifft Betriebsführer Gustav Berg ein, der Minuten nach der Explosion zu Hause vom andauernden Klingeln seines Fernsprechers geweckt worden ist. Zusammen mit einigen Bergleuten versucht der 37-Jährige, die Rettungsaktion zu koordinieren.

Schnell wird vor allem klar: Damit Trupps in die Grube vorstoßen können, müssen zunächst die schlimmsten Schäden in den Förderschächten repariert und zerstörte Frischluftleitungen provisorisch wieder hergerichtet werden. Außerdem braucht es dringend freiwillige Helfer, um anschließend Verletzte und Tote zu bergen. Ein Kumpel wird losgeschickt, um an den etwa 600 Häusern der Zechenkolonie zu klingeln, ein anderer informiert Männer aus den benachbarten Bergwerken per Telefon. Dort gibt es, anders als im noch jungen Betrieb von Radbod, trainierte und gut ausgerüstete Grubenwehren für solche Notfälle.

Bald sammeln sich die ersten Freiwilligen, um die Reparaturen unter Tage anzugehen, dabei auch Aufseher Heinrich Niesel. Mit Atemschutzgeräten ausgerüstet, bessern sie aus, löschen mit Eimern kleinere Brandherde, schleppen auch erste Verletzte, die in unmittelbarer Umgebung des Schachtes liegen, zum Förderkorb. Und ihnen wird bewusst, welch grauenvolles Ausmaß die Katastrophe unter Tage hat.

Erst gegen 6.30 Uhr, gut zwei Stunden nach der Explosion, fahren endlich weitere Helfer ein, um gezielt nach den

Verletzten zu suchen, mit dabei Betriebsführer Berg. Insgesamt 16 Männer können die Trupps weitgehend unverseht aus der Grube bergen, darunter August Mlodoch, der nur leichte Blessuren davongetragen hat; 31 weitere Gerettete sind zum Teil schwer verletzt.

Nach 10 Uhr bringen die Fahrkörbe nur noch Tote an die Oberfläche: Kumpel legen sie im Maschinenraum der Zeche auf Stroh, ordentlich aufgereiht, dicht nebeneinander. Die meisten Leichen sind tiefschwarz; glühender Kohlenstaub hat sich in ihre Haut gebrannt.

Inzwischen befinden sich etwa 2000 Menschen auf dem Zechengelände: Helfer und die eigentlich zur Ablösung eingetroffenen, von den Ereignis-

sen schockierten Arbeiter der Frühschicht. Sowie viele Angehörige. Eine Frau läuft wie im Wahn über den Platz, die Arme ausgestreckt, und ruft nach ihrem Mann, der noch vermisst wird. Die meisten Ehefrauen drängen sich um den Schacht, in dem die Toten hochgefahren werden. Als eine von ihnen ihren leblosen Mann auf der Trage erkennt, wirft sie sich schreiend über ihn.

Mitten in der Menge sucht der sechsjährige Anton, Sohn von Johann Dolsek, seine Mutter Maria. In der Früh war er den langen Weg zur Schule gelaufen, aber die Lehrerin hatte ihn wegen des Unglücks wieder heimgeschickt. Doch das Haus war verschlossen und leer. Anton findet seine Mutter schließlich auf dem Zechenvorplatz. Der Blick abwesend, hält sie die kleinste Tochter in den Armen, wartet und hofft.

Doch Johann Dolsek wird nicht mehr kommen. Auch Karl Ottensmeyer, der Vater von fünf Kindern, kehrt nicht zur Oberfläche zurück. Und die Hoff-

KURZ NACH DEM
UNGLÜCK
BRINGEN DIE
FÖRDERKÖRBE
NUR NOCH TOTE
NACH OBEN

nung, dass in der Grube noch irgendjemand leben könnte, schwindet zusehends. Zwar ist unten in den von Brandgeruch erfüllten Gängen noch das panische Wiehern von zahlreichen Grubenpferden zu hören. Aber als ein Bergmann einige von ihnen nach oben schaffen will, hindert ihn der Betriebsführer daran: Zu sehen, dass statt Menschen Tiere gerettet werden, würden die Angehörigen nicht ertragen.

Ein letzter Rettungstrupp fährt gegen 16.30 Uhr in die Tiefe, um in einem bislang noch nicht erkundeten Bereich nach Überlebenden zu suchen, doch Trümmer versperren ihnen den Weg – sie müssen umkehren.

Dann, gegen 17.45 Uhr, trifft Franz Liebrecht, Leiter des Oberbergamtes, der preußischen Aufsichtsbehörde für den Bergbau, eine folgenreiche Entscheidung: Alle Rettungsarbeiten sollen sofort – weniger als 15 Stunden nach der Explosion – eingestellt werden. Die gesamte Lüftung, die sogenannte Bewetterungsanlage, sei auszuschalten, um dem immer noch an vielen Stellen wütenden Feuer Sauerstoff zu entziehen. Die Zeche solle zudem versiegelt werden. Es ist die Preisgabe von 301 Menschen, die sich immer noch unter Tage befinden. Und mit dieser Opferzahl wird endgültig klar: Die Katastrophe von Radbod ist das bis dahin schwerste Grubenunglück der deutschen Geschichte.

Über den Grund für die Entscheidung, die Rettung abubrechen, werden Angehörige, Politiker und die Presse später lange streiten: Will das Oberbergamt die Rettungskräfte schützen, die durch mögliche Nachexplosionen in ständiger Lebensgefahr schweben? Oder soll vielmehr das unterirdische Kohlegebirge bewahrt werden, Radbods Ressource, das durch die entfachten Brände nach und nach zu verglühen droht?

Auch, ob zu diesem Zeitpunkt, wie die Rettungskräfte vermuten, wirklich keine Überlebende mehr unter Tage sind, ist nicht klar. Bald jedenfalls ist die

Grube hermetisch abgeschlossen, jede Luke, jede Öffnung verriegelt. Kurz darauf lassen die Beamten die Ventile der Wasserleitungen, die sonst zum Berieseln gegen den Staub dienen, voll aufdrehen – und die unteren Sohlen fluten.

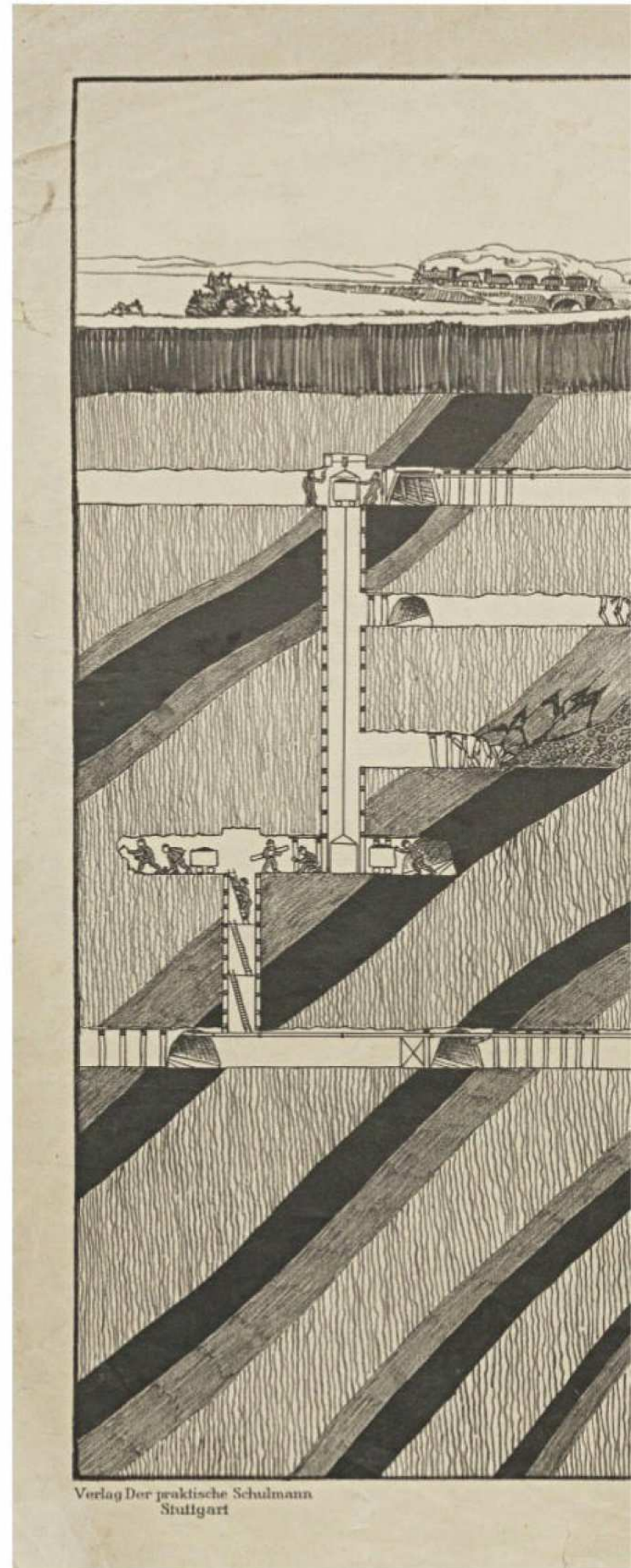
„Mörder“, „Lumpen“, „Schlagt sie tot!“, schreien Trauernde auf dem Vorplatz den abziehenden Rettungskräften nach. Es kommt zu Handgreiflichkeiten, Behördenvertreter setzen zur Flucht an. Polizisten, die schon vor einiger Zeit eingetroffen sind, um für Ordnung zu sorgen und Neugierige zurückzuhalten, versuchen, die Menschen zu bändigen, behindern Journalisten und Fotografen, die berichten wollen.

Mit der Zeit aber verläuft sich die Menge, nur wenige Menschen bleiben schließlich im Regen stehen. Manche der Witwen werden ihre Haustür noch wochenlang unverschlossen lassen – in der vergeblichen Hoffnung, dass der Mann vielleicht doch noch heimkommt.

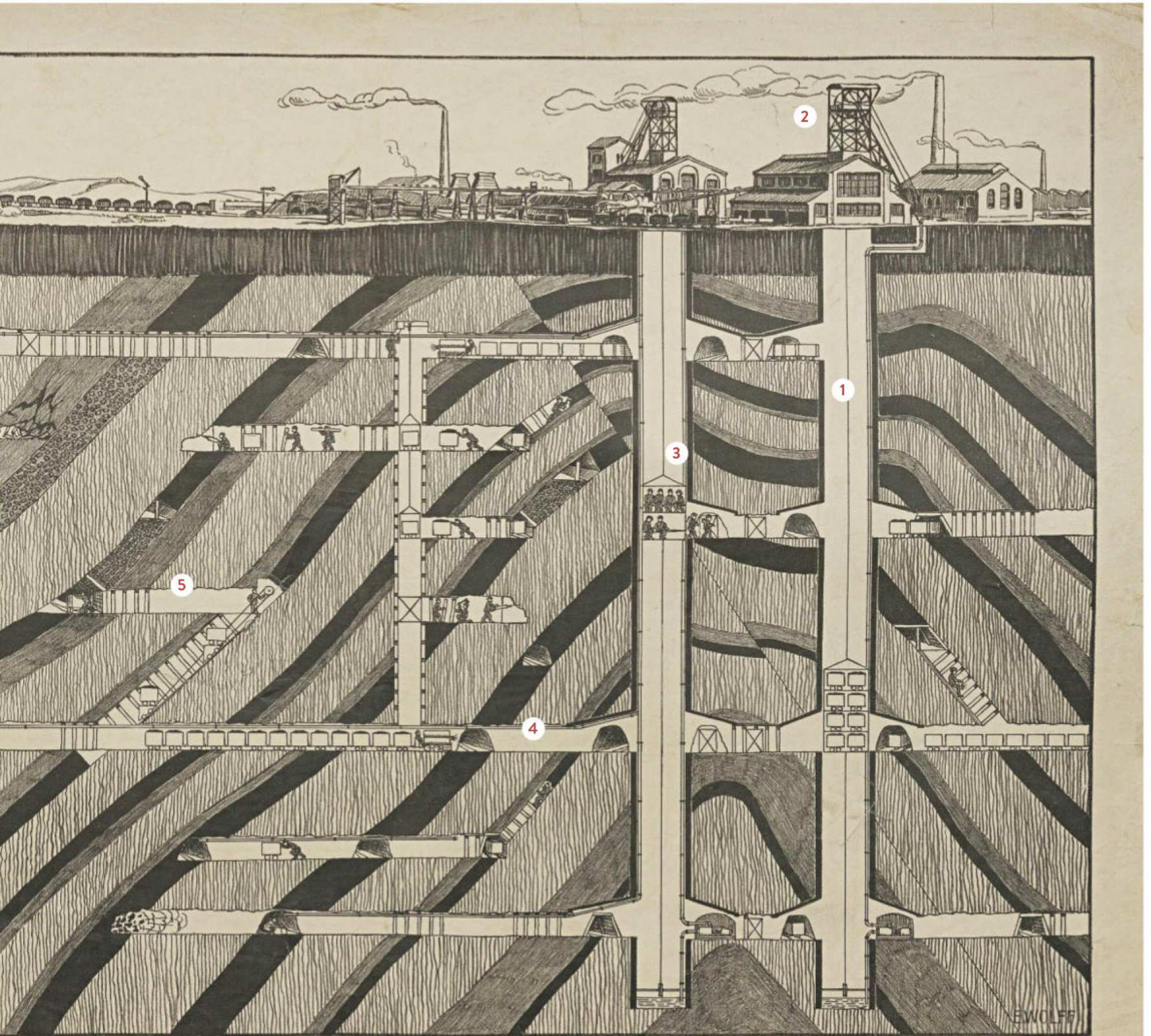
•

MONTAG, 16. NOVEMBER. Das Massengrab ist mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, dunkel wie die Wände einer Kohlegrube. 25 000 Menschen sind zur Beerdigung auf dem Friedhof von Hövel am Rande der Bergarbeitersiedlung gekommen. Alle 36 geborgenen Todesopfer des Unglücks werden kurz darauf in die Erde hinabgelassen. Priester beider Konfessionen und ein Gewerkschafter sprechen. Ihre Reden gemahnen auch an die Toten, die noch in der Zeche liegen. Als die Gemeinde fort ist, bleiben viele Kränze auf dem Grab zurück. Einer von ihnen trägt die Aufschrift „Den Opfern des Kapitalismus“.

Stark erregt Radbod die Gemüter. Im ganzen Reich spricht man inzwischen davon. Zeitungen berichten seit Tagen über jeden Schritt der Ereignisse in der Zeche. Der Reichstag in Berlin debattiert über die Sicherheit im Bergbau, und Gewerkschaften und sozialdemokrati-



WELT UNTER TAGE: Meist sehr ähnlich sind Tiefbauzechen wie die von Radbod aufgebaut. Je nach der Geologie vor Ort trennen unterschiedlich dicke Gesteinsschichten die Steinkohle-



Querschnitt durch ein Steinkohlenbergwerk

Nach einem Original von Erich Wolff

flöze voneinander, verlaufen die Lagerstätten mehr oder weniger geneigt. Um sie zu erschließen, werden senkrechte Schächte (1) angelegt, in denen von Dampfmaschinen (später auch Elektro-

motoren) angetriebene, über Fördergerüste (2) bewegte Körbe (3) für Menschen und Material auf- und abfahren. Von den Schächten gehen die Sohlen genannten Stockwerke (4) ab, die sich

in viele einzelne »Strecken« verästeln (5), in denen Hauer die Kohle brechen. Die mit der Ausbeute gefüllten Wagen werden in die Förderkörbe bugsiiert und schließlich nach oben gezogen



sche Presse erheben Vorwürfe gegen die Betriebsleitung, kritisieren grundsätzlich die Arbeitsbedingungen unter Tage.

Um die Wogen zu glätten, schickt der Kaiser seinen Sohn nach Bockum-Hövel. Am Bahnhof von Hamm noch mit Jubel empfangen, trifft Prinz Eitel Friedrich bei der Zeche auf eine aufgewühlte, lautstark Forderungen skandierende Menge. Der Kaiserspross verspricht den Hinterbliebenen des Unglücks Geld, kündigt an, dass er etwaige Missstände an seinen Vater weitertragen werde – und kann die Protestierenden auf diese Weise halbwegs beruhigen.

Die Staatsanwaltschaft nimmt Ermittlungen auf und befragt Arbeiter. Sie berichten von zahlreichen Sicherheitsmängeln: Strecken seien zu selten mit Wasser berieselt worden, um die Brandgefahr zu mindern; Hohlräume, in denen sich gefährliche

Gase sammeln können, wurden aus Zeitnot nicht ordnungsgemäß zugeschüttet. Habe jemand gefährliches Wetter, also alarmierende Gaswerte, gemeldet, sei nicht immer reagiert worden.

Mitte Dezember beginnt die Zechenleitung damit, die zwischenzeitlich gefluteten Teile der Grube wieder leer zu pumpen. 300 000 Kubikmeter Wasser, in dem sich Asche aufgelöst hat, in dem Leichen und tote Pferde gelegen haben, fließen in die Lippe – zum Unmut vieler Gemeinden, die aus dem Fluss ihr Trinkwasser beziehen.

Kurz darauf benennt das Land Preußen drei staatliche Aufseher, die ab Februar 1909 die Untersuchungen und Reparaturarbeiten in der wieder zugänglichen Zeche beaufsichtigen.

Die Bergungstrupps finden – bis auf 13 Opfer, die vermutlich vollständig ver-

VOLLER TRAUER wenden sich die beiden Frauen von den Tafeln an der Trinkhalle ab, auf denen die Namen der Verunglückten von Radbod angeschlagen sind. Eine angemessene Entschädigung bleibt den Witwen trotz jahrelangen Kampfes verwehrt

brannt sind – die Überreste aller Kumpel. Die meisten liegen dort, wo sie zum Zeitpunkt der Explosion zur Arbeit eingeteilt waren, was die Identifizierung der Leichen vereinfacht. Die traurige Bilanz des Unglücks: Zusammen mit 13 inzwischen ihren Verletzungen erlegenen Bergleuten sind 350 Menschen ums Leben gekommen.

Die ersten Aufsichtsbeamten vor Ort kommen zum Schluss, dass eine missglückte Sprengung das Unglück ausgelöst habe. Ihr Vorgesetzter stimmt ihnen in seinem späteren offiziellen Bericht jedoch nicht zu: Die Ursache sei ein natürlicher Gasausbruch gewesen, heißt es dort, entzündet womöglich von einer beschädigten Grubenlampe; niemand habe sich etwas zu Schulden kom-

AUF EINE WELLE
DER **HILFS-**
BEREITSCHAFT
FOLGT BALD
TIEFSTE
ERNÜCHTERUNG

men lassen. Das zuständige Landgericht Münster übernimmt nach ausführlichen Befragungen diese Sichtweise und stellt daraufhin die Ermittlungen gegen die 46 Beschuldigten – Vorgesetzte, Sprengmeister und für die Berieselung zuständige Mitarbeiter der Zeche – ein.

Wie genau es zum Unglück gekommen ist, bleibt so für immer ungeklärt. Ebenso der von Arbeitervvertretern immer wieder geäußerte Verdacht, die Zechenleitung habe Informationen unterschlagen oder gefälscht.

Schon ab August 1909, neun Monate nach dem Unglück, wird in Teilen der Grube wieder Kohle gefördert, im Dezember 1910 beenden die Trupps die Aufräumarbeiten, und Radbod geht zu normalem Betrieb über.

Einiges jedoch bessert sich nach der Katastrophe. Als erste Zeche im Ruhrgebiet ersetzt Radbod fast alle Benzinlampen durch elektrische Grubenleuchten – eine Änderung, die sich nach und nach in ganz Deutschland durchsetzt und die Explosionsgefahr deutlich verringert. In den kommenden Jahrzehnten erleichtern zudem immer mehr Maschinen – etwa automatische Transportbänder – die Arbeit unter Tage.

Und doch bleibt diese gefährlich, kommt es in Deutschland immer wieder zu schweren Grubenunglücken. Eines fordert 1946 im keine 20 Kilometer von Bockum-Hövel entfernten Bergkamen sogar noch mehr Todesopfer als die Katastrophe in der Zeche Radbod.

Dort verlängert sich das Drama für viele Betroffene weit über das eigentliche Unglück hinaus. Etwa 1165 Angehörige der Toten bleiben zurück, darunter 235 Witwen und 626 Halbwaisen, einige von ihnen erst nach den katastrophalen Ereignissen geboren. Zwar dürfen sie zunächst mietfrei in der zur Zeche gehörenden Kolonie wohnen bleiben, doch ohne ihre Ernährer folgt bald eine Zeit der Armut und Not.

Dabei ist die Solidarität der Bevölkerung groß: Bis Ende 1909 kommen mehr als 1,6 Millionen Mark an Spenden zusammen. Politiker aus der Region, Beamte und Unternehmer formen ein Komitee und später eine Stiftung, um das Geld zu verwalten. Arbeitervvertreter sind nicht daran beteiligt – und das wird spürbar.

Die Verantwortlichen legen das Vermögen in Wertpapieren an und zahlen den Hinterbliebenen nur eine Rente aus, die wenig mehr als die Zinseinnahmen beträgt: 150 Mark pro Witwe und Vollwaise, 75 Mark pro Halbwaise – im Jahr. Auch zusammen mit der gesetzlichen Rente für Hinterbliebene von 60 Prozent des Jahreslohns reicht das Geld für die Familien kaum zum Leben.

Einige Radbod-Witwen nehmen den Kampf auf, organisieren Proteste und Demonstrationen. Sie fordern das Komitee auf, das gesammelte Geld umgehend auszuzahlen. Im März 1909 reichen sechs von ihnen eine Klage ein. Das Landgericht Dortmund schmettert sie jedoch zwei Monate später ab; die Zechenkolonie wirft die Rädelsführerinnen daraufhin aus ihren Häusern. Eingeschüchtert stellen die restlichen Witwen den Protest ein. Ab 1923 fließt auch die schmale regelmäßige Zinszahlung aus der Spendensumme nicht mehr: Das Geld sei durch die hohe Inflation wertlos geworden, so die Begründung.

Um der Armut zu entkommen, heiratet die Hälfte der Frauen erneut. Maria Dolsek, die Frau des in Radbod verunglückten Johann Dolsek, dagegen bleibt den Rest ihres Lebens alleinstehend. Sie arbeitet hart und lebt sparsam, um für ihre Kinder zu sorgen. Im Juli 1927, ein Jahr nach dem frühen Tod eines ihrer Söhne, schreibt sie einen letzten Brief an das Spendenkomitee. Die Beerdigung hat Schulden hinterlassen, und Maria bittet um Hilfe bei der Tilgung. Als Antwort erhält sie nur ein Standard-schreiben in Beamtendeutsch.

Eine Ablehnung. ♦

LITERATURTIPPS

WOLFGANG PABST

»350 Mann starben«

Engagiert geschriebene Schilderung der Katastrophe und ihrer Folgen (MC Wolf Verlag).

GABRIELE UNVERFEHRT
UND EVELYN KROKER

»Der Arbeitsplatz des Bergmannes«

Unscheinbare, aber gehaltvolle Fotosammlung (Deutsches Bergbau-Museum).



Lesen Sie auch »Arbeiterbewegung: Aufstand im Revier« (aus GEOEPOCHE Nr. 12) auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

1908 kommen bei einer Grubengasexplosion und der anschließenden Flutung der Zeche Radbod 350 Bergleute ums Leben. Das Unglück offenbart, wie gefährlich die Tätigkeit der Kumpel ist – und wie prekär das Leben ihrer Familien. Denn als sich einige der Witwen organisieren, um die ihnen zustehenden Spendengelder einzuklagen, werden sie vom Gericht abgewiesen und aus der Zechenkolonie verbannt.



1920er Jahre
Aufstand und Okkupation

JAHRE

KAUM IRGENDWO SIND DIE POLITISCHEN KÄMPFE IN DER JUNGEN WEIMA

ZORN

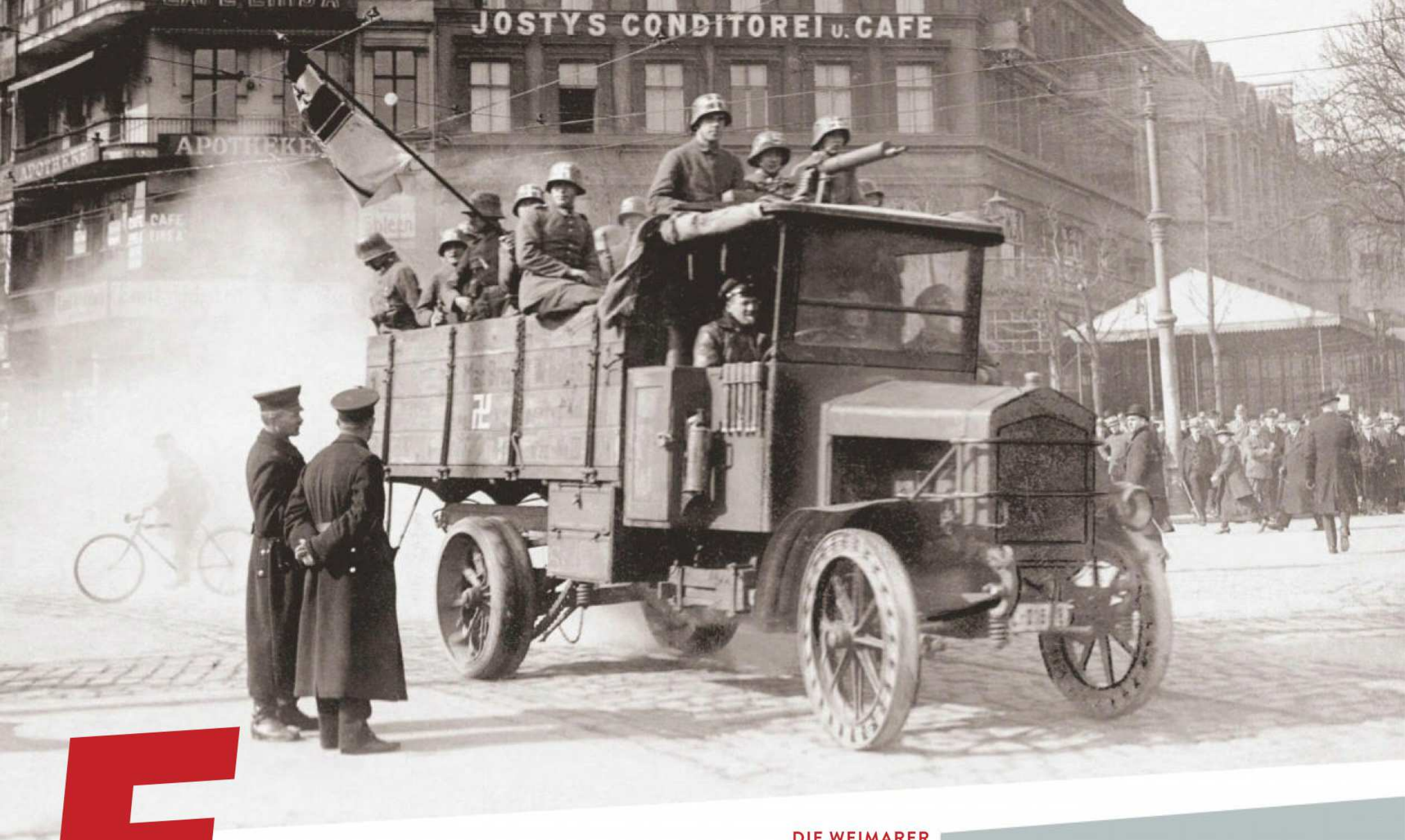


GEWALT IST NACH 1918 in Deutschland ein fast allgegenwärtiges Mittel der Politik, Zeugnis einer Verrohung durch den vorangegangenen Krieg und zugleich Folge tiefer gesellschaftlicher Klüfte. Immer wieder brechen in den Straßen Handgreiflichkeiten aus, wie hier 1923 im Rheinland. Epizentrum der Aggression aber wird das Ruhrgebiet, wo gleich zwei Großkonflikte jener Zeit entbrennen

DES

RER REPUBLIK SO ERBITTERT WIE AN RHEIN UND RUHR

TEXT: Jörg-Uwe Albig



E

Ein Phantom geht um im Ruhrgebiet. Ein Phantom aus Zehntausenden Leibern. Sie tragen Grubenjacken, verdreckt und grau vom Staub der Straßen und der Felder, auf denen sie in den Nächten kampieren. Manche tragen abgewetzte Feldröcke aus dem Weltkrieg, der erst seit zwei Jahren vorbei ist. Sie tragen rote Binden an den Armen – und in den Händen Gewehre, die in der Nachkriegszeit nicht schwer zu bekommen sind.

Es sind Arbeiter aus dem ganzen Revier. Es sind junge und alte Männer, viele mit zerfurchten Gesichtern und müden, rot entzündeten Augen. Sie ziehen vorbei an rußverdreckten Häuserzeilen, Schachtanlagen und Steinhalden, durch den Geruch von

Kohle und Öl und den Schlackenstaub, der sich auf die Zungen legt. Menschen am Straßenrand reichen ihnen ein Stück Brot, einen Becher Kaffee. Die Männer danken mit rauer Stimme und ziehen weiter.

Im gesamten Ruhrgebiet streifen sie in diesem Frühjahr 1920 umher, streben in einen unstillen Kampf, der hier aufflackert und dort erlischt. Sie kämpfen gegen rechtsextreme Gruppen, die mit einem Putsch die junge Republik von Weimar zerstören wollen. Und zugleich kämpfen sie gegen diese Republik – gegen deren Soldaten und Polizisten, die keine Brutalität scheuen, um das Ruhrgebiet in den Zustand zu bringen, den sie Ordnung nennen.

Diese Arbeitertruppe, die sich unter dem Namen „Rote Ruhrarmee“ zusammengeschlossen haben, sind ein schwer greifbares Etwas. Kein Oberbefehl eint

DIE WEIMARER REPUBLIK hat viele Feinde. Im März 1920 putscht sich der rechtsextreme Politiker Wolfgang Kapp mit Hilfe von Freikorps (o.) in Berlin an die Macht. Die Regierung flieht



PLAKATE werben nach Kriegsende für Freiwilligenverbände. Als Zusammenschlüsse ehemaliger Frontsoldaten wenden sich manche dieser Freikorps bald gegen die junge Republik

sie, keine Strategie, nicht einmal ein gemeinsames Ziel. Einige von ihnen wollen schlicht die neue Demokratie verteidigen. Andere wollen die abgebrochene Revolution von 1918 fortsetzen: Ihnen schwebt die Verstaatlichung von Industrien vor, eine Räterepublik oder gar die Diktatur des Proletariats. Die meisten wollen wohl einfach ein besseres Leben.

Doch alle sind sie überzeugt, dass sich ihre Absichten nicht mit friedlichen Mitteln erreichen lassen. Sondern nur mit Gewalt.

Das Brachiale ist diesem deutschen Staat, aus den Schrecken des Ersten Weltkriegs geboren, ja von Anfang an eingeschrieben. Die Barbarei der Schlachtfelder hat nicht nur die rund elf Millionen Soldaten verroht, die lebend aus dem Morden zurückgekehrt sind, sondern große Teile der Gesellschaft.

Und es ist das Ruhrgebiet, in dem die Gewalt dieser Zeit einen besonderen Echoraum findet, einen Resonanzkörper, einen Verstärker. Binnen Kurzem werden hier gleich zwei Großkonflikte aufflammen, die nicht nur die Region erschüttern, sondern das ganze Land. Sie sind jeweils einzigartig und doch im Kern ähnlich: Es geht um Widerstand, um Revolte, um ein kollektives Nein.

Die Gegner freilich könnten unterschiedlicher kaum sein.

FAST OHNE SCHUSS siegt die Revolution in Deutschland im November 1918. Doch von da an kommt die neue Weimarer Republik nicht zur Ruhe. Der Streit zwischen den politischen Lagern, aber auch zwischen Staat und Bürgern ist heftig und oft lebensgefährlich. In Berlin lässt die SPD-Regierung einen Aufstand linksradikaler Gruppen mit Panzerfahrzeugen, Flammen- und Minenwerfern zusammenschießen.

Kurz darauf ermorden Soldaten die linken Anführer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Im März 1919 kostet die Unterdrückung von Unruhen in Berlin etwa 1200 Menschenleben: Die Armee setzt dabei sogar Fliegerbomben ein. In München schlagen Truppen im Auftrag der Regierung die dortige Räterepublik brutal nieder und lassen mehr als 600 Tote zurück.

Dabei gehorcht diese Gewalt, so scheint es, keinem rationalen Kalkül. Oft wächst sie aus Gerüchten und Legenden, aus Paranoia, aus haltloser Propaganda. Rechte verbreiten Zerrbilder marodierender proletarischer Horden, Linke Horrorgeschichten von blutrünstigen Arbeiterschlächtern. Auch gemäßigte Politiker hegen Angstfantasien von linkem Terror – und sind deshalb sogar bereit, mit rechtsradikalen Paramilitärs zu paktieren.

Wie andernorts übernehmen auch im Ruhrgebiet nach der Revolution Arbeiter- und Soldatenräte vorübergehend die Kontrolle. Vom Februar 1919 an aber konzentriert sich die Macht im neu

gewählten Weimarer Parlament und in einer Regierung, die vor allem an Stabilität interessiert ist.

Bei den Malochern an Ruhr, Emscher und Lippe indes wächst die Unzufriedenheit über den verpassten Neuanfang: Viele haben sich von der Revolution deutliche Lohnerhöhungen erhofft, kürzere Schichten, Betriebe in Gemeineigentum – und formulieren ihre Enttäuschung nun immer häufiger mit handgreiflichem Nachdruck.

Denn vor allem bei den Bergleuten trifft der Unmut auf eine Tradition des Zupackens, des kollektiven Handelns – und einer Militanz, die sich in den engen Zechensiedlungen der Region spontan entzünden kann und auch nicht durch Beschlüsse von Gewerkschaften zu bremsen ist.

Seit Langem sind die Kumpel in Arbeitskämpfen trainiert, in Auseinandersetzungen mit Obrigkeit und Arbeitgebern. Sind an den Tod gewöhnt, der unter Tage jederzeit drohen kann.

Ein über viele Jahre gezüchtetes Klassenbewusstsein zieht einen

GEWERKSCHAFTEN und Beamte boykottieren die Putschisten. Im Revier leisten die Männer der »Roten Ruhrarmee«, hier in Dortmund, bewaffneten Widerstand





DRAMATISCH inszeniert zeigt dieser Buchdeckel von 1930 ein Mitglied der Roten Ruhrarmee – und feiert so die Idee vom aufrechten Arbeiterkämpfer

harten Strich zwischen Oben und Unten, Freund und Feind. Hier blüht eine Kompromisslosigkeit, die ebenso unversöhnlich für Mitbestimmung und gesellschaftliche Veränderungen oder eine Sonderration Speck eintreten kann. Und weil sich jeder jederzeit auf den anderen verlassen können muss, ist Zusammenhalt höchstes Gebot – ein Gruppendruck, der schnell in Angriffslust umschlagen kann.

Doch auch die Not drückt hier härter als anderswo – und lässt friedlichen Protest leicht nutzlos erscheinen. Im Krieg sind die Reallöhne um ein Viertel gesunken, es wütet Hunger; im Winter frieren die Wohnungen ein, in denen oft mehrere Familien den knappen Raum teilen müssen. Und während die Bürgerlichen auch in schlechten Tagen noch auf Besitz und andere Rücklagen zurückgreifen können, frisst die zunehmende Inflation den Arbeitern die Gehälter auf.

Viele Malocher helfen sich mit kleinen Diebstählen, mit nächtlichen Hamsterfahrten auf

ROTARMISTEN haben ein Geschütz in Stellung gebracht. Nach dem Scheitern des Kapp-Putsches führen die Arbeiter ihren Aufstand fort: nun jedoch in eigener Sache

Kartoffelfelder – und mit Plünderungen: Dann fallen ganze Hundertschaften teilweise bewaffnet über die Dörfer her, um Eier zu „requirieren“ oder Korn, „einen halben Schweinskopf von 3 Pfund“ oder „2 Kälber 6–9 Wochen alt“, wie ein Beamter akribisch notiert.

Und immer wieder kommt es zu Krawallen und Auseinandersetzungen mit der Polizei.

A

Auf Protest trifft unausweichlich die volle Wucht der Staatsgewalt. Regelmäßig rückt gegen renitente Arbeiter die Reichswehr vor – und deren Hilfstruppen, die noch weniger Skrupel kennen als die reguläre Armee: die neu eingerichtete „Sicherheitspolizei“ („Sipo“) etwa, grün uniformiert, militärisch hochgerüstet und wohl mit Absicht oft aus fernen Ecken des Reichs ins Revier verpflanzt, um die Verbrüderung mit den Arbeitern zu erschweren.

Ihnen zur Seite stehen, oft unter dem Kommando front- erfahrener Haudegen, örtliche „Einwohnerwehren“ – Arbeiter- und Bürgersöhne, national und antikommunistisch gesinnt und voll Trauer um den Verlust des Kaiserreichs. Und seitdem der Versailler Vertrag das deutsche Millionenheer auf 100 000 Mann zurückgestutzt hat, haben sich viele der überflüssigen Krieger in Deutschland zu „Freikorps“ formiert – rund 365 rechten Kampf- bündeln mit zeitweise mehr als 400 000 Mitgliedern.

Deren Anführer kennen nichts als Krieg, fürchten sich vor dem vermeintlichen Abstieg in ein bürgerliches Leben, für das sie nicht gerüstet sind. Und sind zu allem bereit, um den „Pöbel“ am Boden zu halten – bisweilen wüste Lieder auf den Lippen: „Die Bri-





gade Ehrhardt / Schlägt alles kurz und klein, / Wehe dir, wehe dir, / Du Arbeiterschwein.“

Ausgerechnet diese heillosen Helfer der Obrigkeit bringen am 13. März 1920 die gesamte Republik in ihre bislang größte Gefahr.

In Berlin putscht, angeführt vom Reichwehrgeneral Walther von Lüttwitz und dem rechts-extremen ostpreußischen Politiker Wolfgang Kapp, die „Brigade Ehrhardt“, unterstützt von einem Reichwehrbataillon, gegen die Regierung. Hans von Seeckt, Chef der Heeresleitung, weigert sich einzuschreiten: „Truppe“, erklärt er bündig, „schießt nicht auf Truppe.“

Die Regierung muss flüchten, erst nach Dresden, dann nach Stuttgart. Die Gewerkschaften übernehmen unterdessen die Verteidigung der Republik: Sie rufen zum Generalstreik gegen den Coup auf. Im Ruhrgebiet legen zeitweise über 80 Prozent der

Bergleute das Gerät nieder. Das bringt die Putschisten in eine heikle Lage: Der Stopp der Kohleförderung droht die Reparationen, die Entschädigungsleistungen an die Sieger des Ersten Weltkriegs, die im Versailler Vertrag von 1919 festgeschrieben sind, zu gefährden und so einen Einmarsch der Alliierten zu provozieren.

Nach vier Tagen bricht der Putsch tatsächlich zusammen. Kapp flieht nach Schweden, Lüttwitz tritt – trotz seiner Insubordination – in den gut dotierten Ruhestand. Die rechtmäßige Regierung kehrt ins Amt zurück.

Zehntausende Arbeiter aber sind nicht bereit, sich mit einem solchen Burgfrieden abzufinden – und mit den Soldaten und Freikorps, die gleich nach dem Berliner Staatsstreich ins Ruhrgebiet einmarschiert sind und noch immer offen oder stillschweigend mit den gescheiterten Putschisten sympathisieren.

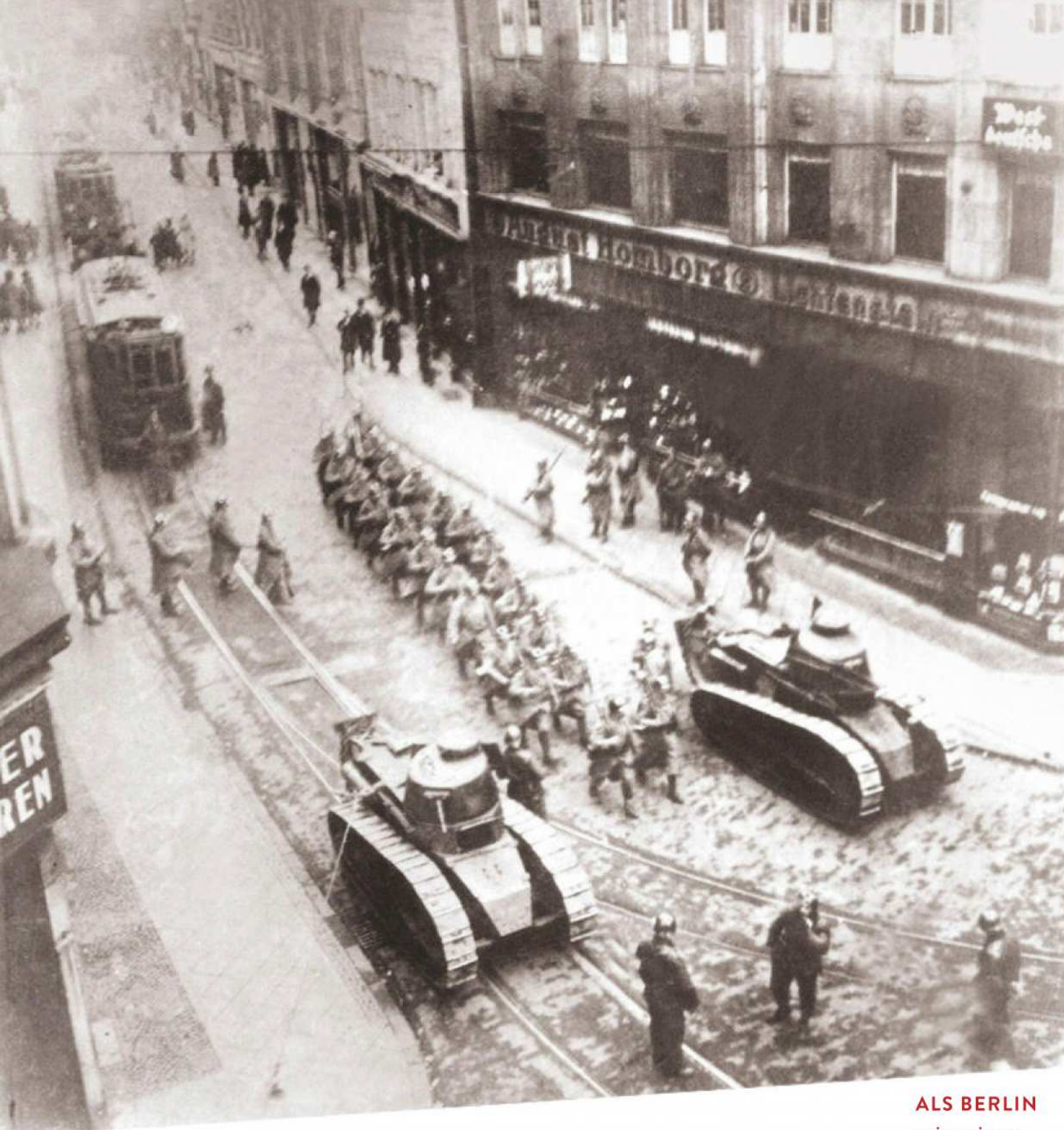
FREIKORPS,
hier in Essen,
schlagen den
Aufstand, der
im Frühjahr
das gesamte
Ruhrgebiet
erfasst hat,
zusammen mit
Regierungs-
truppen brutal
nieder, mehr
als 1500
Menschen
sterben

Noch während des Staatsstreichs haben sich zahlreiche militante linke, aber auch einige christliche Arbeiter zu spontanen Kampfgruppen vereinigt, bald bekannt unter dem Oberbegriff „Rote Ruhrarmee“. Sie finden sich auf Betriebsversammlungen zusammen, folgen Flugblättern und politischen Aktivisten oder eifern einfach dem Beispiel von Nachbarn nach. Schnell wächst diese Streitmacht auf mehr als 50 000 Mann.

Und plötzlich wird die Militanz, die zunächst nur der Abwehr einer drohenden Gefahr galt, zum Aufstand, zum Bürgerkrieg – und zur historischen Chance, die Politik, die die Ruhr-Proletarier bis auf den kurzen Herbst der Revolution von 1918 meist nur als Leidtragende erlebt haben, in die eigenen Hände zu nehmen.

Stadt um Stadt erobern die Rotarmisten im Frühjahr 1920 das Revier, gegen den Widerstand von

BALD BRENNT DAS GANZE REVIER



ALS BERLIN mit seinen Reparationszahlungen in Verzug gerät, besetzen Franzosen und Belgier 1923 das Ruhrgebiet (Französische Panzer in Bochum)



EIN FRANZÖSISCHER Soldat bedroht einen Passanten mit vorgehaltener Waffe. Die Regierung ruft die Bevölkerung im Revier zum passiven Widerstand auf

Ortspolizei, Sipo und regulärer Armee. Sie stürmen die Rathäuser, besetzen strategische Punkte, sprengen Brücken und Bahngleise, um den Vormarsch des Militärs zu hemmen. Manchmal bricht dabei schiere Rache hervor: In Dinslaken töten Rotarmisten den Direktor eines Bergwerks. Doch jeder Sieg macht sie stärker und beschert ihnen nützliche Beute – Gewehre, Geschütze, Minenwerfer.

BEREITS AM 18. MÄRZ, nur einen Tag nach dem Ende des Kapp-Putsches, kommt es in Essen zu einem besonders dramatischen Gefecht. Bis zu 10 000 Rotarmisten marschieren auf die Stadt zu: Hier hat die Sipo kurz zuvor einen Demonstrationszug beschossen, dabei fünf Protestierende getötet und 17 verletzt. Am 19. März besetzen die Arbeiter den Schlachthof, die Post, den Hauptbahnhof und das Rathaus. Die letzte Bastion der Verteidiger ist der Wasserturm am Steeler Berg.

Dort, auf dem höchsten Punkt der Innenstadt, haben sich rund vier Dutzend Mann von Sipo und Einwohnerwehr verschanzt, Fenster und Türen im Erdgeschoss mit Möbeltrümmern verbarrikadiert. Die Rotarmisten beschießen den Turm aus den Fenstern der umliegenden Häuser.

„Als er den ersten Gurt abschoss“, wird Hans Marchwitza, Zugführer der Roten Ruhrarmee, in seinem Reportage-Roman „Sturm auf Essen“ die Stimmung eines der kämpfenden Kumpel beschreiben, „hatte er das Gefühl, er läge wieder vor Verdun oder in Flandern.“

Stundenlang tobt die Schlacht. Granaten detonieren,

Maschinengewehrsalven knattern, im Turm geht die Munition zur Neige. Schließlich hängt aus einem Fenster im Erdgeschoss ein weißes Tuch. Zwei Männer der Einwohnerwehr öffnen die Eingangstür und treten auf die Freitreppe.

Was dann geschieht, ist bis heute nicht geklärt. Es gibt Berichte, noch nach der Kapitulation seien aus dem Turm Schüsse gefallen und Handgranaten geflogen. Eine Hinterlist? Jedenfalls stürmen wutentbrannte Rotarmisten die Freitreppe hinauf, durchkämmen den Turm, reißen den Verteidigern Mäntel und Jacken vom Leib, nehmen ihnen Geld, Uhren und Zigaretten ab. Wer es aus dem Turm schafft, muss sich unter einem Hagel aus Kolbenschlägen ducken, aus Stichen mit Messern, Bajonetten und Säbeln.

Ein Mitglied der Einwohnerwehr will über die Straße flüchten. Eine explodierende Granate wirft ihn zu Boden, dann trifft ihn ein Schuss. Ein anderer Mann wird auf der Flucht erschlagen und noch als Leiche mit Tritten traktiert. Ein weiterer wird gefangen genommen, kann aber seinen 21-jährigen Bewacher mit einer Pistole erschießen und fliehen.

Wohl 13 Mitglieder von Sipo und Einwohnerwehr und eine unbekannte Zahl Rotarmisten lassen beim Kampf um den Turm ihr Leben.

Nach dieser Schlacht aber regieren in Essen, wie kurz darauf im ganzen Ruhrgebiet bis hinauf zur Lippe, die Arbeiter. Vom Turm des Rathauses weht jetzt die rote Fahne; die Zeitung der Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) prophezeit den „nahen Sieg der Weltrevolution“. Zwar bleibt der Oberbürgermeister im Amt, doch ein „Vollzugsrat“, dominiert von KPD und USPD, kontrolliert jetzt die Exekutive.

Am 24. März handelt die deutsche Regierung in Bielefeld mit Teilen der Rotarmisten ein



Abkommen aus: Die Rebellen sollen an die Arbeit zurückkehren, die Waffen abgegeben und die alte Verwaltung wieder eingesetzt werden. Im Gegenzug versprechen die Politiker neue Sozialgesetze – und sogar mögliche Verstaatlichungen.

Doch General Oskar von Watter, Oberkommandeur an Rhein und Ruhr und heimlicher Anhänger der Putschisten, akzeptiert das Abkommen ebenso wenig wie die Hardliner der Ruhrarmee. Er will keinen Frieden, sondern die „Feinde“ ein für alle Mal zu Boden zwingen: „Verhandelt wird

IN ESSEN rückt eine französische Radfahrabteilung ein. Von Anfang an begegnen die Deutschen den Besatzern nicht nur gewaltlos – sondern auch mit Sabotage und tödlichen Attacken

nicht“, verkündet er – und verbittet sich „den meist zur Nachgiebigkeit neigenden Einspruch regierungstreuer Zivilisten“.

In Essen bereitet sich der „Vollzugsrat“ auf den wohl unabwendbaren Krieg vor. Er stellt eine aus der Stadtkasse bezahlte „revolutionäre Arbeiterwehr“ auf, rationiert die Lebensmittel und verbietet sogar vorläufig das Kuchenbacken. Noch während der Verhandlungen haben Reichswehr und Freikorps am Nord- und Ostrand des Ruhrgebiets Stellung bezogen. Jetzt marschieren sie unerbittlich auf die Städte zu,



PROPAGANDAPOSTKARTEN sollen den Widerstandsgeist der Deutschen beschwören. Auf dieser greift eine gierige Marianne als Sinnbild für Frankreich in das von spitzen Pfählen durchsetzte Revier

die unter Kontrolle der Arbeiter stehen: Um den „Eiterherd“, wie General von Watter es formuliert, „herauszubringen“, gelten ihm auch Folter, willkürliche Verhaftungen und standrechtliche Erschießungen als legitim.

Seine Truppen wüten blutig und voll perfider Fantasie. In Recklinghausen zwingen Freikorpsmänner vier Bergleute, ihre eigenen Gräber zu schaufeln, und erschießen sie dann. Der Furor macht nicht einmal vor denen halt, die den Vormarsch eigentlich begrüßen – wie dem Kolonialwarenhändler Josef Meis, der sich aus Furcht vor den Unruhen mit seiner Familie und neun unbeteiligten Kanalarbeitern in den Keller seines Hauses bei Marl ge-

flüchtet hat. Die Soldaten werfen eine Handgranate durchs Fenster, um die Menschen aus ihrem Versteck zu jagen – und dann mehrere von ihnen umstandslos zu exekutieren.

Es ist ein schauriger Fanatismus, der diesen offiziellen Terror beseelt. „Die Begeisterung ist großartig, fast unglaublich“, meldet einer der Kämpfer in einem Brief. „Alles, was uns in die Hände kommt, wird mit dem Gewehrkolben zuerst abgefertigt und dann noch mit einer Kugel.“ Und bejubelt vor allem die Exekution von – angeblich bewaffneten – Rotkreuzschwestern: „Mit Freuden schossen wir auf diese Schandbilder, und wie sie geweint und gebeten haben, wir sollten ihnen das Leben lassen. Nichts.“

Am 5. April rücken die Regierungstruppen in Mülheim ein. Zugleich stößt ein Reichswehr-Schützenregiment mit Panzerwagen, Artillerie und Flammenwerfern auf Essen vor, von Norden zieht die „Marinebrigade Loewenfeld“ heran, liefert sich an der Zweigertbrücke ein Gefecht mit Rotarmisten und beschießt dabei auch die nahe Arbeitersiedlung: Mehr als 20 Menschen kommen ums Leben, darunter viele unbeteiligte Zivilisten.

Am 7. April schließlich gehört den Soldaten auch die Stadt der Krupp-Werke. Panzerwagen, Geschütze und Gewehrpyramiden blockieren die Straßen. Einen Tag später schon kontrolliert das Militär das gesamte Revier.

Hunderte Rotarmisten werden verhaftet und in ehemaligen Kriegsgefangenenlagern interniert, 1200 allein bei Paderborn; ein Teil von ihnen wird später vor Gericht gestellt.

Es ist das Ende eines blutigen Bürgerkriegs: Insgesamt wohl weit über 1000 Arbeiterkämpfer sind ums Leben gekommen, mehr als 500 Soldaten und Paramilitärs und mindestens 80 Zivilisten. Armee und Regierung übernehmen nun wieder die Macht im Ruhrgebiet.

Die Glut der Militanz aber ist noch nicht erloschen. Im Gegenteil: Die Kämpfe, so scheint es, haben sie noch zusätzlich angefacht. Und nur drei Jahre später wird sie wieder zum Flächenbrand. Doch diese Gewalt erhebt sich nun unter neuen Vorzeichen – nicht mehr als Aufbegehren der Untertanen, sondern als trotziger Schulterschluss mit dem Staat.

Jetzt geht es nicht mehr um Klassenkampf, Mitbestimmung oder radikale Demokratie, sondern, wie Zeitungen verschiedener Couleur posaunen, um die „Rettung der deutschen Ehre“. Und der Gegner ist nicht mehr die Konterrevolution – sondern der „Erbfeind“ Frankreich.

N

Nachdem Deutschland trotz mehrerer Mahnungen die 1919 im Versailler Vertrag festgelegten Entschädigungen nicht fristgemäß geliefert hat, überschreiten am 11. Januar 1923 sechs Divisionen französischer und belgischer Truppen die Grenze und besetzen das Ruhrgebiet. Sie handeln dabei im Einklang mit den offiziellen Sanktionsregeln von Versailles, die, „falls Deutschland vorsätzlich seinen Verpflichtungen nicht nachkommt“, ausdrücklich „Maß-

WIEDER SCHWELT DIE GEWALT

nahmen“ legitimieren, „welche die genannten Regierungen als durch die Umstände geboten erachten“.

Ziel von Paris und Brüssel ist es, nicht nur den Abtransport der Reparationsgüter sicherzustellen, sondern auch den Zahlungsdruck auf Berlin und die deutsche Industrie zu erhöhen.

Insgesamt soll Deutschland, so die inzwischen geltende Vereinbarung, Geld und Güter im Wert von 132 Milliarden Goldmark abgeben. Aber schon die erste Rate dieser Summe, zwei Milliarden, hat das Reich nur zur Hälfte beglichen, stattdessen schon dreimal um Zahlungsaufschub gebeten. Vor Kurzem hat der parteilose Reichskanzler Wilhelm Cuno sogar angekündigt, bald überhaupt keine Entschädigungen mehr zahlen zu können. Die Forderungen, so die Begründung, überstiegen die finanziellen Kapazitäten des Staates. Dahinter steckt die Strategie der deutschen Politik, den Siegermächten die ökonomische Unmöglichkeit der Zahlungen vor Augen zu führen – und so eine Senkung der Reparationen zu erreichen.

Zwar beläuft sich Deutschlands aktuelle Säumnis Ende 1922 auf nur 1,6 Prozent der Reparationen des Vorjahres, fehlen lediglich Telegrafmasten und Kohle im Wert von 24 Millionen Goldmark. Doch die Franzosen sind auf die deutschen Lieferungen dringend angewiesen. Sie müssen nicht nur ihr vom Nachbarn gründlich zerstörtes Land und vor allem die ruinierte Eisenindustrie wieder aufbauen. Sie haben sich, damit sie den vergangenen Krieg überhaupt führen konnten, auch tief bei ihren Verbündeten England und USA verschuldet.

Dabei geht es Paris zugleich um die Wiederherstellung eines wirtschaftlichen und politischen Gleichgewichts. Denn Reparationen wie Besetzung sollen nicht zuletzt die deutschen Stahlbarone



schwächen, die der französischen Schwerindustrie Konkurrenz machen – und deren gewaltige Rüstungsproduktion die Materialschlachten des Weltkriegs erst ermöglicht hat.

60 000 Mann stationieren Franzosen und Belgier daher nun im Ruhrgebiet. Sie konfiszieren Kohle und Koks in Zechen und Kokereien, besetzen Bahnhöfe, um die Transporte nach Frankreich zu sichern. Um Aus- und Einfuhr zu kontrollieren, riegeln sie das Revier mittels einer Grenze mit Stacheldraht, Zollstationen und Passkontrollen vom übrigen Reich ab. Und besonders die Soldaten aus französischen Kolonien sind für das nach eigener Ansicht als Kolonialreich zu kurz gekommene Deutschland ein Affront, der bald als „schwarze Schmach“ die rassistischen Gemüter erhitzt.

Bereits zwei Tage nach dem Einmarsch im Januar hat die Regierung in Berlin als Reaktion auf die Besetzung den „passiven Widerstand“ proklamiert. Die Deut-

**ALLGEGEN-
WÄRTIG** sind
bald die Ok-
kupatoren.
Rund 60 000
französische
und belgische
Soldaten
stehen 1923 im
Ruhrgebiet

**BESATZUNGS-
TRUPPEN** requi-
rieren Büro-
maschinen. Das
wirtschaftlich
daniederliegende
Frankreich
braucht Güter
aller Art





der Hand greift sie auch zu robusteren Methoden des Widerstands, um die Franzosen zum Abzug zu bewegen, und engagiert einen ehemaligen Top-Agenten der kaiserlichen Marine als inoffiziellen „Reichsbeauftragten für sämtliche Sabotageakte“. In dessen Auftrag organisiert ein ehemaliger Freikorpschef eine geheime Sabotagegruppe namens „Zentrale Nord“: Sie hat das Ziel, wie ein Memorandum aus ihrer Nachrichtenstelle verrät, „dem Feinde das Leben möglichst schwer und gefährvoll zu machen“.

Dabei geht es ausdrücklich nicht um Gewalt gegen Sachen, sondern gegen Menschen: „Anschläge, die nur Materialschaden

schen protestieren gegen den ihrer Ansicht nach völkerrechtswidrigen Akt und wollen so die Weltöffentlichkeit auf ihre Seite ziehen, vor allem die Briten, die bislang gegenüber der Sanktionsmaßnahme ihrer einstigen Alliierten Neutralität wahren.

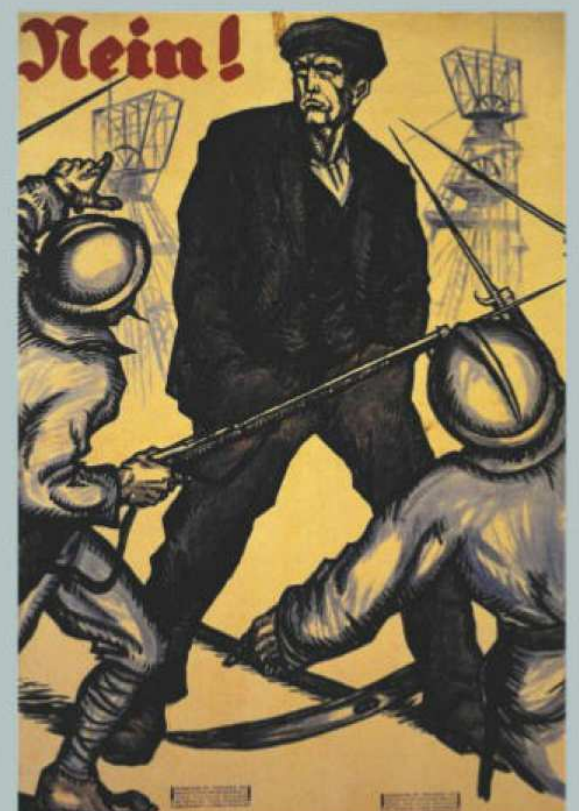
Deutsche Unternehmen sollen fortan keine Kohlen mehr an die Besatzungsmächte liefern, deutsche Eisenbahner keine Güterzüge nach Frankreich oder Belgien abfertigen. Polizeibeamten ist es sogar untersagt, französische Offiziere zu grüßen. Handelskammern, Gewerkschaften und andere Berufsverbände schärfen Geschäftsleuten ein, den Besatzern weder Dienstleistungen noch Waren oder Lebensmittel zu verkaufen. Reichskanzler Cuno fordert auch die Bevölkerung auf, Anordnungen der Besatzer keine Folge zu leisten. Ein Appell, der einem Aufruf zum Generalstreik gleichkommt – und dank staat-

licher Lohnfortzahlungen für viele unverhofften bezahlten Urlaub bedeutet.

DIE ARBEITER des Ruhrgebiets verharren zunächst in gespannter Erwartung. Erst als die Franzosen beginnen, Beamte und Industrielle zu verhaften, reihen auch sie sich ein in die verordnete Rebellion. Tatsächlich schließen im Revier bis Ende März die meisten Zechen, werden Hochöfen ausgeblasen, drosseln Eisen- und Stahlindustrie die Produktion. Statt der verlangten 25 000 Tonnen Koks finden nur noch 4000 Tonnen ihren Weg nach Frankreich. In einem halben Jahr wird gerade so viel Kohle gefördert wie zuvor an zehn Tagen – eine Verknappung, die Frankreichs Stahlindustrie in Bedrängnis bringt.

Doch die deutsche Regierung belässt es nicht beim Befehl zum zivilen Ungehorsam. Unter

ALLES STEHT STILL, Schlepper bleiben an ihren Anlegeplätzen. Der passive Widerstand kommt Berlin teuer zu stehen. Die Produktionsausfälle der Industrie und die Hilfszahlungen des Staates verschärfen Inflation und ökonomische Krise



DIE BOTSCHAFT ist unmissverständlich: Niemand arbeitet im Revier. Keiner soll sich von Franzosen und Belgiern in die Grube, an den Hochöfen oder die Werkbank zwingen lassen

verursachen, sind zwecklos und haben zu unterbleiben.“ So erwägt die „Zentrale Nord“, nicht nur Besatzungssoldaten zu attackieren, sondern auch Anschläge an der Besatzungsgrenze zu verüben, um eine „Entscheidungsschlacht“ zu provozieren. Organisiert zudem den Ausbruch von acht reich beladenen Güterzügen aus dem okkupierten Gebiet in den unbesetzten Landesteil – und schickt zugleich gut 300 Freischärler in die Grenzregion bei Wesel, um die dort stationierten Soldaten in Scharmützel zu verwickeln: Doch anstatt zu kämpfen, ergreifen die belgischen Bahnhofswachen die Flucht.

Für einen eigenen Kleinkrieg engagieren der Krupp-Konzern, die Handelskammer Essen und die Generalbetriebsleitung West der Reichsbahn den ehemaligen Freikorpsführer Heinz Oskar Hauenstein und seine Sprengstoff-Experten. Die töten nach eigenen Angaben „etwa acht französische Spitzel“, außerdem einen deutschen Kollaborateur – mit tätiger Hilfe der Essener Polizei, die den Killern sogar ihre Dienstmarken zusteckt, um ihnen die Festnahme des Opfers zu erleichtern. Kundige Saboteure verüben rund 180 Anschläge auf Eisenbahnstrecken, kappen französische Telefonkabel und attackieren am 30. Juni auf einer Duisburger Rheinbrücke einen belgischen Truppentransport, töten acht Soldaten und verletzen mehr als 30 zum Teil schwer.

Doch auch bei den Bewohnern der Ruhrstädte regt sich bald der Drang zum gewaltsamen Widerstand. Die meisten Deutschen wissen nicht, dass die eigenen Soldaten bei der Invasion Belgiens und Frankreichs während des Weltkriegs viel grausamer mit der Zivilbevölkerung umgesprungen sind als die jetzigen Besatzer. Für sie ist die Okkupation unerhörtes Unrecht – und Anlass genug für bewaffnete Aktionen.



JENE, die bei Auseinandersetzungen mit den Franzosen ums Leben kommen, werden von den Einheimischen zu Märtyrern erhoben (Trauerzug in Essen)



IN DORTMUND laden französische Soldaten Gepäck ihrer Befehlshaber ein. Die letzten Besatzer verließen das Revier erst 1925



Bei der Essener Krupp AG kündigen etliche Arbeiter, um sich bei der Reichswehr für einen neuen Krieg zu melden. Zwei Wochen nach dem Einmarsch bereits sammeln sich, so ein Oberleutnant, „Tausende von jungen Leuten aus dem besetzten Gebiet“ vor Berliner Garnisonen. Da das Reich 1922 in Rapallo engere Beziehungen mit Moskau vereinbart hat, fordern viele von ihnen, „nach Russland gefahren zu werden, um mit der Roten Armee mit Deutschland gegen Frankreich zu kämpfen“ – und müssen enttäuscht erfahren, dass die deutsche Armeeführung andere Pläne hat.

Vor allem aber trifft der handgreifliche Volkszorn diejenigen, die es beim passiven Widerstand an Eifer fehlen lassen. Bürger gründen „Überwachungsausschüsse zur Bewahrung der Deutschen Würde“, die „Vaterlandsverräter“ verfolgen, verurteilen und Selbstjustiz üben. Flugblätter, Plakate und Lokalpresse liefern Kollaborateure mit vollem Namen den Angriffen der Nachbarn aus. Sogar gemäßigte Zeitungen fordern für Menschen mit

ALS IM Sommer 1925 die Besetzung des Ruhrgebiets endet, strömen vielerorts, wie hier vor dem Theater in Duisburg, Menschen zusammen, um die wiedergewonnene Freiheit zu feiern

„derartigen Krankheitserscheinungen“ ungeniert „handfeste Abreibungen“.

Arbeiter nehmen Kollegen, die trotz Arbeitsverbots in die Betriebe wollen, ihre Arbeitsbescheinigungen ab. Bürger werfen Wirten und Ladenbesitzern, die Fremde bedienen, die Scheiben ein – und ein Regierungspräsident ruft dafür eigens zur Gründung von „Schaufensterklubs“ auf.

Jeder Kontakt mit dem „Erbfeind“ kann fatal enden. Wer mit der „Régiebahn“ fährt, die das Besatzungsregime als Ersatz für die vom passiven Widerstand betroffene Reichsbahn betreibt, wird öffentlich gebrandmarkt. Einem „Franzosen-gaffer“, der in Gelsenkirchen von einem französischen Offizier eine Zigarette annimmt, verabreichen „empörte Zuschauer“, wie eine Zeitung hämt, „eine gehörige Tracht Prügel“. Und auf hungernde Kinder, die an französischen Truppenküchen um Essen anstehen, wartet in der Schule oft der Rohrstock.

Vor allem Frauen haben unter der vaterländischen Rage zu leiden. Postbeamte und Offiziere des Nachrichtendienstes durch-

suchen deren Briefe nach Zeichen von „Franzosenfreundlichkeit“ und stellen, wie sie stolz vermelden, in wenigen Wochen „rund 5000 Weiber an den Pranger“. Vielerorts gründen sich „Scherenklubs“ mit dem Ziel, vermeintlichen „Franzosenliebchen“ die Haare abzuschneiden. Rächer warnen Mitbürgerinnen per Inserat davor, „sich mit den Ausländern in engere Beziehungen einzulassen, da wir sonst mit aller Strenge vorgehen“. Manche der Opfer werden verprügelt, anderen die Fenster eingeworfen, wieder andere landen im Kanal. In Witten hängt der Mob einen amputierten Zopf auf dem Marktplatz aus. Und im heutigen Castrop-Rauxel fesseln die Empörten eine unpatriotisch Liebende an eine Litfaßsäule und gießen ihr Farbe übers Haar.

Der Widerstand gegen die Besatzer ebnet sogar politische Gegensätze ein: Als die Franzosen am 26. Mai den rechten Freikorpsmann Albert Leo Schlageter auf der Golzheimer Heide wegen Sabotage hinrichten, erheben nicht nur Nationalisten, Bürgerliche und Katholiken, sondern sogar die Kommunisten den Terroristen zum Märtyrer: Der KPD-Funktionär Karl Radek würdigt ihn als „mutigen Soldaten der Konterrevolution“.

Die Besatzer lassen es untermessen ebenfalls nicht an Härte fehlen. In Panzerwagen und auf Pferden patrouillieren sie durch die Straßen, schikanieren mit aufgepflanztem Bajonett Passanten. Wer an Rhein-Herne-Kanal oder Dortmund-Ems-Kanal spazieren geht, dort rudert oder auf einer Brücke steht, läuft Gefahr, so ein Aushang der Armeeführung, von den „beauftragten Truppen beschossen zu werden“.

Vorgesetzte, die Arbeitsniederlegungen anordnen, landen im Gefängnis. Zehntausende Beamte werden mitsamt Familie ausge-

wiesen: Insgesamt müssen rund 140 000 Menschen das besetzte Gebiet verlassen. Zeitweise sind bis Hannover sämtliche Hotels und Pensionen mit Exilanten aus dem Ruhrgebiet belegt.

Auch Gewalttaten der Besatzer sind keine Ausnahme: Selbst laut französischen Statistiken sind sie für 85 Tote, 54 Schwerverletzte und 19 Vergewaltigungen verantwortlich – und werden dafür nicht immer bestraft. Am 31. März verlieren zwei französische Militärkommandos, die sich bei der Beschlagnahme von Lastwagen auf dem Essener Krupp-Werks Gelände von einem mehrtausendköpfigen Mob eingekesselt sehen, die Nerven und feuern in die Menge: Zurück bleiben 13 Tote und Dutzende Verletzte.

D

Der Preis des Widerstands ist hoch. Das Herunterfahren der Kohleförderung schadet nicht nur dem „Erbfeind“, sondern auch der deutschen Wirtschaft: Sie ist jetzt gezwungen, Brennstoff für teure Devisen aus England zu importieren. Auch in den Wohnungen bleiben die Öfen kalt. In ihrer Verzweiflung sammeln die Ruhrbewohner schlecht brennbaren Kohlenschlamm aus ausgetrockneten Zechenteichen oder graben unter der Erde nach minderwertigen Resten des „schwarzen Goldes“, um sich notdürftig zu versorgen. Gleichzeitig zehren die Steuerausfälle und die finanzielle Unterstützung der Streikenden und Ausgewiesenen die deutsche Staatskasse aus: Nach achteinhalb Monaten kostet der Widerstand die Regierung bereits 3500 Billio-

nen Mark pro Woche. Die muss pausenlos Geld nachdrucken – und treibt so die Inflation in schwindelnde Höhen.

Am 12. August 1923 tritt Reichskanzler Cuno zurück. Gut sechs Wochen später bricht sein Nachfolger Gustav Stresemann den passiven Widerstand ab. Ein Pfund Kartoffeln kostet da bereits 60 Millionen Mark. 1924 prüft eine unabhängige Kommission unter Leitung des US-Bankiers Charles G. Dawes Deutschlands Zahlungsfähigkeit und erarbeitet einen deutlich mildereren Entschädigungsplan. Nach einer Reparationskonferenz in London, die das Ende der Besatzung beschließt, räumen im Sommer 1925 die französisch-belgischen Truppen schließlich das Revier.

So endet eine Abfolge zweier paradoxer Widerstandsbewegungen im Ruhrgebiet: Erst kämpfen seine Bewohner gegen Usurpatoren des Staates – aber dann auch gegen diesen Staat selbst. Drei Jahre später beteiligen sie sich wieder an einer Meuterei, die sich aber nicht mehr gegen die Obrigkeit wendet, sondern gegen deren äußeren Feind – und gegen die eigenen Nachbarn.

Doch die Zeit der gewaltsamen Proteste ist auch danach noch nicht vorbei. Von 1929 an schlagen sich im Ruhrgebiet – wie im übrigen Land – Linke, Rechte und Staatsgewalt um die Vorherrschaft auf den Straßen.

Nach der Regierungsübernahme durch Adolf Hitler 1933 in Berlin hängt auch in Essen das Hakenkreuzbanner vom Rathausbalkon. Und spätestens jetzt ist die Gewalt der Massen keine Sache des Widerstands mehr.

Sondern der nackten herrschenden Macht. ♦

LITERATURTIPPS

RAINER PÖPPINGHEGE
**»Republik im Bürgerkrieg:
 Kapp-Putsch und
 Gegenbewegung an Ruhr
 und Lippe 1919/20«**
 Konzise Studie zu den
 Ereignissen in Republik und
 Region (Ardey).

**GERD KRUMEICH UND
 JOACHIM SCHRÖDER (HG.)**
**»Der Schatten des
 Weltkriegs: Die Ruhr-
 besetzung 1923«**
 Die Sicht belgischer,
 deutscher und französischer
 Historiker (Klartext).



Lesen Sie auch **»Friedrich Ebert:
 Das Gesicht der Weimarer Republik«**
 (aus GEOEPOCHE Nr. 27) auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Schwere Krisen erschüttern nach dem Ende des Ersten Weltkriegs das Ruhrgebiet: 1920 erheben sich Arbeiter als »Rote Ruhrarmee« gegen rechts-extreme Putschisten, die die Regierung in Berlin gestürzt haben, drei Jahre später leisten Einwohner Widerstand gegen die Besetzung ihrer Heimat durch Franzosen und Belgier. Und so prägt rohe, offene Gewalt über Jahre den Alltag im Revier.




1930

Fußball

SKANDAL *auf* SCHALKE

Das Ruhrgebiet produziert nicht nur Koks, Roheisen und Stahl, sondern auch Fußballlegenden: In den späten 1920er Jahren feiert ein Arbeiterverein aus Gelsenkirchen mit seinem Flachpass-Spiel Erfolge. Antreiber der Mannschaft sind Ernst Kuzorra und Fritz Szepan, beides Söhne von Zuwanderern aus dem Osten. Doch bevor die goldene Zeit des FC Schalke 04 in den 1930ern beginnt, muss das Team noch ein Drama durchstehen, das landesweit Schlagzeilen macht – und einen Menschen das Leben kostet



NACH NUR sechs Minuten
erzielen die Schalker im
Meisterschaftsfinale 1939
ihr erstes Tor (großes Bild)
– acht weitere werden
folgen. In Adolf Hitlers
»Großdeutschem Reich«
heißt der chancenlose
Gegner SK Admira Wien

KE

DIE VORGÄNGERIN der Meisterschale
ist die »Victoria«. Der FC Schalke 04
gewinnt die Trophäe bis 1942 sechs Mal

TEXT: *Stephan Draf*

Der 31. August 1930 ist ein nur leicht bewölkter Spätsommersonntag, aber in den Herzen der 6000 Menschen in der Glückauf-Kampfbahn zu Gelsenkirchen ist dieser Tag ein sehr düsterer. Sie haben sich im Stadion zu einer Trauerfeier zusammengefunden. Bergmänner in alter Tracht halten mit Grubenlampen Totenwache für einen der ihren: Willi Nier, zweifacher Familienvater, kaufmännischer Angestellter der Zeche Consolidation – und Finanzobmann beim FC Schalke 04. Er hat sich im Rhein-Herne-Kanal ertränkt, hat die Schande, die Schmach seines Vereins nicht ertragen.

Einige Tage vorher hatte der Westdeutsche Spielverband, eine Unterorga-

nisation des DFB, ein niederschmetterndes Urteil über den Ruhrgebietsklub gesprochen: 14 Spieler, fast die gesamte erste Mannschaft – gesperrt. Die wichtigsten Funktionäre – lebenslang von ihren Posten verbannt. Und warum? „Die Spieler haben regelmäßig Spesenbeträge erhalten, die über das zulässige Maß weit hinausgingen.“ Daneben habe es regelrechte Entlohnung, Geschenke, Darlehen gegeben, heißt es in der Urteilsbegründung. Kurz: Die Schalker haben gegen das eherne Amateurstatut im deutschen Fußball verstoßen. Und Willi Nier hatte geholfen, die Zahlungen zu verschleiern.

Doch ähnlich groß wie ihre Trauer ist die Wut der Schalker Anhänger: Den hart trainierenden Spielern ihr kleines Handgeld verweigern – aber wie sollen sie denn sonst genug verdienen bei den zeitaufwendigen Übungseinheiten? Und fünf der beschuldigten Spieler waren

sogar erwerbslos. Im Gelsenkirchener Stadtteil Schalke ist die Sache klar: Der Verband wollte verhindern, dass sich ihr Arbeiterverein, der erst im Juni als Westdeutscher Meister im Viertelfinale der Deutschen Meisterschaft angetreten war, weiter etabliert. „Dolchstoß gegen Schalke 04“, titelt eine örtliche Zeitung.

Erst wenige Jahrzehnte gibt es den Fußball in Deutschland, doch längst ist er mehr als Leibesertüchtigung oder Zeitvertreib. Fragen des Fußballs berühren viele Menschen tief. Besonders hier im Ruhrgebiet. Und besonders beim FC Schalke 04, für den 1930 ein dunkles Jahr seiner Geschichte ist – und zugleich das entscheidende für seinen Aufstieg zu einem der legendärsten Vereine des Reviers.

AUS ENGLAND KOMMT die Spielidee, mit zwei Mannschaften einem Ball nachzujagen und ihn per Fuß ins gegnerische Tor zu befördern, Ende des 19. Jahrhunderts nach Deutschland. Und wie jenseits des Ärmelkanals ist der Fußball auch im Kaiserreich zunächst ein Sport von Bessergestellten. Sprösslinge aus dem Bürgertum, Gymnasiasten, vor allem junge Angestellte betreiben ihn, die Namen der frühen Vereine – etwa Alemannia oder Teutonia – erinnern an die Burschenschaften der Universitäten. Es ist ein Spiel der höheren Kreise, obwohl anfangs gerade konservative Pädagogen über die „englische Krankheit“ und die „Fußlümmelei“ schimpfen.

Der erste Fußballverein des Ruhrgebiets ist denn auch der Wittener FC 92, 1892 aus der Taufe gehoben von Schülern eines Realgymnasiums; ähnlich bürgerlich geht es zu beim Duisburger SV, beim ETB Schwarz-Weiß Essen und bei Westfalia Herne, dessen Grün-

JUNGE BERGLEUTE GRÜNDEN DEN CLUB

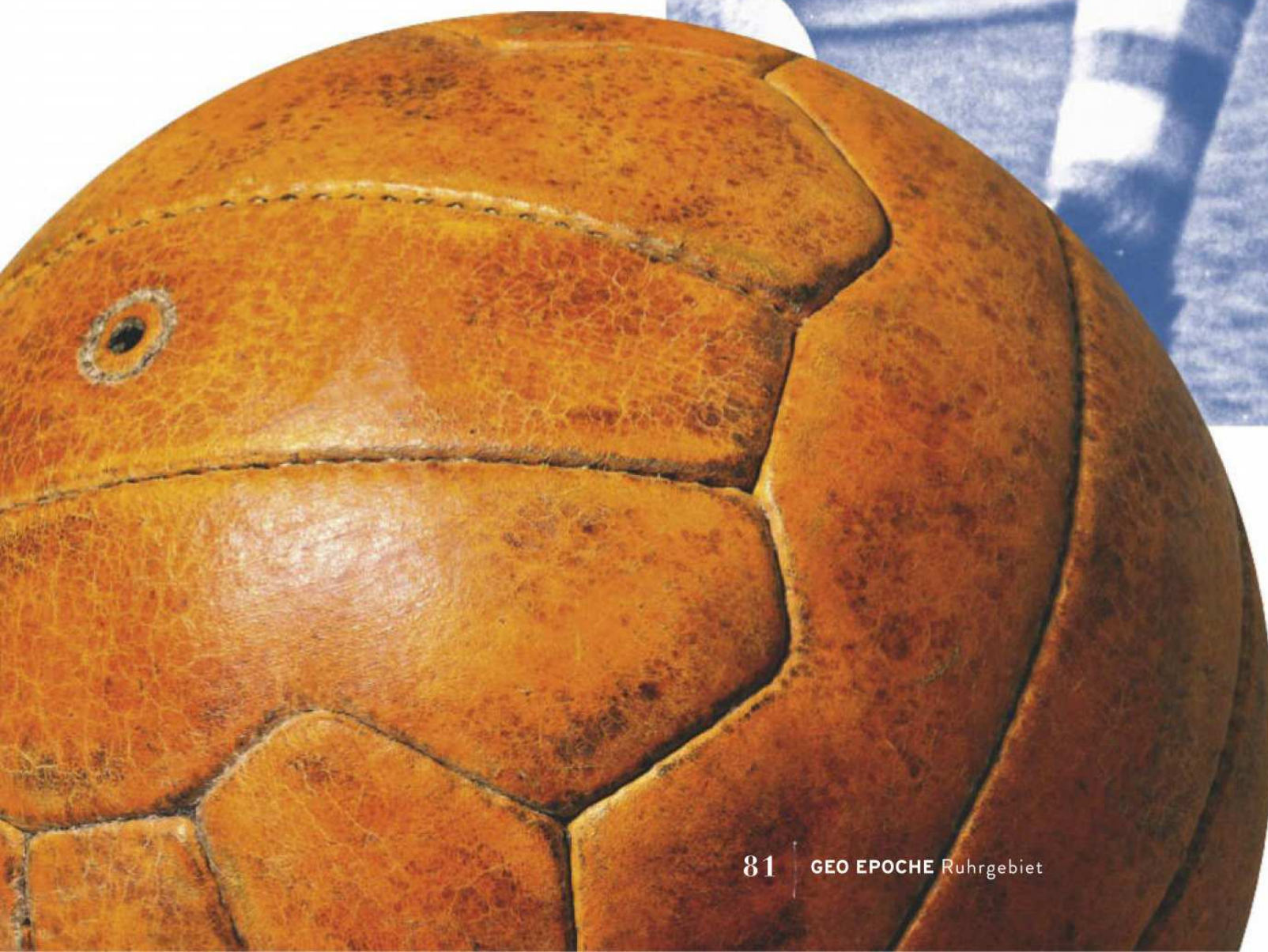
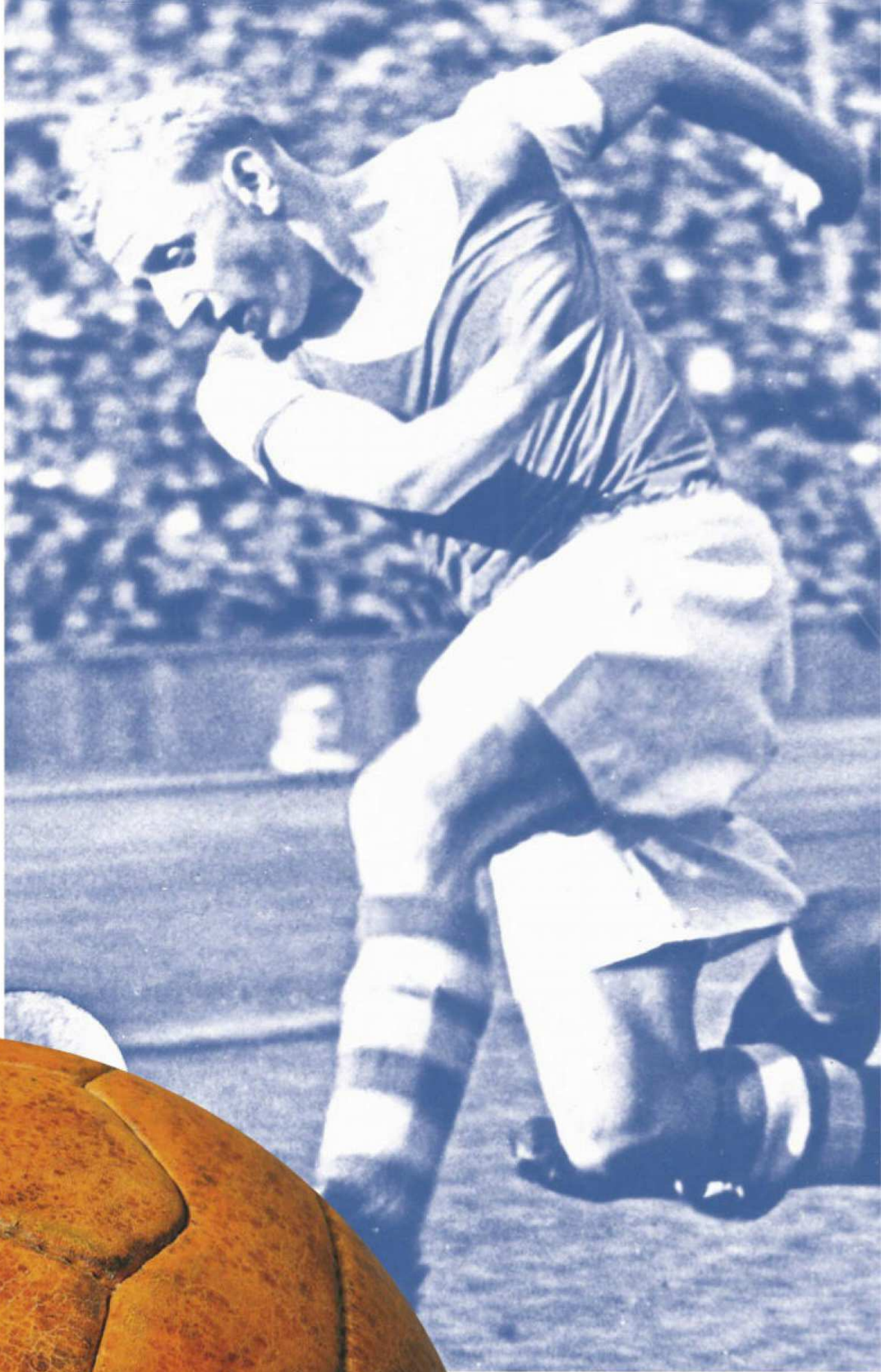


DIE SCHLÜSSELFIGUREN des Teams verbindet mehr als nur eine erfolgreiche Spielidee: Ernst Kuzorra und Fritz Szepan, das Herz des »Schalker Kreisels«, sind verschwägert

DIE FAMILIÄREN WURZELN von Fritz Szepan (rechts) und vielen anderen Schalker Spielern liegen im Osten. Von ihren Gegnern wird die Mannschaft deshalb bisweilen als »Polacken-Elf« geschmäht

dungsmitglieder sich im Rittersaal von Schloss Strünkede versammeln. Einige der frühen Klubs schreiben sogar in ihren Satzungen fest, dass nur „Selbstständige“ oder „Gehaltsempfänger“ – also ausdrücklich keine Lohnarbeiter – aufzunehmen sind.

Die Geburt des FC Schalke 04 ist daher eine Ausnahme: Es sind Jungbergleute und Fabriklehrlinge, die sich im Mai 1904 zunächst unter dem Namen Westfalia Schalke zusammenfinden. Der erste Vorsitzende des Vereins ist damals gerade 14 Jahre alt, der Mannschaftskapitän ebenso. Auch Borussia Dortmund, späterer Erzrivale der Schalker, hat Wurzeln in der Arbeiterschaft: Vor allem junge katholische Bergleute aus Polen setzen sich 1909 in einem Dortmunder Wirtshaus zusammen, um die Satzung zu verabschieden. Und bald, wie überall nun üblich, mit den Vereinen der Umgebung Spiele auf einfachen Rasen- oder Sandplätzen auszutragen.



DER BALL IST RUND – und manchmal schwer. Die ledernen Spielgeräte, mit denen die Schalker in den 1930er Jahren kicken, saugen sich bei Regenwetter mit Wasser voll



FUSSBALL IST EIN SPORT FÜR AUFSTEIGER

DER STÜRMER Hermann Eppenhoff (r.) trägt 1938 zum ersten Mal das Trikot der »Knappen«. Der Spitzname verweist auf die Anfänge des FC Schalke 04 als Bergarbeiterverein

Der Erste Weltkrieg bremst den Siegeszug des Fußballs vorerst – und befördert ihn zugleich. Viele Männer werden an die Front abberufen, der Spielbetrieb in den kleinen Ligen leidet, doch schon vor dem Krieg hat 1910 ein „Militär-Turnerlass“ die Sportart in den Ausbildungsplänen der Armee festgeschrieben, als Wehrrertüchtigung gewissermaßen. Im Krieg geraten so Millionen Männer mit dem Ballspiel in Berührung, die Reste bürgerlicher Exklusivität

gehen rasch verloren (und viele auch später noch übliche militärische Begriffe halten Einzug, wie „Flügelzange“ oder „Schlachtenbummler“).

Mit Revolution und Republik kommen nach dem Kriegsende 1918 für die Arbeiter erstmals Acht-Stunden-Tage und freie Wochenenden, die Männer genießen nun so etwas wie Freizeit – in der viele gegen den Ball treten. Gleichzeitig gebiert die hohe Arbeitslosigkeit bei Spielern und der wachsenden Zahl von Zuschauern den Wunsch nach Ablenkung in trüben Zeiten. Im Ruhrgebiet lockt der Westdeutsche Fußballverband zudem mit einem egalitären Motto: „Auf und unter dem grünen

Rasen sind alle Menschen gleich.“ Eine augenzwinkernde Botschaft, die in der proletarischen Zechenlandschaft auf Anerkennung trifft.

An Rhein und Ruhr sehen vor allem die vielen zugewanderten Arbeiter im Fußballspielen eine Chance des Aufstiegs, eine Möglichkeit dazuzugehören. Die Familien der Schalker Ernst Kuzorra und Fritz Szepan etwa, die nun zu Publikumshelden werden, stammen aus der ostpreußischen Region Masuren. Deren Einwohner hatten sich, obwohl sie eine ähnliche Sprache sprechen, stets von der polnischen Bevölkerung abgegrenzt. Im Ruhrgebiet aber schallt ihnen die gleiche Schmähung wie vielen Immigranten aus dem Osten entgegen: „Polacken“.

•

DEUTSCHLANDWEIT ENTWICKELT sich der Fußball nun zum Massenphänomen. Hatte der Deutsche Fußball-Bund (DFB), 1900 als Dachverband gegründet, um den Ligabetrieb im Kaiserreich zu koordinieren, 1913 noch gut 160 000 Mitglieder, verfünffacht sich diese Zahl bis Ende 1920 annähernd auf 756 000. Waren vor dem Krieg höchstens einige Tausend Zuschauer zu Schlagerspielen

EINE DELEGATION des TSV 1860 München legt 1931 einen Kranz am Grab von Willi Nier nieder. Der Schalker Finanzobmann hatte sich wegen des Fußballskandals im Jahr zuvor ertränkt



GEGEN STUTTGART
holen die Schalker 1935
ihre zweite Deutsche
Meisterschaft. Das Ruhr-
gebiet dominieren sie
ohnehin. Auch ihr spä-
terer Erzrivale Borussia
Dortmund ist ihnen
nicht gewachsen



dium Rundfunk überträgt von 1925 an
sogar Spiele live. Kurz: Der Fußball
entwickelt sich zum Wirtschaftsgut.

Und die Spieler aus den Arbeiter-
vereinen wollen an diesem Erfolg teil-
haben. Zunächst geben sie sich noch mit
kleinen Reisespesen zufrieden, die die
Vereine aus den nun reichlich fließenden
Zuschauereinnahmen bestreiten, auch
das kostenfreie, warme Essen im Vereins-
lokal wird gerne angenommen. Aber die
besonders leistungsstarken Fußballer
erhalten bald regelmäßige Zuwendun-
gen für jeden Trainings- und Spieltag.

Ein Umstand, der der Satzung des
DFB radikal widerspricht. Denn dort ist

der Amateurstatus aller Fußballer seit
Beginn niedergelegt; „Berufsspieler sind
Schädlinge“, heißt es in einer DFB-Pub-
likation aus dem Jahr 1919 sogar. Das
hat nicht nur idealistische Gründe –
obwohl der seit 1900 populäre olympi-
sche Gedanke, die Idee des reinen, mit
Leidenschaft betriebenen Sports ohne
Kommerz, vielen Fußballfunktionären
durchaus attraktiv erscheint.

Der Amateurstatus der Vereine be-
deutet vor allem die Befreiung von der
erheblichen „Lustbarkeitssteuer“, die
sonst auf die Einnahmen aus den Spielen
anfallen würde. Ein existenziell wichti-
ger Finanzvorteil – und Quell eines Di-
lemmas für die Klubs: Einerseits wollen
sie ihre besten Spieler halten, notfalls

WEIL SIE GEGEN das Amateurstatut
verstoßen haben, werden die Schalker
1930 vom Spielbetrieb ausgeschlossen.
Beim ersten Spiel nach der Sperre ist
der Andrang gewaltig (unten)



DAS LOGO auf diesem Wimpel sieht noch anders aus, als es heute von den Schalke-Trikots bekannt ist. Mit dem »G« für Gelsenkirchen schmückt sich der Verein erst seit 1945

mit Geld. Andererseits sind die staatlichen Steuererleichterungen in die Etats eingepreist.

Einer der ersten Spieler, die wegen verbotener Geldzahlungen vom DFB gesperrt werden, ist der spätere Nationaltrainer Sepp Herberger. Er wechselt 1921 vom Mannheimer Klub SV Waldhof zum VfR Mannheim. Worauf sich der Lokalrivale Phoenix beim DFB beschwert und enthüllt, dass Herberger sich bereits diesem Klub versprochen hatte – gegen ein Handgeld von 10 000 Reichsmark.

Im Ruhrgebiet, in Gelsenkirchen, sind derlei finanzielle Größenordnungen utopisch. Dennoch: Ab 1920 stellt sich spielerischer Erfolg auf Schalke ein. Großen Anteil daran haben die Spieler, deren Familien aus Masuren zugewandert sind. Und noch ein anderer Einfluss kommt von außen. Aus England verstärken die Ballmann-Brüder den Kader und perfektionieren das fortschrittliche Flachpass-Spiel, das – weil der Ball dabei schnell zirkuliert – später als „Schalker Kreisel“ berühmt wird.



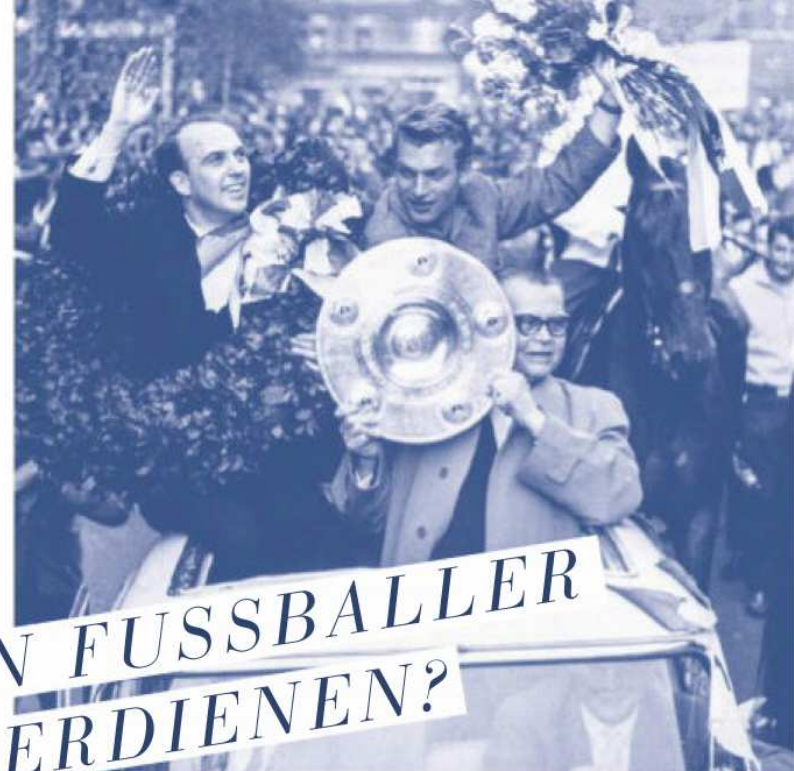
DÜRFEN FUSSBALLER GELD VERDIENEN?

Die örtliche Zeche Consolidation stellt den Fußballspielern ein Gelände für das Training zur Verfügung, 1928 wird mit Unterstützung der Mannesmannröhren-Werke die Glückauf-Kampfbahn mit 35 000 Plätzen fertiggestellt.

Zudem sind mehrere Spieler bei der Consolidation beschäftigt, und die Betreiber haben schon früh begonnen, wichtige Fußball-Kräfte von den auszehrenden Tätigkeiten unter Tage zu entlasten: Ernst Kuzorra, ebenfalls Teil der Belegschaft, erklärt später, er habe kaum so viel Kohle losgehauen, „dass man damit einen Kessel Wasser heiß“ bekommt.

Und so zieht auch auf Schalke ein verkappter Professionalismus ein: Ende der 1920er Jahre muss kein Spieler mehr körperlich arbeiten, für Training und Spiel werden Akteure von den Zechen freigestellt, alle erhalten – inoffiziell natürlich – mindestens zehn Reichsmark für jedes Antreten. Willi Niers Buchführung verdeckt diese Zahlungen.

Doch ähnliche Praktiken gibt es inzwischen reichsweit, sogar eine frühe Form des Transfermarkts etabliert sich. 1927 erreicht Kuzorra ein Angebot des Dortmunder SC 1895, das mit einer lukrativen Anstellung bei einer Brauerei



SO SEHEN SIEGER AUS: 1958 holen die Schalker ihren letzten Meistertitel und lassen sich auf den Straßen von Gelsenkirchen feiern. Seitdem sind sie nur noch »Meister der Herzen«

gekoppelt ist. Der Spieler bleibt nur, weil ein Metzger und begeisterter Schalke-Anhänger ihm den Führerschein bezahlt und ihn als Fahrer anstellt.

Ins Visier des DFB gerät der Verein wohl wegen seines kometenhaften Erfolgs. Die Schalker steigen ab Mitte der 1920er Jahre, inzwischen an der Klubfarbe Königsblau zu erkennen, immer weiter auf, werden erst Ruhrbezirksmeister, dann sogar Westdeutscher Meister.

1930 entscheiden sich die Funktionäre des Westdeutschen Spielverbands, die zu den schärfsten Verfechtern des Amateurtums zählen, ein Exempel zu statuieren – die erste Mannschaft des Vereins faktisch aus dem Spielbetrieb zu nehmen und seine Führungsspitze zu zerschlagen.

In weiten Teilen Deutschlands wird die Strafe jedoch als Fehlurteil aufgefasst, das lediglich „den in allen Fugen krachenden ‚Amateurbetrieb‘“, die Probleme eines morschen, überkommenen Systems verschleiern soll, wie das Sportmagazin „Fußball“ schreibt. Die Menschen sind schockiert vom Suizid Willi Niers. Eine Gelsenkirchener Zeitung vermerkt, die „Vernehmungen“ des Finanzobmanns beim Verband seien „das reinste Inquisitionsgericht“ gewesen.

Zwar gibt es auch billigende Stimmen wie das norddeutsche Sportblatt „TSS“, das ungeniert lobt, dass der DFB „die edlen Polacken Kuzorra und Szepan“ hinausgeworfen habe. Doch das ist eine Ausnahme: Fußballvereine aus ganz Deutschland solidarisieren sich mit den Gelsenkirchenern, es gibt sogar Bestrebungen, eine vom DFB unabhängige Profiligena zu gründen. Währenddessen schicken die Schalker nun eine Notelf in die Spiele; ihr gelingt es, zumindest den Abstieg aus der Liga zu verhindern.

Der Druck auf den WSV und seinen Dachverband DFB aber wird irgendwann zu groß, die Funktionäre rudern zurück: Schon im Februar 1931 werden einige der gesperrten Spieler amnestiert, im Juni dürfen schließlich auch die Stars Kuzorra und Szepan wieder mitspielen. Und auch die verurteilten Vorstandsmitglieder werden begnadigt.

AM 1. JUNI 1931, ein knappes Jahr nach der Trauerfeier zu Ehren Niers, kommt es zum Wiedersehensfest mit den Fans. Der Verein hat ein Freundschaftsspiel gegen Fortuna Düsseldorf organisiert, im berechtigten Glauben, die 35 000 Plätze der Glückauf-Kampfbahn auszuverkaufen. „Kaum eine schmale Gasse bleibt für die endlose Schlange der Autos und Motorräder. Mühsam erklingeln sich die Sonderwagen der Straßenbahn den Weg, an den Trittbrettern hängen die Menschen wie die Trauben“, so ein damaliger Beobachter.

70 000 Menschen erscheinen vor dem Stadion, ein Großteil drängt hinein; einige sitzen vor Anpfiff sogar auf den Toren. Nach dem Spiel, das die Schalker 1:0 gewinnen, sind fast alle Bäume in der Umgebung lädiert, die Äste haben die Last der Menschen nicht tragen kön-

nen. So endet der Schalker „Profi-Skandal“ in einer beispiellosen Loyalitätsbekundung. Die Krise hat Klub und Fans noch näher zusammengebracht.

Und den DFB zum Umdenken bewegt. Auch der Dachverband will nicht länger an seiner rigiden Amateur-Strategie festhalten und treibt selbst die Gründung einer Profiligena voran. Doch mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 werden diese Pläne zunächst gestoppt. Bei der wichtigsten Propagandashow des Regimes, den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, sollen nur Amateure antreten, und diese Linie gilt auch für den übrigen Sport. (Erst lange nach Kriegsende wird die Professionalisierung kommen, werden 1972, zehn Jahre nach Gründung der Fußball-Bundesliga, die engen Gehaltsgrenzen für Spieler fallen.)

Der FC Schalke 04 erfährt von 1933 an wie viele Ruhrgebietsvereine großes Wohlwollen der NS-Führung: Die Propagandisten stilisieren die Spieler zu kernigen deutschen Helden, die man angeblich verweichlichten Teilen der Bevölkerung entgegenstellt. Die Schalker lassen das widerspruchslös geschehen und erleben in den 1930er Jahren ihre erfolgreichste Zeit: Von 1934 bis 1942 werden die Königsblauen sechsmal Deutscher Meister.

Nach dem Krieg jedoch ist es vorbei mit den Siegesserien, nur einmal noch, 1958, gewinnt der Klub die landesweite Meisterschaft, zum bislang letzten Mal. Der Mythos Schalke, der besonders innige Bund zwischen Anhängern und Verein, aber wird eifrig am Leben gehalten. Entstanden ist er in einem Jahr, das mit einer Trauerfeier begann und mit einem Jubelfest endete. ♦

DER SCHALKER TORWART Hans Klotz trägt diese Schuhe 1939 beim Rekordsieg über SK Admira Wien. Sein jüngerer Bruder Bernhard wird später in Bern sogar Weltmeister



LITERATURTIPPS

FC SCHALKE 04 (HG.)

»Königsblau. Die Geschichte des FC Schalke 04«

Die offizielle Vereinshistorie, wissenschaftlich solide. (Verlag Die Werkstatt).

HARTMUT HERING (HG.)

»Im Land der tausend Derbys«

Ein Blick auf die Geschichte des Fußballs im Revier (Verlag Die Werkstatt).



Lesen Sie auch

»Olympia 1936: Die missbrauchten Spiele«

(aus GEOEPOCHE Nr. 57) auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Anfangs ist der Fußball im Ruhrgebiet ein Zeitvertreib für die bürgerliche Jugend, doch nach 1900 entstehen auch die ersten Arbeitervereine. Der FC Schalke 04, dessen Spieler meist aus dem Bergbaumilieu stammen, steigt in den 1920er Jahren zu einer Spitzenmannschaft auf. Nach einer vorübergehenden Spielsperre 1930/31 (wegen Verstößen gegen das DFB-Amateurstatut) dominiert der Club das folgende Jahrzehnt.



**DER DIKTATOR ALS
HAMPELMANN:** Eine
sozialistische Zeitschrift
prangert 1933 in einer
Collage das Verhältnis
Fritz Thyssens zu Adolf
Hitler an. Der Unter-
nehmer hat sich zuvor
tatkräftig mit Geld und
Worten für dessen
Aufstieg an die Macht
eingesetzt

HITLERS FREUND, HITLERS FEIND

Schwer nur gewinnen die Nationalsozialisten in den Jahren der Weimarer Republik im Ruhrgebiet an Boden. Viele Menschen dort bleiben der katholischen Zentrumsparterie treu, Arbeiter wählen eher die Kommunisten, und auch die meisten Großindustriellen in der Region hegen Vorbehalte gegen die neue, extremistische Partei. Anders Fritz Thyssen: Der Ruhrbaron ist ein glühender Bewunderer und Gönner Adolf Hitlers, bekleidet schließlich Posten im NS-Staat. Doch dann vollzieht er eine radikale Kehrtwende

TEXT: Marion Hombach

IN DIESER NACHT IM FRÜHJAHR 1935 beginnt Fritz Thyssen, Herr über ein Firmenimperium, Galionsfigur des Ruhrgebiets, einer der prominentesten Anhänger Adolf Hitlers, zu fallen. Zu einer Jagdpartie ist der Großindustrielle kurz zuvor in der lieblichen Landschaft der brandenburgischen Schorfheide eingetroffen. Er ist Gast von Hermann Göring, dem zweiten Mann im NS-Staat, den Thyssen als Freund betrachtet.

Am Abend ziehen sich die beiden in ein Jagdhaus zurück und diskutieren – offen und zunehmend gereizt. Es wird politisch. Thyssen geht in die Offensive, greift, so zumindest wird es der Unternehmer später berichten, Göring scharf an. Ihm missfalle, wie die Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche vorgehen und gegen Juden.

Bis zwei Uhr nachts debattieren die beiden. „Dann haben wir also alles falsch gemacht“, fasst Göring schließlich Thyssens Vorhaltungen zusammen. „Nein, nicht alles, aber viele Dinge“, entgegnet der. Unversöhnt gehen die Männer auseinander. Am nächsten Morgen wird Thyssen im Wagen des Gastgebers zurück nach Berlin gebracht – ohne gemeinsames Frühstück, ohne ein weiteres Wort.

Bald darauf verwirft die Staatsführung Thyssens Vorschläge für den Aufbau eines neuen nationalsozialistischen Wirtschaftssystems, ein enger Mitarbeiter wird festgenommen. Auch der Ruhrindustrielle selbst steht fortan unter Beobachtung. Der einst glühende Unterstützer des Nationalsozialismus gilt den Machthabern nun – wie lange Zeit auch seine Heimat, das Ruhrgebiet – als unzuverlässiges Element.

So wird aus dem Verehrer ein Feind, aus seinem Aufstieg ein Abwärts-taumel. Und aus dem Wegbereiter nach und nach ein Geläuterter.

Der Pfad des Fritz Thyssen in die Sphären der Macht beginnt zwölf Jahre

zuvor: 1923 tritt er innerhalb weniger Monate erst aus dem Schatten seines Vaters und dann in den Bann eines radikalen Demagogen. Da ist Thyssen schon 49 Jahre alt.

Ein Leben lang hat er sich, als ältestes von vier Kindern, darauf vorbereitet, das Geschäft seiner Familie zu übernehmen, ein umfangreiches Konglomerat von Bergbau- und Stahlunternehmen, begründet 1871 durch seinen Vater mit einem Walzwerk in Styrum, einem späteren Stadtteil von Mülheim an der Ruhr.

Doch dieser August Thyssen hält wenig von seinem etwas linkischen, oft leicht melancholischen Erstgeborenen, hält ihn, solange es geht, von der Führung des Konzerns fern. Zu launisch sei der Sohn, beeinflussbar, auch zu sehr von sich selbst eingenommen, eigentlich nicht geeignet für die Disziplin fordernde Rolle des Unternehmenspatriarchen, wie August einmal einem Vertrauten gegenüber erklärt. Zwar erhält Fritz nach

und nach die Aufsicht über einzelne Firmenbereiche, doch bei den großen Entscheidungen im Konzern hat seine Stimme kaum Gewicht. Immer wieder maßregelt ihn der Vater, auch noch als Erwachsenen.

Als jedoch Anfang 1923 französische und belgische Soldaten ins Ruhrgebiet einmarschieren, um Deutschland zu regelmäßigen Reparationsleistungen zu zwingen, ändert sich etwas. Keiner der Industriellen, der großen Ruhrbarone wie Hugo Stinnes oder August Thyssen selbst, will die unangenehmen Gespräche führen, die die französischen Generäle von den Vertretern des Ruhrbergbaus einfordern – und so wird stattdessen Fritz Thyssen geschickt. Und der wandelt sich plötzlich zum Anführer.

Wie viele seiner Zeitgenossen in Deutschland von der Schändlichkeit der Versailler Friedensordnung überzeugt, erklärt Thyssen den Militärs, er und die anderen Unterneh-

ERST MIT 52 JAHREN erbt Fritz Thyssen von seinem Vater die Leitung des Familienkonzerns (Foto um 1923)

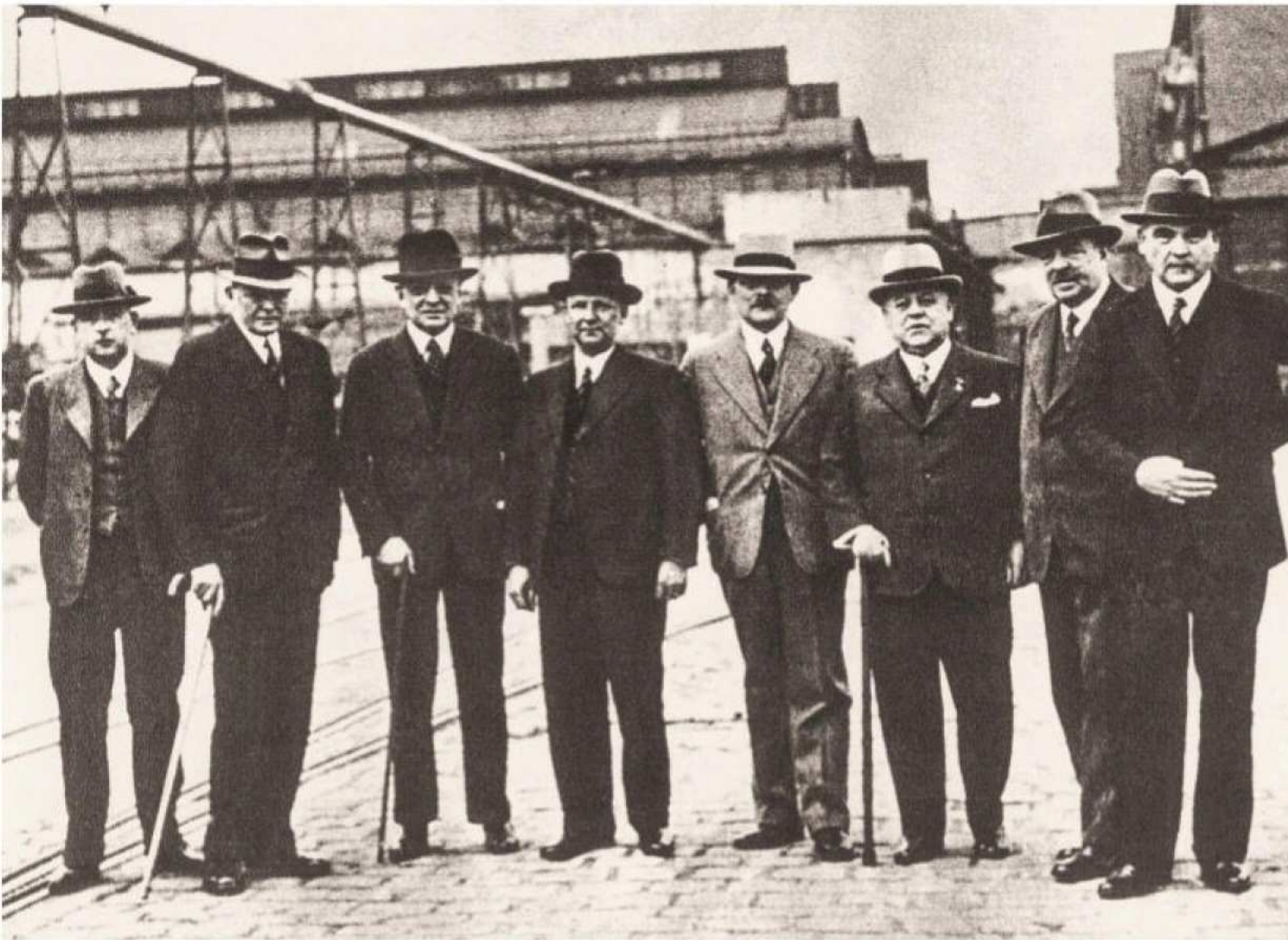
Zirkel der Bosse
Ab 1928 nimmt ein exklusiver Kreis von zwölf Großindustriellen, darunter auch Fritz Thyssen, Einfluss auf die deutsche Politik: die »Ruhrlade«



ALBERT VÖGLER
1877–1945

Der Vorstandschef der Vereinigten Stahlwerke AG unterstützt lange die bürgerlichen Kräfte in Berlin – dient aber später dem NS-Rüstungsministerium





VON EINER RANDFIGUR zur allseits respektierten Persönlichkeit steigt Thyssen – hier um 1929 mit anderen Wirtschaftsgrößen (3. v. l.) – während der französischen Besetzung des Ruhrgebiets 1923 auf. Wenig später trifft er erstmals Adolf Hitler

mer werden gemäß Order aus Berlin fortan keinerlei Kohle an die Besatzungsmächte liefern lassen. Thyssen wird festgenommen und in Mainz vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, wo er seine Haltung, als Deutscher müsse er den Anweisungen der deutschen Regierung folgen, nochmals mit Nachdruck darstellt. Kurz darauf wird er vom Vorwurf der Gehorsamsverweigerung gegenüber einem militärischen Befehl freigesprochen – vielleicht auch, um die Lage nicht weiter anzuheizen.

Triumphal ist jedenfalls der Empfang, als er Ende Januar ins Ruhrgebiet zurückkehrt. Fahenschwenkende Patrioten feiern ihn an einem Hüttenwerk der Familie, Universitäten verleihen ihm die Ehrendoktorwürde, die Stadtväter von Hamborn erklären ihn zum Ehrenbürger. In nicht einmal zwei Wochen ist aus dem missachteten Sohn ein nationaler Held geworden.

Die politische und wirtschaftliche Lage im Land aber bleibt brisant. Die Besetzung ist noch nicht vorüber (erst 1925 wird sie schließlich enden), eine heftige Inflation wallt auf, Attacken von rechten und linken Extremisten erschüttern die Republik. Thyssen, der nach dem Kriegsende 1918 mit seinem Vater kurzzeitig als verhasster Kapitalist von revolutionären Aufständischen im Revier festgehalten worden war, fürchtet kaum etwas mehr als Anarchie und einen kommunistischen Umsturz. Eine Gefahr, die ihm auch 1923 durchaus real erscheint.

Und so trifft er noch im Oktober mit seiner Frau in einem Hotel in München einen alten Bekannten der Familie, der einst in Düsseldorf stationiert und in dieser Zeit gelegentlich zu Gast im Schloss der Thyssens war: General Erich Ludendorff, Weltkriegsveteran, ist so etwas wie der Grandseigneur der konservativen, antidemokratisch gesinnten Kreise, die die Republik ablehnen und stattdessen ein autoritäres Regime anstreben. Thyssen selbst hat lange der eher moderaten katholischen Zentrumsparterie zugehört, vor allem aber befürwortet er seit jeher eine Politik, die den Interessen der Industrie und speziell des eigenen Unternehmens dient. Und



PAUL REUSCH
1868–1956
Initiator der Ruhrlade, die sich monatlich in einem der edlen Anwesen ihrer Mitglieder trifft



FRITZ SPRINGORUM
1886–1942
Der Hoesch-Chef verwaltet jenes Geld, mit dem die Ruhrlade antisozialistische, industrie- und industriefreundliche Politiker unterstützt



ARTHUR KLOTZBACH
1877–1938

Gehört als kaufmännischer Leiter dem Direktorium des Krupp-Konzerns an, dessen Interessen er in etlichen Industrieverbänden vertritt



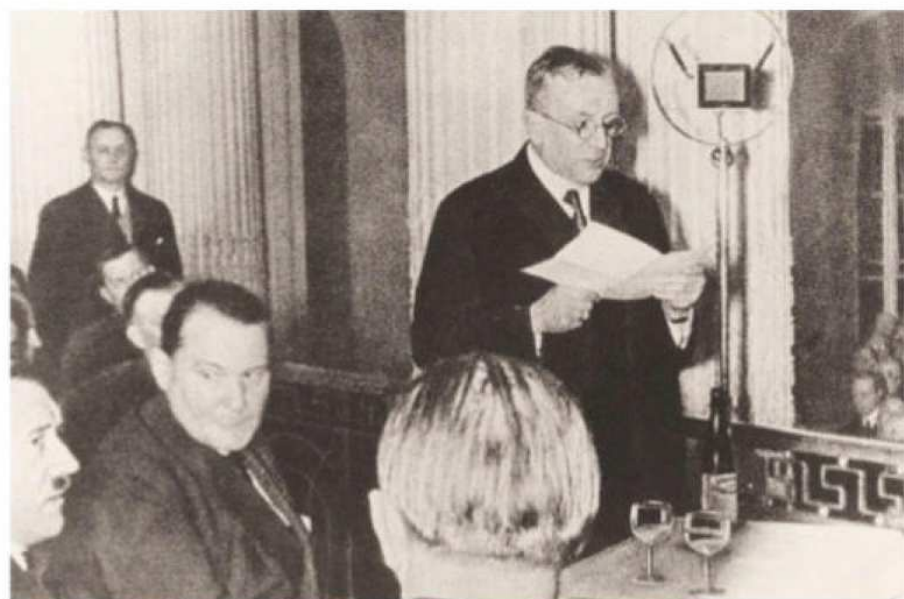
FRITZ WINKHAUS
1865–1932

Wie die Mehrheit in der Ruhrlade stört sich der Bergbaumanager an antikapitalistischen Tönen aus Reihen der NSDAP

die sieht er nach dem Ende des Kaiserreichs nicht nur durch die Kommunisten bedroht, sondern auch durch eine demokratische Herrschaft der Massen und den Parlamentarismus. Der Wunsch nach einer strikten Ordnung lässt ihn weiter nach rechts blicken. Und Ludendorff gibt ihm dazu die Möglichkeit.

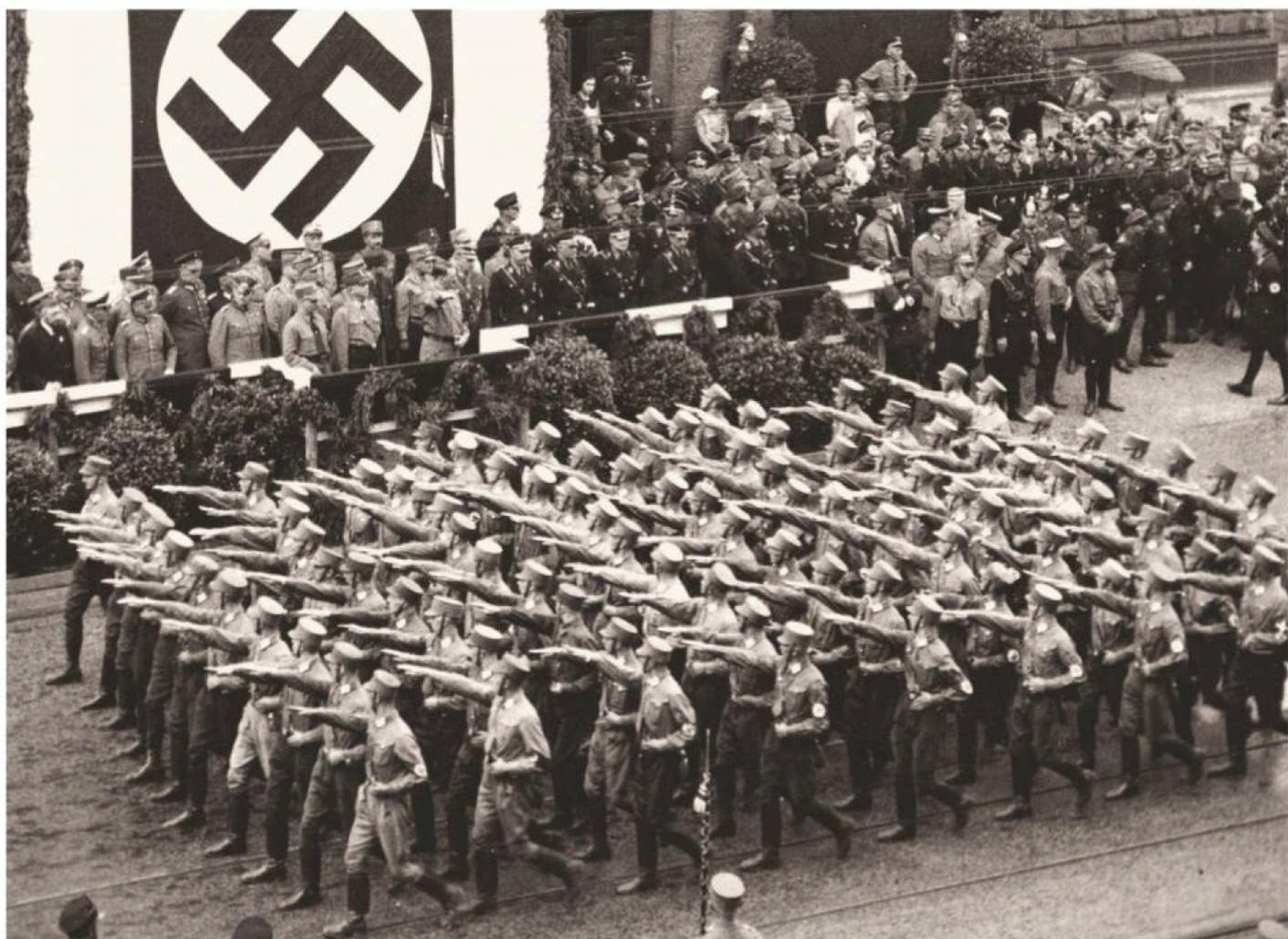
In einer Münchner Privatwohnung macht der General ihn kurz darauf mit dem Anführer der noch jungen Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bekannt: Adolf Hitler. Offenbar fesselt ihn der Agitator schon bei diesem ersten Treffen. Thyssen wird ihn kurz darauf auch auf einigen Kundgebungen erleben, in späteren Berichten preist er Hitler als packenden Redner, sieht in ihm die „Fähigkeit, Menschenmassen zu führen“, begeistert sich für die „fast militärische Disziplin seiner Anhänger“.

Das Treffen mit Ludendorff in München dreht sich auch um Handfestes. Hitlers NSDAP und andere „völkische“ Gruppierungen sind auf der Suche nach finanzkräftigen Sympathisanten, und Thyssen ist bereit, sich zu engagieren: Er



FRITZ THYSSEN (rechts) sorgt dafür, dass Hitler (links am Bildrand) Anfang 1932 vor dem renommierten Industrie-Club Düsseldorf spricht. Doch etliche Unternehmer lehnen den Führungsanspruch des NSDAP-Chefs, für den Thyssen die Laudatio hält, ab

SA-PARADE in Dortmund 1933 in Anwesenheit von Hitler (vor dem Hakenkreuzbanner): Trotz Propaganda und Terror wird das Ruhrgebiet nie eine NS-Hochburg



hündigt Ludendorff noch an dem Tag eine Spende von 100 000 Goldmark aus – eine gewaltige Summe, die zumindest zum Teil an Hitler und seine Schergen fließt.

ERST ACHT JAHRE SPÄTER, 1931, treffen sich Thyssen und der Demagoge erneut. Diesmal hat Hermann Göring zu einem Treffen in seiner Berliner Wohnung geladen. Die Nationalsozialisten suchen gezielt den Kontakt zu den Eliten, und Fritz Thyssen ist inzwischen in der höchsten Sphäre der Industrie angekommen. Noch kurz vor dem Tod seines Vaters im April 1926 ist der Großteil des Familienkonzerns in einen Zusammenschluss mit mehreren Konkurrenten eingegangen. Fritz ist nun Aufsichtsratsvorsitzender und zugleich größter privater Anteilseigner dieser Vereinigten Stahlwerke AG, die rund 200 000 Arbeiter beschäftigt, Dutzende Schachthanlagen und Eisenwerke umfasst, ein Trust mit einem Jahresumsatz von fast 1,5 Milliarden Reichsmark. Kaum ein Unternehmen in Deutschland ist größer.

Hitler hat unterdessen politisches Gewicht gewonnen. Nach einem gescheiterten Putsch 1923 und der anschließenden Haft hat er seine Partei neu aufgebaut und 1930 mit ihr bei den Reichstagswahlen einen erdrutschartigen Stimmenzuwachs erlangt. Seine Schlägertrupps sind in den Straßen allgegenwärtig.

Von Fritz Thyssen erhoffen sich die Größen der NSDAP Zugang zum Spitzenkreis der Ruhrindustriellen, aber wie zuvor auch schlicht Geld – und werden nicht enttäuscht. Als sie kurz darauf ein repräsentatives Gebäude in München, das spätere „Braune Haus“, als Parteizentrale erwerben, hilft der Unternehmer mit einem Kredit über 300 000 Reichsmark, von dem er zwei Drittel selbst begleichen wird. Über diese und andere Zuwendungen hofft Thyssen, Einfluss in der nun erfolgreichen Partei zu gewinnen.

Das übrige Ruhrgebiet sieht die neue radikale Bewegung dagegen skeptischer. In Thyssens Heimatregion liegen die Wahlergebnisse für die NSDAP meist unter dem deutschen Durchschnitt. Wer im Revier wohnt, gibt seine Stimme eher der Zentrumsparterie – als einer der vielen hier lebenden Katholiken. Oder den Kommunisten – als Arbeiter in Sorge vor Erwerbslosigkeit

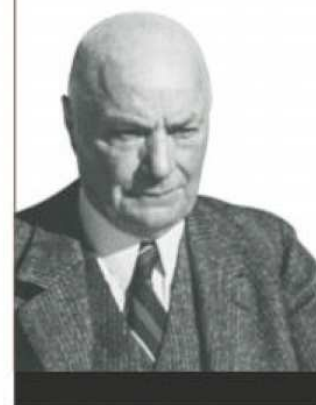
und sozialer Not (die SPD ist hier vergleichsweise schwach). Die seit Ende 1929 wütende Weltwirtschaftskrise, die die Stahlbetriebe besonders hart getroffen hat, treibt zwar auch viele Wähler im Ruhrgebiet zu den Nationalsozialisten, doch die Zentrumsparterie kann sich behaupten, und die KPD liegt weiterhin vor der NSDAP. In den Arbeitervierteln liefern sich kommunistische Trupps mit rechten Schlägern erbitterte Kämpfe.

Auch bei den anderen Industriellen der Region, bei Stahlmagnaten wie Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, Ernst Poensgen oder Karl Haniel, überwiegt das Misstrauen gegenüber der NSDAP. Dabei ist ihnen die politische Einflussnahme durchaus wichtig. Seit Anfang 1928 treffen sich einige von ihnen in einem informellen Zirkel. Paul Reusch, der Vorstandsvorsitzende der Gutehoffnungshütte, hat diese „Ruhrlade“ gegründet – benannt wohl nach dem alten Begriff „Lade“ für eine Truhe, in der die Urkunden einer Zunft verwahrt wurden, oder auch für eine Zunft selbst –, um den Einfluss der Ruhrunternehmer jenseits der nationalen Industrieverbände zu mehren.

Die zwölf Mitglieder des exklusiven Klubs, zu denen auch Fritz Thyssen zählt, versammeln sich in der Regel am ersten Montag eines Monats in der Residenz eines Teilnehmers: in der Krupp'schen Villa Hügel in Essen etwa, dem Thyssen'schen Schloss Landsberg südlich von Mülheim oder auch mal auf einem Anwesen von Reusch bei Stuttgart. Die Öffentlichkeit erfährt von den verschworenen Treffen, auf denen die Unternehmer unter anderem entscheiden, welche politischen Kräfte sie unterstützen, nichts.

Einig sind sich die Industriechefs darin, dass der Kommunismus nicht erstarken darf, aber auch, dass es völlig unzumutbar sei, wenn Gewerkschaften oder sozialdemokratische Regierungen sich bei Lohngestaltung und Arbeitsbedingungen einmischen. Sie beschließen deshalb, bürgerliche Parteien, vor allem die nationalliberale Deutsche Volkspartei und Kandidaten der stramm antirepublikanischen Deutschnationalen Volkspartei, durch Spenden zu fördern, jährlich in Höhe von mehr als einer Million Reichsmark.

Mit Adolf Hitler fremdeln aber die meisten Mitglieder der Ruhrlade: Dessen wirtschafts-



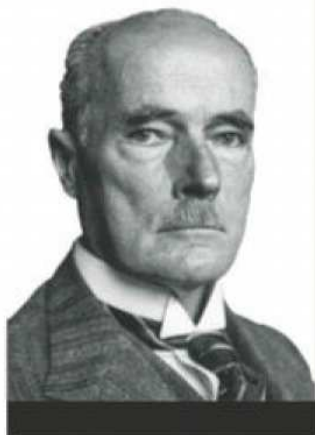
PETER KLÖCKNER
1863–1940

Der Gründer der Klöckner-Werke warnt 1932 vor »nationalsozialistischen Experimenten«



KARL HANIEL
1877–1944

Hitler müsse sich nur austoben, dann sei er lenkbar, äußert der Vorsitzende des Industrie-Clubs Düsseldorf angeblich 1933 intern. Eine Fehlkalkulation



**GUSTAV KRUPP
VON BOHLEN
UND HALBACH**
1870–1950

Zunächst ein Hitler-Kritiker, stützt der Konzernchef ab 1933 das NS-Regime



ERICH FICKLER
1874–1935

Im Februar 1933 ruft Hitler zwei Dutzend Industrielle zur Finanzierung seines Wahlkampfs auf – darunter: Kohlenbaron Fickler

politische Vorstellungen sind weitgehend nebulös, und Vertreter seiner Partei schlagen nicht selten antikapitalistische Töne an, hetzen insbesondere gegen die Großkonzerne. Gerade im Ruhrgebiet umwirbt die NSDAP verstärkt die Arbeiter. Auch der Antisemitismus stößt bei den Bossen eher auf Missfallen (nicht nur bei Paul Silverberg, der einer jüdischen Familie entstammt), ebenso die brachiale Gewalt der Schlägertrupps. „Hitler wird uns wenig Freude ins Revier bringen“, kommentiert Paul Reusch einmal. Die meisten Industriellen aus dem Kreis der Ruhrlade quittieren Thyssens wiederholte Werbeversuche für die NSDAP bei den Treffen denn auch mit Kopfschütteln.

Der allerdings trommelt leidenschaftlich weiter. Und erreicht immerhin, dass Hitler Ende Januar 1932 vor dem Industrie-Club Düsseldorf, einem Verein von Unternehmern aus Rheinland und Ruhrgebiet, sprechen darf. Mehr als 600 Zuhörer sind anwesend, als Thyssen seine dankenden Schlussworte mit einem euphorischen „Heil, Herr Hitler!“ beendet.

AM 30. JANUAR 1933 ERFÜLLT SICH für den Aufsichtsratsvorsitzenden der Vereinigten Stahlwerke ein politischer Traum: Hitler wird Reichkanzler. Mit Begeisterung wird Thyssen zwei Tage darauf die Erklärung der neuen Staatsführung aufgenommen haben: „So wird es die nationale Regierung als ihre oberste und erste Aufgabe ansehen, die geistige und willensmäßige Einheit unseres Volkes wiederherzustellen“, heißt es darin – und dabei will auch der Unternehmer aus dem Ruhrgebiet mitwirken.

Gelegenheit dazu, so scheint es, bekommt er schnell, denn Hitler bedenkt Thyssen mit diversen Ämtern: Der Industrielle wird als Kandidat der NSDAP aufgestellt und so Abgeordneter des Reichstages, erhält die Mitgliedschaft im Preußischen Staatsrat, eine von Göring verliehene Ehrenposition, wird Angehöriger des von den Nationalsozialisten geschaffenen Generalrats der Wirtschaft. Und dazu noch Senator der nach den Berufsverböten für Juden ausgedünnten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, der Vorläuferin der heutigen Max-Planck-Gesellschaft.

Wirklicher Einfluss folgt aus all diesen eher repräsentativen Ämtern und Ehren allerdings kaum. Doch schon im Mai 1933 billigt Hitler persönlich bei einem Treffen in der Reichskanzlei die Pläne des Unternehmers, ein „Institut für Ständewesen“ zu errichten. Dahinter steht das Wunschbild einer nach Wirtschaftszweigen organisierten Gesellschaft, in der Unternehmer und Arbeiter jenseits von Klassenkampf eigenen Regeln folgen sollen, ohne dass ein Parlament oder eine gewählte Regierung irgendwelche Vorgaben macht. Gedacht ist das Institut als eine Art Kaderschmiede, in der sich Vertreter von Unternehmen und Arbeiterschaft die Prinzipien jener neuen ökonomischen Ordnung aneignen sollen; im ersten Jahr besuchen fast 3000 Teilnehmer die Vorlesungen und Lehrgänge.

Schnell nach ihrer Machtübernahme beginnen die Nationalsozialisten damit, fast alle Schlüsselpositionen im Land mit Parteigängern oder Sympathisanten zu besetzen. Auch im Ruhrgebiet reißen NSDAP-Funktionäre Bürgermeisterposten an sich, übernehmen Angehörige der Kampforganisationen SA und SS leitende Stellen bei der Polizei; die ursprünglichen Amtsinhaber werden rüde und nicht selten gewaltsam abgesetzt oder zur Abdankung gezwungen. In Duisburg etwa treiben die Nationalsozialisten den Direktor des Arbeitsamtes aus seiner Position, nachdem sie ihm nicht nur ohne jeden Beweis Korruption unterstellt haben, sondern auch ein SA-Trupp vor seinem Amtssitz aufmarschiert ist, Schüsse auf sein Privathaus gefallen sind.

Doch die NSDAP setzt im Ruhrgebiet nicht nur auf Terror. Mit Propaganda in den Betrieben, Eindruck heischenden Fackelzügen und populären Aktionen wie der Wiedereröffnung einer in der Weltwirtschaftskrise geschlossenen Stahlhütte gewinnen die Nationalsozialisten immer mehr Unterstützer hinzu. Auch die Ruhrlade, deren Bedeutung bald stark abnimmt, überweist ihre Spenden nun nur noch an die NSDAP; aus pragmatischen Überlegungen kooperieren mehrere Mitglieder des Zirkels mit dem Regime. Zu einer Hochburg der neuen Machthaber aber wird das Revier nie werden.

Dem so begeisterten Thyssen kommen ebenfalls bald Zweifel. Denn schon nach wenigen Monaten wird deutlich, dass die Idee einer selbst verwalteten Wirtschaft, die ihm vorschwebt,

AUF DEM UNTERBAU

einer Lokomotive stehend,
hält Adolf Hitler 1936
eine Rede in den Essener
Krupp-Werken. Der
Diktator plant zu dieser
Zeit bereits einen
Krieg, für den er das
Ruhrgebiet als Waffen-
schmiede braucht





PAUL SILVERBERG

1876–1959

Ungeachtet seiner jüdischen Herkunft unterhält auch der Kohlemagnat kurzzeitig Kontakte zur NSDAP. Ende 1933 jedoch emigriert Silverberg in die Schweiz



ERNST POENSGEN

1871–1949

Der antidemokratisch gesinnte Stahlindustrielle klagt nach 1933 vor allem über Eingriffe des NS-Regimes in die Unternehmensführung

nicht mit dem totalitären Konzept des Nationalsozialismus vereinbar ist. Die NSDAP zerschlägt einerseits die Gewerkschaften, entmacht andererseits die Verbände der Industriellen und fasst alle Arbeiter und Unternehmer in einer neu geschaffenen Einheitsorganisation, der „Deutschen Arbeitsfront“, zusammen. Mit einer autonomen Ständeordnung hat das wenig zu tun, zudem sieht der Arbeitsfront-Chef Robert Ley Thyssens Institut als Konkurrenz.

Adolf Hitler schmäht das Lieblingsprojekt des Ruhrbarons bald schon als Beschäftigungstherapie für „Professoren und Stubenhocker“. Der Geldgeber, der den Diktator und dessen Mitstreiter insgesamt vermutlich mit bis zu einer Million Reichsmark gefördert hat, wird dem „Führer“ offenbar zunehmend lästig. So greift der auch nicht ein, als Ley immer heftiger gegen das Institut agitiert und Mitgliedern der Arbeitsfront den Besuch der Lehrgänge und Schulungen bei Thyssen untersagt.

Ist es dieser persönliche Tiefschlag, der Thyssen zum Umdenken bewegt? Oder beschleichen ihn moralische Skrupel? Die frühen Attacken auf Juden und politische Gegner hatte der Unternehmer noch als bedauerliche Randerscheinungen der „nationalen Revolution“ gedeutet. Doch ihr wahres Gesicht zeigen die neuen Machthaber in den Augen Thyssens nicht zuletzt durch interne Gewalttaten: Hitlers mörderisches Vorgehen gegen SA-Chef Ernst Röhm und andere (echte oder vermeintliche) Abweichler der NS-Bewegung im Sommer 1934 ist für den Ruhrunternehmer „unverhüllte Bestialität“. Besonders sorgt den überzeugten Katholiken, dass immer häufiger Kleriker und kirchlich engagierte Laien, sogar Bischöfe, angefeindet und teils auch festgenommen werden.

Dennoch: Selbst nach dem Streitgespräch mit Hermann Göring bei der Jagd im Frühjahr 1935 bleibt der offene Bruch mit dem Regime zunächst aus.

Im Herbst wird der wissenschaftliche Leiter des Ständeinstituts, ein Vertrauter Thyssens, der sich kritisch zur Rassenideologie der Nationalsozialisten geäußert hatte, verhaftet, allerdings ohne direkte Konsequenzen für den Industriellen. Doch nach einem 44 Seiten starken kritischen Bericht des SS-Sicherheitsdienstes über den Kreis von Wissenschaftlern, dem auch



IM NOVEMBER 1938 brennt auch in Essen die Synagoge. Der Terror gegen Juden verstärkt die Zweifel, die Fritz Thyssen schon länger gegen das NS-Regime hegt

die Lehrenden des Instituts angehören, wird die Anstalt 1936 endgültig geschlossen.

Thyssen verfolgt unterdessen eine riskante Doppelstrategie. Demonstrativ sitzt er bei Gottesdiensten seines zunehmend regimekritischen Gemeindepfarrers in der ersten Reihe, schreibt Protestbriefe über das rabiate Vorgehen einzelner NSDAP-Funktionäre, unterstützt die Familie des inhaftierten Pastors Martin Niemöller – und hält zugleich lobende Tischreden auf Hitler, stimmt zudem als Abgeordneter für die Verlängerung des diktatorischen Ermächtigungsgesetzes.

Die NS-Größen lassen den einstigen Gönner, wohl auch wegen seiner Prominenz, weitgehend unbehelligt. Allerdings erklärt Hitler in kleinstem Kreis schon 1935: „Wenn er weiterhin Schwierigkeiten macht, werfen wir ihn ins KZ.“

Die nächste Stufe der Entfremdung kommt im November 1938. Bei den reichsweiten Pogromen gegen Juden wird auch der Regierungspräsident von Düsseldorf, Thyssens Freund Carl

Christian Schmid, dessen Frau nach den NS-Gesetzen als Jüdin gilt, zum Ziel der Angriffe – ein Mob skandiert vor seinem Amtssitz antisemitische Parolen, und er verliert seinen Posten. Der Ruhrbaron beschließt daraufhin, sein Amt als preußischer Staatsrat niederzulegen. Göring allerdings gestattet es ihm nicht – vielleicht, um nicht einen allseits bekannten Abtrünnigen rechtfertigen zu müssen.

Neun Monate später indes vollzieht Thyssen den Schnitt. Inzwischen ist klar, dass der von Hitler von langer Hand vorbereitete Krieg kurz bevorsteht. Thyssen, der im August 1939 in Ös-



THYSSEN FLIEHT aus Deutschland, wird aber Ende 1940 in Frankreich gefasst und bleibt jahrelang in Haft. Nach Kriegsende muss er sich vor einer Entnazifizierungskammer rechtfertigen (o.)

terreich Urlaub macht, erhält am letzten Tag des Monats die Aufforderung, am folgenden Morgen zu einer Sitzung des Reichstags zu erscheinen; doch er fährt nicht nach Berlin, wo er als Abgeordneter dem Kriegsbeschluss zustimmen soll, und kehrt auch nicht ins Ruhrgebiet zurück, sondern beschließt, mit seiner Frau in die Schweiz zu fahren und ins Exil zu gehen. Noch am selben Abend telegraphiert er Göring in dessen Eigenschaft als Reichspräsident. Aus gesundheitlichen Gründen, heißt es in der Nachricht, könne er nicht nach Berlin kommen – und er fügt hinzu: „Ich bin gegen den Krieg.“

Das Regime schlägt schnell zurück. Thyssen wird aus der Partei ausgeschlossen und aller Ämter enthoben, die Behörden ziehen sein gesamtes Privat- und Geschäftsvermögen ein, darunter seinen 60-prozentigen Anteil an der Familienholding, offiziellen Berechnungen zufolge mit einem Wert von mehr als 80 Millionen Reichsmark.

Thyssen seinerseits formuliert einen verbitterten Brief an Hitler, in dem er dessen Politik verurteilt und als Selbstmord bezeichnet. Das Schreiben übergibt er einige Monate später der internationalen Presse – der öffentliche Bruch des prominenten Industriellen mit Hitler, noch dazu im Krieg, ist eine Sensation.

Die Thyssens reisen weiter an die Côte d'Azur, wo sie in Monte Carlo logieren und Fritz im Frühjahr 1940 einem Journalisten seine Memoiren diktiert. Unter dem Titel „I Paid Hitler“ werden sie 1941 in den USA erscheinen. „Ich bekenne mich schuldig. Ich habe mich hinsichtlich Hitlers und seiner Partei vollkommen geirrt“, erklärt der Unternehmer darin.

Die Flucht indes scheitert. Ab Mai 1940 erobert die Wehrmacht Frankreich, und die Behörden der mit Deutschland kollaborierenden Vichy-Regierung hindern die Thyssens an der Ausreise Richtung Portugal, von wo aus sie über New York nach Argentinien wollen. Kurz vor Weihnachten 1940 verhaften französische Polizisten die Eheleute in ihrem Hotel in Cannes, am 25. Dezember werden sie der Geheimen Staatspolizei übergeben. Ohne Verfahren kommen sie in eine Nervenheilanstalt bei Berlin, in der die Gestapo politische Häftlinge inmitten von psychisch Kranken gefangen hält. Göring bietet seinem einstigen Freund noch eine Begnadigung an, wenn er seine Regimekritik öffentlich zurücknimmt. Der jedoch lehnt ab.

Mehr als zwei Jahre verbleiben Thyssen und seine Frau in der Klinik, ab 1943 sind sie in verschiedenen Konzentrationslagern inhaftiert und werden bei Kriegsende von US-Soldaten befreit.

Im Entnazifizierungsverfahren stuft eine Spruchkammer Thyssen als „minderbelastet“ ein. Kurz vor seinem Tod wird er, nach langem Rechtsstreit, einen großen Teil seines inzwischen von den Alliierten verwalteten ehemaligen Geschäftsvermögens zugesprochen bekommen. Die Vereinigte Stahlwerke AG zerschlagen die Siegermächte in Einzelunternehmen.

Um die deutsche Staatsbürgerschaft, die ihm das NS-Regime 1940 genommen hatte, bemüht sich Thyssen nach Kriegsende nicht mehr. Der ehemalige Ruhrbaron, der aus Hoffnung auf einen autoritären Staat einem diktatorischen Massenmörder zum Aufstieg verholfen hat, stirbt 1951 als Staatenloser in Buenos Aires. ◇

LITERATURTIPPS

HANS OTTO EGLAU

»Fritz Thyssen – Hitlers Gönner und Geisel«

Biografie des Unternehmers (Siedler).

GUSTAV LUNTOWSKI

»Hitler und die Herren von der Ruhr«

Einblicke in das Verhältnis von Industrie und Diktatur (Peter Lang).



Lesen Sie auch

»1933: Endspiel um die Macht« (aus GEOEPOCHE Nr. 27) über Hitlers Weg zur Herrschaft auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Anders als viele seiner Standesgenossen feiert und fördert der Ruhr-industrielle Fritz Thyssen die NSDAP bei ihrem Aufstieg an die Macht.

Doch der brutale Antisemitismus, die Attacken gegen die katholische Kirche und die Kriegstreiberei – sowie das Scheitern eigener Ambitionen – lassen ihn vom Regime abfallen, als einer der prominentesten Abtrünnigen der NS-Zeit.

MENSCHEN DAHINTER



VOLONTÄRIN

Lara Hartung

Zahllose alte Zechen und Industriedenkmäler hat die gebürtige Essenerin, die inzwischen in Hamburg lebt, in jungen Jahren von innen gesehen. Über die Bergbaukatastrophe von Radbod, an deren Rekonstruktion sie mitgearbeitet hat (siehe Seite 52), wusste sie zu Beginn der Recherche dennoch nicht viel. Das klaustrophobische Drama aber, das die Opfer erlebten, konnte sie sofort erahnen.



AUTOR

Stephan Draf

Der GEO-Redakteur wuchs in der Ruhrgebietsstadt Marl auf, 20 Autominuten entfernt vom Schalcker Parkstadion. Sein schönstes Fan-Erlebnis: In der Nordkurve jubeln, als die Schalcker im Pokalhalbfinale 1984 den Bayern ein 6:6 abtrotzten. Für dieses Heft ist Draf tiefer – und unparteiischer – in die Historie des Gelsenkirchener Vereins eingestiegen. Das Ergebnis ist ab Seite 78 zu lesen.



AUTORIN

Katharina von Ruschkowski

Beim Schreiben ihres Textes über die „Ruhrpolen“ (Seite 42) musste die langjährige GEOEPOCHE-Mitarbeiterin an ihr Geschichtsstudium in Dortmund und Bochum zurückdenken, bei dem sie auch Veranstaltungen über die Region belegte. In einem Seminar sprach sie mit alten Bergleuten – und hörte viel von der Härte des Lebens und wenig von der so oft beschworenen Kumpelromantik.



AUTOR

Frederik Seeler

Weil in Geschichtswerken kaum Anschauliches zur Smogkrise von 1962 zu finden war, durchforstete der Journalist für seinen ersten GEOEPOCHE-Text (Seite 140) alte Zeitungen aus dem Ruhrgebiet und sprach mit Zeitzeugen. Seit er weiß, wie gefährlich Smog ist, hat er eine App, die täglich anzeigt, wie die Luftqualität an seinem Wohnort Berlin-Moabit ist: viel besser als im „Pott“ der 1960er Jahre.



GESCHICHTE AUS DEM QUALITY BOARD

Dass es stets auch auf eine Abwägung von sachlicher Korrektheit und Verständlichkeit ankommt, hat das Verifikationsteam von GEOEPOCHE im Quality Board beim Thema Ruhrgebiet ganz besonders stark erfahren. Denn nicht nur historische Fakten und Zusammenhänge mussten dabei richtiggestellt werden, sondern auch viele technische Begrifflichkeiten – allen voran natürlich die des Bergbaus. So heißt ein annähernd waagerechter Hohlraum, der unter Tage mit gleichbleibendem Querschnitt von einem Schacht abgeht, in der bergbaulichen Terminologie mitnichten „Stollen“, wie es in der Umgangssprache oft zu hören ist, sondern vielmehr „Strecke“. Hingegen bezeichnet „Stollen“ einen Bau, der eine Öffnung zur Oberfläche aufweist und in der Regel an einem Hang waagrecht in den Berg getrieben wird. Doch die historischen Reportagen von GEOEPOCHE sollen nicht mit langwierigen Begriffsdefinitionen überfrachtet sein, stattdessen waren möglichst kurze, einfache Umschreibungen gefragt. Als „waagerechte Gänge“ erscheinen beispielsweise mehrmals Strecken oder Stollen in diesem Heft. Ein Kompromiss: Denn dem Verifikationsteam war wohl bewusst, dass auch das Wort „Gang“ in der geologischen Fachsprache eine abweichende, für den Bergbau relevante Bedeutung besitzt.

Alle Texte in GEOEPOCHE werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

GEOEPOCH EDITION

AUSBRUCH
aus den
Konventionen

Im 19. Jahrhundert bricht sich Spaniens Kunst neu. Zahlreiche Künstler, die in den Diensten der spanischen Krone stehen, die Monarchen sind jahrhundertlang die wichtigsten Auftraggeber für Maler, Bildhauer und Architekten – neben der Kirche. Maler wie der auf Kreta geborene El Greco und einheimische Meister wie Francisco de Zurbarán erfüllen das Verlangen der Geistlichkeit nach religiösen Motiven. Der Hof hingegen gefällt sich als Glaubenshüter und Zentrum politischer Macht zugleich, bestellt Werke voll tiefster Frömmigkeit und höchster Prachtentfaltung. Erst Francisco de Goya wird es um 1800 gelingen, sich aus dem System des Mäzenatentums zu befreien. Für den wachsenden bürgerlichen Markt bringt er neue Themen auf die Leinwand, bricht mit Traditionen – und wird so zum Wegbereiter für die spanische Malerei der Moderne. Die einzigartige Kunst Spaniens – von El Greco bis Pablo Picasso: jetzt in GEOEPOCH EDITION.



IM 19. JAHRHUNDERT erfindet sich Spaniens Kunst neu

ÜR KRONE UND KIRCHE

Zahlreich sind die Kunstschaaffenden, die in Diensten der spanischen Krone stehen. Die Monarchen sind jahrhundertlang die wichtigsten Auftraggeber für Maler, Bildhauer und Architekten – neben der Kirche. Maler wie der auf Kreta geborene El Greco und einheimische Meister wie Francisco de Zurbarán erfüllen das Verlangen der Geistlichkeit nach religiösen Motiven. Der Hof hingegen gefällt sich als Glaubenshüter und Zentrum politischer Macht zugleich, bestellt Werke voll tiefster Frömmigkeit und höchster Prachtentfaltung. Erst Francisco de Goya wird es um 1800 gelingen, sich aus dem System des Mäzenatentums zu befreien. Für den wachsenden bürgerlichen Markt bringt er neue Themen auf die Leinwand, bricht mit Traditionen – und wird so zum Wegbereiter für die spanische Malerei der Moderne. Die einzigartige Kunst Spaniens – von El Greco bis Pablo Picasso: jetzt in GEOEPOCH EDITION.



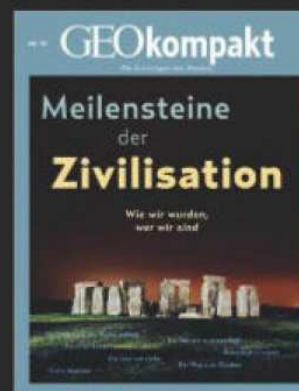
GEOEPOCH EDITION

»Die Kunst Spaniens«, 132 Seiten, 16,50 Euro. Einige Themen: Diego Velázquez: Der Maler und der König • Die Kunst des Goldenen Zeitalters • Francisco de Goya: Schönheit und Schrecken

GEOkompakt

DER WEG ZUR KULTUR

Unzählige Innovationen prägen unseren Weg zur Zivilisation: die Erfindung der Schrift, die Geburt der Stadt, Glaube und Kunst. Herrschaft entstand, Kriege kamen in die Welt. Aber der Mensch lernte auch, in größeren Gemeinschaften zu leben und dauerhafte Normen zu bestimmen: festzulegen, welches Verhalten moralisch richtig ist.



GEOkompakt »Meilensteine der Zivilisation«, 148 Seiten, 11 Euro. Einige Themen: Aus Jägern werden Bauern • Die Geschichte der Zeit • Seit wann gibt es Liebe? • Die Erfindung des Geldes • Der größte Sakralbau der Welt

PODCAST

SPANNUNG AUFS OHR

GEOEPOCH E setzt seinen True-Crime-Podcast fort: Die aktuelle Staffel von »Verbrechen der Vergangenheit« widmet sich etwa dem schottischen Rebellen Rob Roy und einem Mord im antiken Rom. Jeder Fall wird packend erzählt und von Mitgliedern der Redaktion kompetent eingeordnet.



DIE NEUEN FOLGEN

laufen monatlich auf den gängigen Plattformen und jeweils vier Tage vorab auf www.geo-epoche.de

IMPRESSUM

CHEFREDAKTEURE: Jens Schröder, Markus Wolff
REDAKTIONSLEITUNG: Joachim Telgenbüscher
MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg (Konzept dieser Ausgabe), Kirsten Bertrand, Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Samuel Rieth, Johannes Teschner
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Mathias Mesenhöller
BILDREDAKTION: Julia Franz, Christian Gargerle, Roman Rahmacher, Jochen Raß
LAYOUT: Michèle Hofmann, Frank Strauß
KARTOGRAFIE: Stefanie Peters
QUALITY BOARD – VERIFIKATION, RECHERCHE, SCHLUSSREDAKTION:
Leitung: Tobias Hamelmann, Norbert Höfler, Melanie Moenig (Stellvertreterin);
Elke von Berkholz, Lenka Brandt, Regina Franke, Hildegard Frilling, Dr. Götz Froeschke, Thomas Gebauer, Susanne Gilges, Cornelia Haller, Sandra Kathöfer, Judith Ketelsen, Petra Kirchner, Dirk Krömer, Michael Lehmann-Morgenthal, Dirk Liedtke, Kirsten Maack, Jörg Melander, Andreas Mönnich, Susan Molkenbuhr, Alice Passfeld, Christian Schwan, Andreas Sedlmair, Stefan Sedlmair, Olaf Stefanus, Bettina Süssmilch
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan
CHEF VOM DIENST/KOORDINATION: Ralf Schulte
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE:
Maike Köhler, Bernd Moeller

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Jens Schröder, Markus Wolff

Litho: Mohn Media, Gütersloh
Druck: Quad/Graphics, Wyszków

Gruner + Jahr Deutschland GmbH
Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0
Internet: www.geo.de/epoche
HEAD OF PUBLISHING: Frank Thomsen
(Stellvertreter: Julian Kösters)
PUBLISHING MANAGEMENT: Patricia Hildebrand
SALES DIRECTION: Franziska Bauske / DPV
Deutscher Pressevertrieb
Verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen:
Petra Küsel – Head of Brand Print + Direct Sales,
Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste
unter www.ad-alliance.de
MARKETING: Pascale Victoir
PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:
Xenia El Mourabit
HERSTELLUNG: G + J Herstellung,
Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 12,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-01212-6;
978-3-652-01218-8 (Heft mit DVD)
ISSN: 1861-6097
© 2022 Gruner + Jahr Deutschland GmbH, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION
Telefon: 040 / 37 03 20 84
E-Mail: briefe@geo-epoche.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Anschrift: GEO-Versand-Service,
74569 Blaufelden
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27
Telefax: +49 / 40 / 42 23 66 63
E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Online-Kundenservice: www.geo.de/kundenservice
Telefon: 0049 / 40 / 55 55 89 90
Service-Zeiten: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,
20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:
72,00 € (D), 81,00 € (A), 114,00 sfr (CH)
mit DVD:
117,00 € (D), 132,00 € (A), 198,00 sfr (CH)
Studentenabonnement:
43,20 € (D), 48,60 € (A), 68,40 sfr (CH)
mit DVD:
70,20 € (D), 81,00 € (A), 118,80 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by Gruner + Jahr GmbH
K.O.P.: German Language Pub.,
153 S Dean St, Englewood NJ 07631.
Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.
Postmaster: Send address changes to
GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.
KANADA: Sunrise News,
47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,
Tel.: +1 647-219-5205,
E-Mail: sunriseorders@post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: Szene an der August-Thyssen-Hütte in Duisburg-Bruckhausen, 1959, fotografiert von Rudolf Holtappel
Rückseite: Ansichtskarte von 1918 mit einem Motiv des Eisen- und Stahlwerks Hoesch in Dortmund

TITEL: Rudolf Holtappel/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images
EDITORIAL: Malte Joost für GEOEPOCHE
INHALT: Abisag Tüllmann/bpk-images: 4 l. o.; Friedrich/Interfoto: 4 l. m.; LWL-Medienzentrum für Westfalen: 4 m. m.; Carl Weinrother/bpk-images: 4 r. m.; Interfoto: 4 r. u.; Akademie der Künste (AdK)/VG Bildkunst Bonn 2022/bpk-images: 5 o.; Rudolf Holtappel/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 5 m.; Sven Simon/ullstein bild: 5 u.
IM MASCHINENRAUM DER NATION: Josef Stoffels/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 6/7; Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 8/9; ullstein bild: 9 o.; Heinrich Leimkübler/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 10/11; Johann Schmidt/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 12; Bridgeman Images: 13; Willy van Heekern/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 14/15; Abisag Tüllmann/bpk-images: 16/17; Michael Wolf Estate/laif: 18; Marga Kingler/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 19; Helmut Orwat/LWL-Medienzentrum für Westfalen: 20/21
LAND ÜBER DER KOHLE: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 22–25 (4)
PIONIERS EINES NEUEN WELT: Friedrich/Interfoto: 26; Alamy: 27; Madeleine-Annette Albrecht/Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Dortmund: 28; Deutsches Bergbaumuseum Bochum: 29; SSPL/Science Museum/Bridgeman Images: 30/31; Alamy: 32 o.; imago-images: 32 u.; Bilwisedition/akg-images: 33; Ruhr Museum: 34 o.; Tangermann: 34 u.; Stadtarchiv Hagen: 35; Historisches Archiv Krupp, Essen: 36, 40/41; bpk-images: 37; Wilhelm Volkhart/akg-images: 38; Interfoto: 39
NOWA OJCZYNA: Porta Polonica/LWL-Industriemuseum für Westfalen: 42 (2), 45; Deutsches Bergbaumuseum, Bochum: 43, 44 o., 47 o., 51; Industriegewerkschaft Bergbau und Energie: 44 u.; TT News Agency/akg-images: 46 o.; Anton Meinholz/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 46 u.; Privatsammlung: 47 u.; Haus der Essener Geschichte: 48; Alamy: 49 o.; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 49 u. (2); imago-images: 50 o.; akpool/Arkivi/dpa picture-alliance: 50 u.
TOD IN DER TIEFE: Bridgeman Images: 52/53; Privatarchiv: 54 (2), 60/61; LWL-Medienzentrum für Westfalen: 55 o., 56; Deutsches Bergbaumuseum Bochum: 58; ullstein bild: 55 u.; Stadtarchiv Hamm: 57, 62
JAHRE DES ZORNS: Interfoto: 64/65, 67; akg-images: 66 o., 68 u.; Privatsammlung: 66 u., 68 o.; Scherl/SZ-Photo: 69, 75 u., 76; dpa picture alliance: 70 o., 75 o.; bpk-images: 70 u.; Willy Römer/Photothek Willy Römer/bpk-images: 71; Deutsches Historisches Museum/bpk-images: 72; Bridgeman Images: 73 (2), 74 (2)
SKANDAL AUF SCHALKE: Benno Wundshammer/bpk-images: 78/79; FC Schalke 04: 79 r., 81 o., 82 u., 83 o., 83 u., 84 o. l., 85 u.; Willy van Heekern/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 80; W.M.Weber/TV-Yesterday: 81 u. l.; Carl Weinrother/bpk-images: 82 o.; Schirner Sportfoto/dpa picture-alliance: 84 o. r.
HITLERS FREUND, HITLERS FEIND: Akademie der Künste (AdK)/VG Bildkunst Bonn 2022/bpk-images: 86; Deutsches Historisches Museum: 88 l.; TT News Agency/akg-images: 88 r.; dpa picture-alliance: 89 l.; Copperprint FY/akg-images: 89 r. o.; Privatsammlung: 89 r. u., 91 o., 94 l. o.; Historisches Archiv Krupp, Essen: 90 l. o.; akg-images: 90 l. u.; SZ-Photo: 90 r. o., 94 l. u.; Stadtarchiv Dortmund: 90 r. u.; Haniel Archiv/Franz Haniel & Cie.: 91 u.; Knorr + Hirth/SZ Photo: 92 o.; Deutsches Bergbaumuseum, Bochum: 92 u.; Friedrich/Interfoto: 93; Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 94 r.; ullstein bild: 95
MENSCHEN DAHINTER / DIE WELT VON GEO: Privat: 96 l. o., 96 m. o.; Patricia Kühfuss: 96 l. u.; Eva Pradel: 96 r. o.
DIE GESCHICHTE DES RUHRGEBIETS: TV-Yesterday/Interfoto: 99; Mercatormuseum/Bridgeman Images: 100; Deutsches Bergbaumuseum, Bochum: 101; Friedrich/Interfoto: 102; Fritz Rudolf Künker GmbH & Co. KG: 103; Zoë Draf: 104; Ruhrkohle Chor: 105; Creative Commons: 106, 107; Manufactum: 108; Alamy: 109 l.; imago images: 109 r.
LESEZEICHEN: Rudolf Holtappel/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 111
IN DER FALLE: Sean Carney/Imperial War Museum, London: 112/113; Josef Stoffels/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 114/115; Ruth Hallensleben/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 115 r.; bpk-images: 116 l.; Popperfoto/Getty Images: 116 r.; Peter Kleu/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 116/117; Photo 12/Alamy: 117 r.; Bridgeman Images: 118, 121; Fred Ramage/Keystone/Hulton Archive/Getty Images: 118/119; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 120 o.; Imperial War Museum, London: 120/121; ullstein bild: 122; Mondadori Portfolio/akg-images: 122/123; TT News Agency/akg-images: 123; dpa picture-alliance: 124
GUTE ZEITEN: Anton Tripp/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 126/127, 132 u.; SVT/TT News Agency/akg-images: 128 o.; Rudolf Holtappel/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 128 u.; Popperfoto/Getty Images: 128/129; Josef Stoffels/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 130, 132 o., 137 u., 139 m.; Marga Kingler/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 131 o., 133, 134, 136 o., 136 m., 139 u.; J. H. Darchinger/darchinger.com: 131 m.; Ludwig Windstosser/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 131 u.; Willy van Heekern/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 135 o., 137 o.; Peter Kleu/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 135 m., 135 u., 136 u., 139 o.; Ruth Hallensleben/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 138
SMOG: Rudolf Holtappel/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 140/141; Anton Tripp/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 142; Institut für Stadtgeschichte, IHK: 143; Helmut Orwat/LWL-Medienzentrum für Westfalen: 144 u., 145; dpa picture-alliance/ullstein bild: 144 o.; Wilhelm Bertram/dpa picture-alliance: 146; Lothar Kucharz/SZ Photo: 147
DER LETZTE KAMPF: Sven Simon/ullstein bild: 150; Rupert Oberhäuser/ddp: 151; Klaus Rose/imago images: 152/153 o. l.; dpa picture-alliance/ullstein bild: 153 o. m.; Exit Filmproduktion: 153 o. r.; Om Yos/stock.adobe.com: 153 m., 154 m., 158 m., 160 m.; Lukas Schulze/Getty Images: 153 u.; Manfred Vollmer: 154 u. l.; Klaus Rose/imago images: 154 u. r.; Sven Simon/ullstein bild: 156 o.; Anton Tripp/Fotoarchiv Ruhr Museum/bpk-images: 158 o.; imago-images: 158 u. l.; Nanna Heitmann/Magnum Photos/Agentur Focus: 158 u. r.; imago-images: 159 u.; Thomas Willemsen/Stiftung Zollverein: 160 u.; Zoonar/imago-images: 161 o.; Jochen Tack/Stiftung Zollverein: 161 u.
VORSCHAU: Bridgeman Images: 162, 163 l. o., 163 l. m.; Sammlung Rauch/Interfoto: 163 r. o.; Pictures from History/akg-images: 163 r. m.; SPL/akg-images: 163 l. u.; David Klammer/laif: 163 r. u.
RÜCKSEITE: akg-images

Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe
sind vom Verifikations- und Rechercheteam im
Quality Board auf ihre Richtigkeit überprüft worden.

DIE GESCHICHTE



INSIGNIEN EINER
REGION: Zeche,
Hütte und allegorische
Frauengestalt mit
Werkzeugen auf einer
Postkarte von 1902

DES RUHRGEBIETS

Die Historie der Gegend zwischen Ruhr und Lippe ist lang,
doch ihr großes Drama konzentriert sich auf gut zwei Jahrhunderte nach 1750.

Auf den kometengleichen Aufstieg zur Industrieregion
von Weltrang – und den späteren Abwärtstaumel von Stahl und Kohle

TEXT: *Svenja Muche*

vor ca. 300 Mio. Jahren

Wälder, durchzogen von Seen und Feuchtgebieten, bedecken das Tiefland, in dem sich die Region des späteren Ruhrgebiets erstreckt. Aus abgestorbenen Pflanzenteilen bilden sich dort Torfschichten, die durch wiederholte Überschwemmungen unter mächtigen Geröll- und Schlamm-schichten begraben werden. Der enorme Druck der Sedimente, die sich in Jahr-millionen aufschichten, setzt einen chemischen Prozess in Gang, der den Torf in Steinkohle umwandelt. Durch spätere tektonische Verwerfungen und Erosion gelangt ein Teil der Flöze genannten Kohleschichten näher an die Oberfläche, während andere tief unter der Erde bleiben.

um 15 n. Chr.

Das Imperium Romanum zieht seine Soldaten aus einem Militärlager am Ufer des nördlich der Ruhr verlaufenden Flusses Lippe ab. Im Jahr 9 n. Chr. hatte der römische Feldherr Varus eine vernichtende Niederlage gegen ein Heer germanischer Kämpfer erlitten. In der Folge gaben die Römer den Versuch auf, die Gebiete östlich des Rheins zu erobern. Das spätere Ruhrgebiet bleibt nun weitgehend Siedlungsland freier Germanenstämme, lediglich der linksrheinische Teil gehört bis in das 5. Jahrhundert dem Römischen Reich an.

um 738

Der fränkische Heerführer Karl Martell führt Feldzüge gegen die zwischen Ruhr und Lippe lebenden Sachsen. Sein Enkel, König Karl

der Große, kann das Gebiet bis etwa 775 weitgehend dem Frankenreich eingliedern. Als Versorgungslager für ihre Truppen und zur Sicherung und Verwaltung des gewonnenen Territoriums lassen die Frankenherrscher „Königshöfe“ errichten, burgähnliche Anlagen mit Unterkünften, Speichern und einer Kapelle. Sie werden zu Keimzellen späterer Städte wie Duisburg, Essen oder Dortmund.

um 970

Mathilde, die Enkelin des römisch-deutschen Kaisers

WELTWISSEN IM RUHRGEBIET: Der flämische Gelehrte Gerhard Mercator erschafft im 16. Jahrhundert in Duisburg Globen und kartografische Werke von epochaler Bedeutung (Mercator-Globus)

Otto der Große, übernimmt die Leitung des Stifts Essen, das sie zu einer ersten Blüte führt. In den etwa 40 Jahren ihrer Amtszeit vermachte die Äbtissin dem Stift zahlreiche kostbare Kunstwerke. Mathilde verwaltet darüber hinaus den ausgedehnten Grundbesitz des Frauenstifts, zu dem auch die Ortschaft Essen zählt. Bereits die Frankenkönige hatten das Christentum in der Region etabliert. Im Laufe des Mittelalters entstehen dort zahlreiche Abteien und Stifte, denen zeitweise ein Großteil des Landes gehört.



1232

Dortmund führt einen Jahrmarkt ein, der fortan zweimal jährlich stattfinden soll. Die Stadt profitiert von ihrer Lage an der Kreuzung zweier Handelswege, darunter die Magistrale der Region, der in Ost-West-Richtung verlaufende Hellweg, und hat sich so zur größten Handelsstadt zwischen Lippe und Ruhr entwickelt. Dortmunder Kaufleute vertreten schließlich sogar die westfälischen Mitglieder im einflussreichen Kaufmannsbund der Hanse.

1296

Ein aus der Umgebung stammender Kohlengraber erhält das Dortmunder Bürgerrecht. Der Eintrag zu dem Vorgang im Urkundenbuch der Stadt ist der früheste überlieferte schriftliche Beleg für den Abbau von Kohle im späteren Ruhrgebiet. In dieser Frühzeit werden nur dicht unter der Oberfläche liegende Flöze abgebaut. Erst im 16. Jahrhundert beginnen Bergleute, vor allem im Tal des Flusses Ruhr Stollen (waagrechte Gänge) in Hänge zu schlagen, um an weiter von der Außenseite entfernte Kohleschichten zu gelangen.

1461

Johann I. erhält die alleinige Hoheit über die Grafschaft Mark und das Herzogtum Kleve. Mit den beiden Territorien gebietet Johann nun auch über den Großteil des späteren Ruhrgebiets. Bereits zuvor waren die Fürstentümer zeitweise zusammengeführt worden, von nun an aber bleiben

sie dauerhaft in einer Hand. Der Sohn von Johanns Nachfolger heiratet 1510 die Erbtöchter des Herzogs von Jülich und von Berg und vereint schließlich 1521 alle drei Herzogtümer, die Grafschaft Mark und weitere Gebiete zu einem mächtigen Länderkomplex unter seiner Herrschaft.

1569

Der flämische Geograf Gerhard Mercator veröffentlicht in Duisburg eine von ihm entworfene Weltkarte, die erstmals die später so genannte Mercator-Projektion verwendet. Sie ermöglicht Seefahrern eine besonders genaue Navigation und findet bis heute Anwendung. Mercator bleibt bis zu seinem Lebensende in Duisburg und erschafft dort weitere bedeutende Kartenwerke.

1609

Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve und Berg sowie Graf von der Mark, stirbt kinderlos. Im folgenden Konflikt um die Gebiete kann sich der Kurfürst von Brandenburg Kleve und Mark sichern. Die westlichen und östlichen Gefilde des späteren Ruhrgebiets werden damit fortan von Berlin und Potsdam aus regiert. Weitere Teile der Region gehören unter anderem zur Reichstadt Dortmund, zum Stift Essen und zum Vest Recklinghausen, einem Gebiet, das unter der Herrschaft des Erzbischofs von Köln steht.

1758

In Osterfeld (heute zu Oberhausen) gründet der Geistliche

Franz Ferdinand von der Wenge die St.-Antony-Hütte, das erste Eisenwerk in der Region. Die in der Folgezeit einsetzende Industrialisierung, vorangetrieben von Pionieren wie Helene Amalie Krupp, Franz Haniel, Friedrich Harkort und Mathias Stinnes, wird das Antlitz des bisher von Viehzucht und Ackerbau geprägten Landes um die Flüsse Ruhr, Emscher und Lippe fundamental wandeln und die



LICHT IN DER TIEFE:

Mit Benzinlampen wie diesem 1910 in Bochum gefertigten Exemplar ziehen Bergleute viele Jahrzehnte unter Tage. Der feine Drahtkorb verhindert ein Ausschlagen der Flamme und damit Schlagwetterexplosionen

Region erstmals zu einem einheitlichen Wirtschafts- und Kulturraum formen.

1766

Friedrich II., König des aus dem Kurfürstentum Brandenburg hervorgegangenen Staates Preußen, erlässt eine stark veränderte neue Bergordnung für seine westlichen Besitztümer Kleve, Mark und Moers. Für den Abbau von Kohle oder Mineralen gelten dort nun strenge Regeln. In den Zechen sollen preußische Beamte die Geschäftsführung übernehmen und unter anderem Arbeitszeiten und Preise festlegen. Die Besitzer der Bergwerke werden damit von deren Leitung weitgehend ausgeschlossen, erhalten jedoch Gewinne ausgezahlt und müssen Investitionen leisten. Auch Löhne werden von staatlichen Beamten festgelegt. Zudem ordnet die preußische Regierung die Gründung von Knappschaftskassen an. Sie übernehmen unter anderem Behandlungskosten und Lohnfortzahlungen, wenn Beschäftigte sich bei Arbeitsunfällen verletzen. Die Mittel dafür erhält die Knappschaft aus Beiträgen ihrer Mitglieder sowie aus den Erträgen der Bergwerke.

1780

Nach der Fertigstellung der letzten von insgesamt 16 Schleusenanlagen erstreckt sich der schiffbare Abschnitt der Ruhr nun von ihrer Mündung in den Rhein über rund 100 Flusskilometer bis nach Langschede (südlich von

Unna). Die Bedeutung des Flusses als Transportweg, vor allem für Kohle, die von den Ruhrzechen bis in die Niederlande exportiert wird, nimmt durch den Ausbau erheblich zu. Zuvor musste die Ladung an unpassierbaren Stellen umgetragen werden, oder aber Lasttiere beförderten die Kohle über kaum befestigte Straßen.

1802

In der Zeche Vollmond in Werne (heute zu Bochum) geht die erste Dampfmaschine im Steinkohlebergbau an der Ruhr in Betrieb. Sie treibt eine Pumpe an, die in den Schacht eindringendes Grundwasser ableitet. In den Folgejahren ersetzen die Maschinen nach und nach per Hand, Wasser- oder Pferdekraft betriebene Pumpen und Schöpfvorrichtungen. Leistungsfähigere Dampfmaschinen befördern Wasser zudem über immer weitere Strecken an die Oberfläche und ermöglichen es so, in größere Tiefen vorzudringen.

1815

Der Wiener Kongress, auf dem Diplomaten und Staatsoberhäupter die Neuordnung Europas nach den Napoleonischen Kriegen beschließen, spricht weite Gebiete links und rechts des Rheins Preußen zu. Das hochgerüstete Königreich soll dort als Bollwerk gegen erneute Eroberungsversuche Frankreichs dienen. Unter preußischer Herrschaft steht nun auch das gesamte Ruhrgebiet: Damit ist die zuvor in mehrere Herrschaftsgebiete

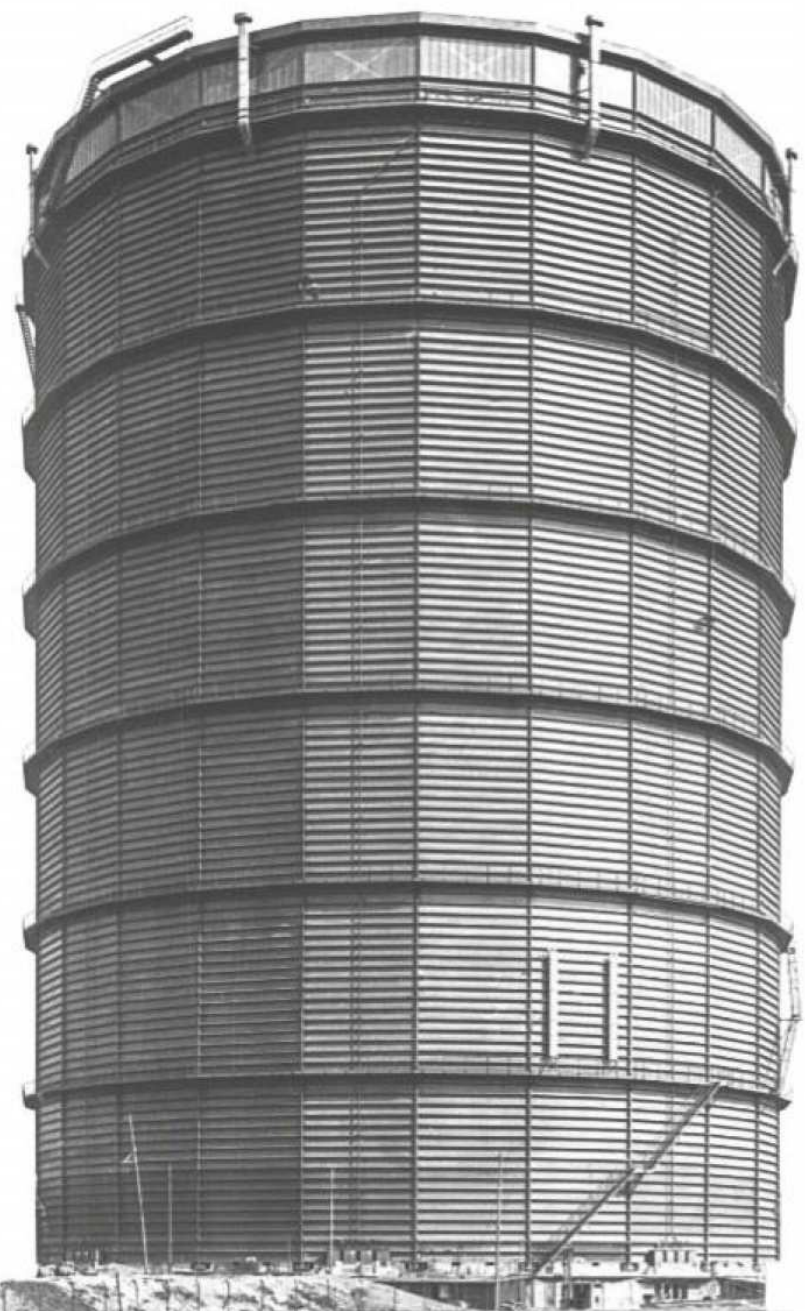
mit eigenen Gesetzen und Zöllen unterteilte Region erstmals unter einer Regierung vereint.

1834

Im Auftrag des Unternehmers Franz Haniel durchstoßen Bergleute auf einer Zeche im heutigen Essen die Mergeldecke, die in den Gebieten nördlich des Ruhrtals über den Kohlevorkommen liegt und deren Abbau behindert. Mit dem Beweis, dass die harte Schicht aus Kalk und Ton überwindbar ist, eröffnet Haniel die Ausbeutung enormer Mengen an Kohle. Viele der tief im Boden

GEBALLTE ENERGIE:

Vielerorts im Ruhrgebiet ragen mächtige Speicher für Abgase aus Kokereien und Hochöfen auf, die in der Metallherstellung weiterverfeuert werden können. Der 1929 in Betrieb genommene Gasometer Oberhausen ist heute ein Industriedenkmal – und die höchste Ausstellungshalle in Europa





KENNUNG DER BERGLEUTE:

Um kontrollieren zu können, wer sich unter Tage aufhält, geben Bergmänner vor der Schachteinfahrt Fahrmarken ab – Bleche mit dem Kürzel der Grube und einer personalisierten Nummer, die später durch Stempelkarten ersetzt werden

unter der Mergeldecke verlaufenden Flöze enthalten zudem sogenannte Fettkohle. Sie ist aufgrund ihres hohen Kohlenstoffgehalts zur Herstellung von Koks geeignet, mit dem Hochöfen befeuert werden können. Die Überwindung der Mergelschicht schafft somit die Grundlage für jene Verbindung aus Kohle- und Metallindustrie, die das Ruhrgebiet später prägt. Der Aufstieg der Gegend zur größten Industrieregion Europas beginnt.

1844

Mit Eisenheim im heutigen Oberhausen lässt die Firma Jacobi, Haniel & Huyssen die erste Arbeitersiedlung im Ruhrgebiet errichten: Sie umfasst einige Häuser für Fachkräfte in den Eisenwerken des Unternehmens. Bald lassen auch Zechenbetreiber Wohnungen bauen. So schaffen sie Wohnraum für die rasant wachsende Zahl der Arbeiter in der

Montanindustrie und binden diese zugleich an die Betriebe.

1847

Februar

Im Norden Essens lässt Franz Haniel den ersten Schacht der Zeche Zollverein graben. Vier Jahre darauf beginnt die Förderung mit rund 13 000 Tonnen Kohle, bis 1890 steigt die jährliche Menge auf eine Million Tonnen – mehr als in jedem anderen Bergwerk des Ruhrreviers.

Mai

Zwischen Duisburg und Hamm geht die erste Dampfisenbahnstrecke durch das Ruhrgebiets in Betrieb. In schneller Folge entstehen weitere Verbindungen. Sie schließen die Region an das bereits weit

reichende europäische Eisenbahnnetz an. Die Bahnen beschleunigen nicht nur den Transport der Ruhrkohle zu überregionalen Märkten, sie brauchen auch selbst in Bau und Betrieb große Mengen Eisen, Stahl und Kohle und steigern so deren Absatz.

1851

Preußen erlässt ein Gesetz, das die Organisation der Zechen weitgehend zurück in die Hände der Bergwerksbesitzer legt. Bis 1865 zieht der Staat sich vollständig aus der Leitung der Bergwerke heraus. Die Unternehmer können nun frei über Investitionen, Einstellungen und Entlassungen entscheiden. Die Bergleute dagegen genießen nun weniger Schutz durch den Staat.



FREIHEIT
FÜR DIE
UNTERNEHMER,
GEFAHR
FÜR DIE KUMPEL





1859

Der Essener Stahlindustrielle Alfred Krupp liefert mehr als 300 Geschützrohre aus Gussstahl an die preußische Armee. Sie ermöglichen eine größere Schussweite und höhere Durchschlagkraft als die bisher eingesetzten Bronzekanonen. In den Folgejahren weitet Krupp seine Rüstungsproduktion aus, die der Firma nach 1871 den Ruf als „Waffenschmiede des Reiches“ einbringen wird. Zeitweise steigt Krupp zum größten Industriekonzern Europas auf.

1871

Nach dem Sieg deutscher Truppen im Deutsch-Französischen Krieg muss Frankreich Kriegsreparationen zahlen. Sie ermöglichen einen Investitionsschub, der zusammen mit der im selben Jahr erfolgten Gründung des Deutschen Reiches die Industrialisierung beschleunigt. Die Kohleförderung im Ruhrgebiet steigt zwischen 1870 und 1873 um 40 Prozent. Schlote und Fabriken prägen nun die Landschaft. Die florierende Industrie zieht zudem

EINER DER LETZTEN SEINER ART: Am 14. September 2018 schließt das einzige noch aktive Steinkohlebergwerk Deutschlands, die um 1860 in Betrieb gegangene Zeche Prosper-Haniel in Bottrop. Diesen Kohlebrocken beförderte die letzte Schicht aus 1200 Meter Tiefe

immer mehr Menschen in die Region, deren Einwohnerzahl sich bis 1905 auf 2,6 Millionen mehr als verdreifacht.

um 1880

Um den Arbeitskräftebedarf in der Montanindustrie zu decken, locken Betriebe Menschen aus dem preußischen Osten in das Ruhrgebiet. Bei den Einheimischen stoßen die „Ruhrpolen“ – bald Hunderttausende Polen, Masuren und Schlesier – vielfach auf Ablehnung. Die Zuwanderer gründen eigene Gewerkschaften, Zeitungen und Vereine, in denen sie ihre Kultur pflegen.

1889

Im Ruhrrevier entbrennt Anfang Mai der bis dahin größte Bergarbeiterstreik: Rund 90 000 von ihnen treten in den folgenden Wochen für bessere Arbeitsbedingungen und mehr Geld in den Ausstand. Zwar können sie manchen Grubenbetreibern Zugeständnisse abringen, darunter eine Schichtbegrenzung auf acht Stunden und Lohnerhöhungen. Viele Unterneh-

mer aber bleiben unnachgiebig. Der Protest führt jedoch bald schon zu staatlichen Reformen im Arbeitsschutz. Und er befeuert die organisierte Arbeiterbewegung: Am 18. August 1889 gründen Bergleute in Dorstfeld (heute zu Dortmund) die erste dauerhafte Gewerkschaft im Ruhrbergbau.

1899

Am 11. August weiht Kaiser Wilhelm II. das Schiffshebewerk Henrichenburg östlich von Recklinghausen ein. Mit Hilfe der imposanten Konstruktion aus Stahl und Sandstein können Schiffe einen Höhenunterschied von 14 Metern überwinden. Das Hebewerk ist Teil des Dortmund-Ems-Kanals, des ersten großen künstlichen Wasserwegs im Ruhrgebiet; er verbindet die Region nun auch mit einem deutschen Seehafen, dem etwa für den Import von Eisenerz wichtigen Emden.

1902

Der Kunstsammler und Mäzen Karl Ernst Osthaus, Spross einer Bankiersfamilie, eröffnet in Hagen das Folkwang-Museum, benannt nach einem altnordischen Wort mit der Bedeutung „Volksfeld“, das zugleich die Wohnstatt der Göttin Freya bezeichnet. Erstmals in Deutschland kann in dem Bau ein breites Publikum Werke von Künstlern wie Vincent van Gogh, Henri Matisse und Paul Cézanne bestaunen. Osthaus will so das ästhetische Empfinden der Menschen in der Industriegesellschaft schulen. Nach dem Tod des Gründers 1921 wird die

Sammlung nach Essen verkauft und ist dort bald darauf in einer nun „Museum Folkwang“ genannten Einrichtung zu besichtigen, die zu einer der bedeutendsten Kulturstätten des Ruhrgebiets aufsteigt. Weitere der Mission des Gründers verpflichtete Institutionen entstehen in Essen, etwa die Folkwang Universität der Künste und die Folkwang Musikschule.

1904

Eine Gruppe junger Arbeiter gründet im Gelsenkirchener Stadtteil Schalke den Fußballklub Westfalia Schalke, den späteren FC Schalke 04. Etliche der Sportbegeisterten sind masurischer Abstammung, bekennen sich aber mit der Benennung ihres Vereins zur neuen Heimat ihrer Familien. Sport- und vor allem Fußballvereine dienen im Ruhrgebiet in dieser Zeit und auch später vielfach zur Identitätsstiftung in einer von Zuwanderung geprägten Region.

1908

Eine Explosion, ausgelöst möglicherweise von einer defekten Grubenlampe, erschüttert am 12. November die Zeche Radbod bei Hamm. Brände brechen aus und erschweren die Rettungsarbeiten, die nach rund 15 Stunden eingestellt werden. Die zuständigen Aufsichtsbeamten lassen die Grube fluten. 350 Bergleute, fast die gesamte Nachtschicht, verlieren ihr Leben in diesem bislang schwersten Grubenunglück des deutschen Bergbaus. Immer wieder kommt es auch danach noch zu schweren

Unglücken bei der gefährlichen Arbeit in der Tiefe, so 1946 in der Zeche Grimberg, wo mehr als 400 Kumpel sterben.

1913

Der Chemiker Friedrich Bergius erhält das Patent auf ein Verfahren zur Verflüssigung von Kohle. Bergius' Erfindung bildet die Grundlage für die einige Jahre darauf im Revier entstehende chemische Industrie, die auf Kohlebasis vor allem Treibstoffe, aber etwa auch Kunstdünger erzeugt.

1914

Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in Luxemburg und Belgien beginnt der Erste Weltkrieg, in dem das Ruhrgebiet als Lieferant von Waffen, Stahl und Kohle für das Deutsche Reich eine zentrale Rolle einnimmt. Unternehmen wie die von der deutschen Propa-

ganda zum Rüstungsmythos stilisierte Firma Krupp können in den Kriegsjahren ihren Umsatz vervielfachen. Die breite Bevölkerung leidet indes unter kriegsbedingten Versorgungsengpässen: Mehr als 70 000 Menschen sterben im Ruhrgebiet durch Hunger und Unterernährung.

1920

März

An der Ruhr erheben sich Arbeiter gegen den Putsch

KRONE DER BERGMANNSTRACHT:

Bis ins 20. Jahrhundert schützten oft zylindrisch geformte Filzhüte die Köpfe der Kumpel. Der Schmuckaufsatz dieses Paradehelms aus der Uniform eines Bergmannschores soll an die Federn erinnern, mit denen einst Sprenglöcher gereinigt wurden



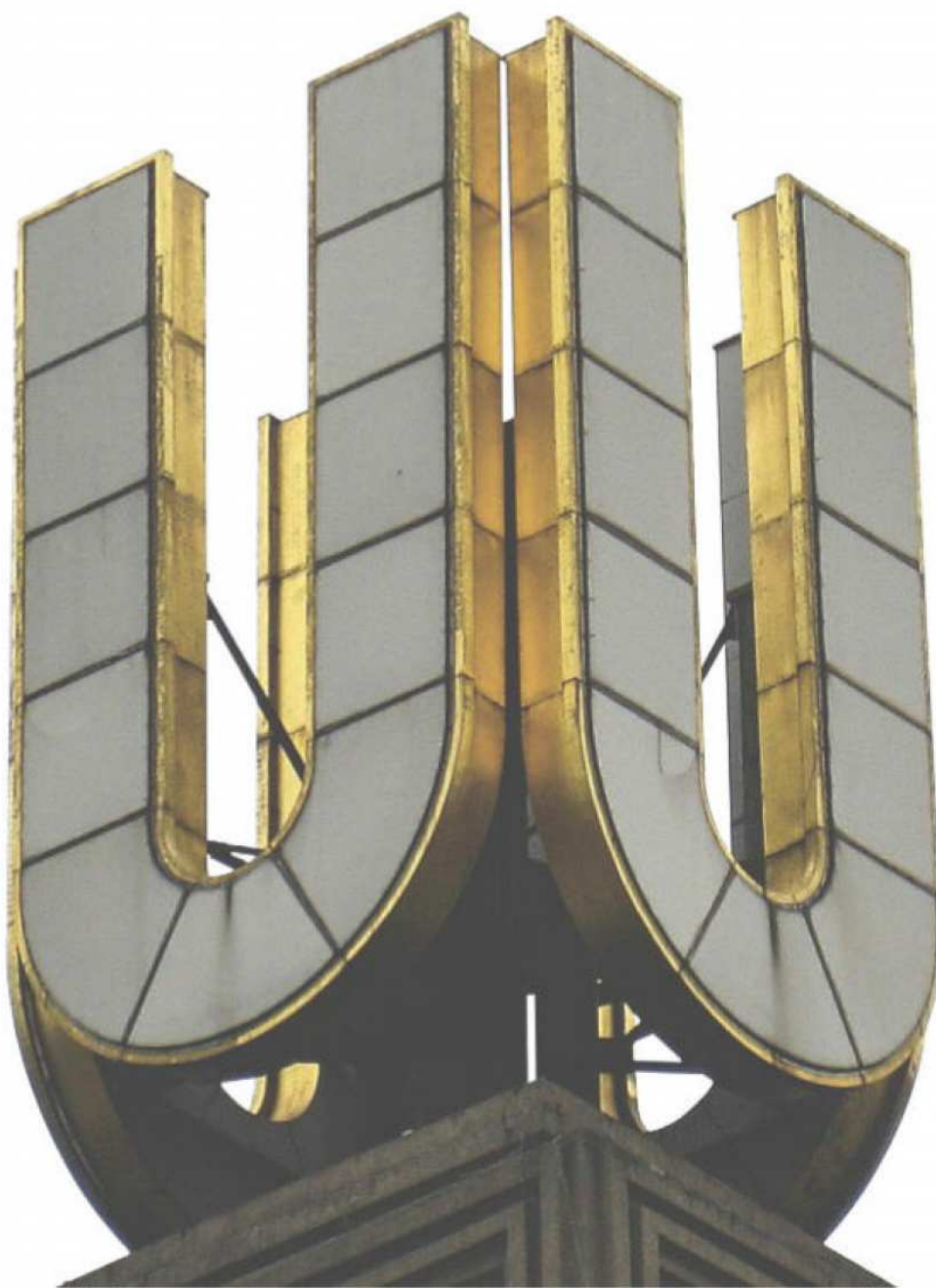
rechtsradikaler Freikorpsgruppen unter Walther von Lüttwitz und Wolfgang Kapp, die den Untergang der 1919 gegründeten Weimarer Republik herbeiführen wollen. Vor allem linke Arbeiter stellen spontane Kampfgruppen auf und bilden gemeinsam eine bald mehr als 50 000 Mann starke „Rote Ruhrarmee“, die auch nach dem erfolglosen Ende des rechten Putsches den Kampf fortsetzt. Die Aufständischen wollen unter anderem eine sozialistische Neuordnung des Staates erzwingen. Daraufhin zerschlagen Militäreinheiten die Arbeitertruppen: Vermutlich mehr als 1000 Aufständische, über 500 Soldaten und Paramilitärs sowie Dutzende Zivilisten sterben.

Mai

Die Preußische Landesversammlung erlässt ein Gesetz, das die Gründung des „Siedlungsverbands Ruhrkohlenbezirk“ verkündet. Der Zusammenschluss von Städten und Landkreisen soll künftig für die bisher vielfach unkontrolliert wuchernde Region gemeinsame Infrastruktur- und Wohnungsbauprojekte planen. Der durch die Außengrenze des Verbands definierte Bezirk umfasst die stark urbanisierte Industrieregion zwischen Ruhr und Lippe sowie angrenzende, noch eher ländliche Gebiete. Mit etwas veränderter Zusammensetzung und erweiterten Kompetenzen besteht die Organisation seit 2004 unter dem Namen „Regionalverband Ruhr“ weiter. Das „Ruhrgebiet“ – für das sich diese Bezeichnung erst um 1930 allmählich durchsetzt – wird dennoch

FEIERABENDBIER:
1927 errichtet die Union-Brauerei in Dortmund das erste Hochhaus der Stadt. Es dient vor allem als Gär- und Lagergebäude und wird ab 1968 von einem neun Meter hohen, vergoldeten Buchstabenensemble gekrönt, das dem Bau seinen Namen gibt: »Dortmunder U«

ERST SEIT DEN DREISSIGERN SPRECHEN ALLE VOM »RUHRGEBIET«





bis heute nicht als Einheit verwaltet: Vielmehr ist es seit dem 19. Jahrhundert zwischen den Regierungsbezirken Düsseldorf, Münster und Arnsberg aufgeteilt.

1923

Im Januar besetzen französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet, weil Deutschland mit den von den Siegern des Ersten Weltkriegs geforderten Reparationsleistungen nicht nachkommt. Daraufhin ruft die deutsche Regierung die Bevölkerung zum passiven Widerstand gegen die Besatzer auf. Die Gehaltsfortzahlungen an streikende Beamte sowie Kredite für Unternehmen belasten jedoch die deutschen Staatsfinanzen stark, hinzu kommen Produktionsausfälle und die steigende Inflation. Im September erklärt Berlin den Widerstand daher für beendet. Erst 1925, nach einer Neuverhandlung der Reparationsforderungen, verlassen die letzten Besatzungstruppen das Ruhrgebiet.

KULTUR STATT KOHLE:

In den 1960er Jahren rutscht der Bergbau im Ruhrgebiet in die Krise. Doch die Region gewinnt an kultureller Strahlkraft; in der Gruga-Halle in Essen etwa treten 1966 die Beatles auf

1925

In Dortmund öffnet die Westfalenhalle ihre Tore, der größte freitragende Hallenbau Europas: Statt auf Säulen ruht seine Kuppel auf mächtigen hölzernen Bögen. Der vornehmlich für Sportveranstaltungen wie etwa Boxkämpfe und Fahrradrennen errichtete Holzbau wird 1944 durch einen alliierten Bombenangriff zerstört. Dabei kommen Tausende dort untergebrachte Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene um. Bis Anfang 1952 entsteht aus Stahlbeton ein Neubau, der mit seiner hohen, geschwungenen Glasfassade zum Wahrzeichen Dortmunds wird.

1933

Die von Reichskanzler Adolf Hitler geführte Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei erringt bei den Parlamentswahlen am 5. März im Ruhrgebiet rund 33 Prozent der Stimmen und gewinnt damit gegenüber der vorherigen, noch vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ abgehaltenen Abstimmung

deutlich hinzu. Dennoch liegt das Ergebnis der NSDAP im Revier rund zehn Prozentpunkte unter dem reichsweiten Durchschnitt. Die im Ruhrgebiet traditionell einflussreiche Kommunistische Partei erleidet bei den Wahlen starke Verluste, auch weil Hermann Göring, NSDAP-Funktionär und kommissarischer preußischer Innenminister, viele ihrer Führer vor der Wahl hat verhaften lassen. Hitler erhält Unterstützung von einigen Industriellen, die seine Pläne zur Zerschlagung der Gewerkschaften befürworten und sich zudem von seinen Rüstungsvorhaben lukrative Aufträge versprechen. In den Folge Monaten entmachten die Nationalsozialisten das deutsche Parlament und errichteten eine Einparteiendiktatur.

1936

Am 7. März besetzen Truppen der Wehrmacht das nach dem Ersten Weltkrieg zur entmilitarisierten Zone erklärte Territorium entlang des Rheins, das



auch den größten Teil des Ruhrgebiets umfasst. Der deutsche Diktator Adolf Hitler will die Region militärisch sichern, damit Frankreich es nicht seinerseits als Reaktion auf aggressive außenpolitische Schritte Deutschlands einnehmen kann. Hitler plant zu dieser Zeit bereits einen Angriffskrieg, für den er vor allem die Ressourcen der Industrieregion zwischen Ruhr und Lippe braucht.

1945

Truppen der alliierten Gegner Deutschlands im Zweiten Weltkrieg umzingeln Anfang April das Ruhrgebiet; bis Mitte des Monats können sie die Gegend vollständig einnehmen. Kurz darauf kapituliert das Deutsche Reich. Die Städte des Reviers, die immer wieder Ziel massiver Luftangriffe geworden waren, liegen in Trümmern. Viele Industrieanlagen sind jedoch noch intakt, sie werden zu Dutzenden von

EIN TUCH FÜR ALLES:

Ab etwa 1850 liefern westfälische Textilfabriken sogenannte Grubentücher ins Ruhrgebiet – besonders dicht und im Karomuster gewebte Stoffe, mit denen die Bergleute sich säubern oder in die sie ihr Essen einwickeln, um es vor Kohlenstaub zu schützen

den Alliierten demontiert und als Kriegsentschädigung eingezogen.

1946

Die für den Nordwesten des besetzten Deutschlands zuständige britische Militärregierung gründet in Absprache mit den USA das Land Nordrhein-Westfalen, das auch das Ruhrgebiet umfasst. Bereits kurz nach Kriegsende hatte unter den Alliierten das Ringen darum begonnen, wer künftig die Industrieregion kontrollieren darf. Durch die Eingliederung des Gebiets in das neue deutsche Staatsgebilde Nordrhein-Westfalen wollen die zwei Westmächte nun unter anderem dessen Ressourcen dem Einfluss der Sowjetunion entziehen, die dort eine gemeinsame Kontrolle durch alle Besatzungsmächte gefordert hatte. 1949 wird Nordrhein-Westfalen ein Bundesland innerhalb der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland.

1947

Schauspieler aus drei Hamburger Theatern geben Gastspiele vor Bergleuten der Zeche König Ludwig in Recklinghausen. Die Darbietungen sind der Dank für eine Kohlelieferung aus der Zeche an die im eisigen Nachkriegswinter unter Heizstoffmangel leidenden Bühnenhäuser. Aus der Dankesgeste entstehen die jährlich stattfindenden Ruhrfestspiele, heute eines der bedeutendsten Theaterfestivals in Europa.

1948

Fünf Maler und ein Bildhauer gründen in Recklinghausen die Gruppe „Junger Westen“, die unter anderem gemeinsame Ausstellungen organisiert. Die Gruppe trägt dazu bei, nach den Verheerungen durch NS-Herrschaft und Krieg die Kunstszene in Deutschland neu zu beleben – mit dem besonderen Blick des Ruhrgebiets: Die oft abstrakten Bilder der Mitglieder setzen sich vielfach mit dem Leben in der Industriegesellschaft auseinander.

Juli

Alfried Krupp von Bohlen und Halbach, Inhaber des Essener Krupp-Konzerns, wird von dem zur Ahndung der NS-Verbrechen eingesetzten Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg zu zwölf Jahren Haft und Vermögenseinzug verurteilt. Unter anderem weil er während des Krieges Zwangsarbeiter in seiner Firma eingesetzt hat. Wie andere Ruhrunternehmen auch hatte Krupp vom Zwangsarbeiterprogramm des NS-Regimes profitiert, das Millionen Menschen, die meisten zuvor

aus Osteuropa oder der Sowjetunion deportiert, zur Arbeit in deutschen Betrieben herangezogen hatte.

1949

Am 28. April tritt das sogenannte Ruhrstatut in Kraft, ein Abkommen zwischen den Beneluxstaaten und den westlichen Besatzungsmächten USA, Frankreich und Großbritannien, das die Regeln für eine internationale Kontrolle der Stahl- und Kohleindustrie an der Ruhr festlegt. Ende November tritt auch die Bundesrepublik dem Statut bei. Eine eigens eingerichtete Ruhrbehörde aus Vertretern aller Unterzeichnerstaaten bestimmt fortan Preise und Verteilung der Rohstoffe. So soll die Montanindustrie im Ruhrgebiet statt deutschen Kriegszielen dem Wiederaufbau in Europa dienen.

1951

In Paris unterzeichnen im April Vertreter Frankreichs, Deutschlands und vier weiterer europäischer Staaten den Vertrag zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Deren Mitglieder einigen sich auf einen gemeinsamen Markt und gemeinsame Regeln für ihre Kohle- und Stahlindustrie. Der auch Montanunion genannte Bund löst die internationale Ruhrbehörde ab und gilt als Keimzelle der Europäischen Union. Zugleich fallen nun von den Besatzungsmächten auferlegte Beschränkungen für die deutsche Produktion von Kohle und Stahl weg. Zusammen mit Finanzhilfen

der USA lässt das die Steinkohleförderung deutlich anziehen: In den 1950er Jahren erreicht sie im Ruhrgebiet ihren Nachkriegszenit, mit bis zu rund 130 Millionen Tonnen jährlich. Die Ruhrindustrie wird zum Motor des deutschen Wirtschaftswunders, unter den Revierbewohnern wächst der Wohlstand.

1958

Weil die geförderte Menge an Ruhrkohle die Nachfrage übersteigt, fallen im Februar für 16 000 Bergleute in Essen, Unna, Bochum und Mülheim Schichten aus. Diese ersten „Feierschichten“ sind ein Vorboten der beginnenden deutschen Kohlekrise, ausgelöst durch die Konkurrenz billiger Importe, vor allem aus den USA, und den zunehmenden Einsatz alternativer Energieträger wie Mineralöl.

INOFFIZIELLE HYMNE: 1984 bringt der Musiker und Schauspieler Herbert Grönemeyer ein Album heraus, in dessen Titelsong der in Göttingen Geborene Bochum besingt – jene Stadt, in der er aufgewachsen ist, studiert und am Theater gewirkt hat

1961

Bergleute aus der Türkei erreichen am 27. November den Flughafen Düsseldorf: die ersten türkischen „Gastarbeiter“ in Deutschland. Im Monat zuvor haben sich Bonn und Ankara auf Bedingungen für den Einsatz türkischer Arbeitskräfte in Deutschland geeinigt. Ähnliche Vereinbarungen waren bereits mit anderen Ländern wie Italien oder Griechenland zustande gekommen. Die ausländischen Arbeiter übernehmen vor allem Tätigkeiten, für die deutsche Arbeitskräfte fehlen. Zehntausende von ihnen werden von den kriselnden Bergbauunternehmen im Ruhrgebiet angeworben, deren ursprüngliche Beschäftigte zunehmend in andere Branchen abwandern. Viele Arbeitsmigranten lassen sich schließlich mit ihren Familien im Ruhrgebiet nieder und prägen ganze Viertel, so etwa den



Duisburger Stadtteil Hüttenheim, wo bald zahlreiche türkische Zuwanderer leben.

1962

Anfang Dezember hüllt eine Dunstwolke – verursacht durch Industrieabgase und eine ungewöhnliche, windstille Wetterlage – weite Teile des Ruhrgebiets ein und lichtet sich erst nach vier Tagen. Dutzende Menschen sterben wohl durch die giftigen Schwaden dieser ersten schweren Smogkrise der Region. Die seit vielen Jahrzehnten massive Umweltbelastung durch die Industrie zeigt sich auch in den Flüssen: Abwässer verseuchen vor allem die mitten durch das Ruhrgebiet fließende und von Fabriken und Zechen als Kloake genutzte Emscher.

1965

In Bochum nimmt die Ruhr-Universität ihren Lehrbetrieb auf. In den folgenden Jahren werden weitere Hochschulen und Universitäten gegründet, unter anderem in Essen, Dortmund, Hagen und Duisburg. Es ist eine Reaktion auf den einsetzenden Strukturwandel, die diesen zugleich vorantreibt: Seit der Bergbau seine Bedeutung als Antrieb der Ruhrwirtschaft verliert, nehmen Investitionen in andere Bereiche zu, von denen vor allem Bildung und Forschung große Bedeutung erlangen.

1974

Um die strauchelnde Kohlebranche zu stützen, verabschiedet der Bundestag ein Gesetz, das Betreiber von Elektrizitäts-

werken zur Abnahme einer festgelegten Menge heimischer Steinkohle verpflichtet. Es ist eine von vielen Maßnahmen, mit denen der Staat den Sturz der Schwerindustrie abzufangen sucht. Denn etwa zur gleichen Zeit gerät nun auch die Stahlindustrie in die Krise, vor allem durch den Druck ausländischer Konkurrenz. Fast alle großen Metallunternehmen schließen in den Folgejahren Fabriken und entlassen Mitarbeiter, wogegen sich unter den Belegschaften teils heftige Proteste regen, etwa 1987 im Krupp-Hüttenwerk Rheinhausen.

1987

Die Arbeitslosenquote im Ruhrgebiet erreicht ihren Höchststand von 15,1 Prozent.

Seit 1960 sind in Bergbau und Industrie Hunderttausende Arbeitsplätze gestrichen worden. Viele Menschen finden nun Anstellung im Dienstleistungssektor, der in diesen Jahren in Nordrhein-Westfalen erstmals mehr Beschäftigte zählt als die Industrie. Doch die anderen Branchen können die Verluste in der Montanindustrie nicht ausgleichen.

2001

Die UNESCO nimmt die 1986 stillgelegte Zeche Zollverein in ihre Liste zu schützender Weltkulturerbestätten auf. Die Entscheidung der Organisation spiegelt, wie sich die Wahrnehmung der Industrieanlagen im Ruhrgebiet gewandelt hat. Sie erscheinen

nun nicht mehr in erster Linie als Relikte einer Branche im Niedergang, sondern als bedeutende Zeugnisse einer historischen Epoche, die die Region auf beispiellose Weise geprägt hat.

2018

Mit der Schließung der Zeche Prosper-Haniel in Bottrop endet die Geschichte des Steinkohlebergbaus in Deutschland. Nichts hat das Ruhrgebiet, seine Wirtschaft, seine Kultur, das Leben und die Identität seiner Bewohner in den vergangenen zwei Jahrhunderten so sehr beeinflusst wie die Kohlegewinnung. Die Folgen des Zechensterbens bleiben daher auch im 21. Jahrhundert spürbar. Die Anzahl der Arbeitslosen in der Region liegt deutlich über dem Bundesdurchschnitt, mehr Menschen als irgendwo sonst in Deutschland sind hier auf staatliche Hilfen angewiesen. Dennoch sind Erfolge zu beobachten. So verfügt das Ruhrgebiet über eine vielfältige Hochschullandschaft mit mehr als 250 000 Studierenden. Noch immer wird an Rhein und Ruhr Stahl produziert, ist zudem der Maschinenbau ein wichtiger Arbeitgeber. Bedeutender aber sind nun andere Branchen wie Logistik, Einzelhandel und Gesundheitswesen. Mit dem Schrumpfen der Industrie kehrt die Natur zurück: Industriebrachen wandeln sich in Biotope, und die Ufer der Emscher etwa säumen vielerorts Grünstreifen und Parks. In das einst als dreckigster Fluss der Republik geschmähte Gewässer werden seit Anfang 2022 keine Abwässer mehr geleitet. ◇



AUS FABRIKEN WERDEN ORTE DER ERINNERUNG



Lesezeichen zum Herausnehmen

VERBORGEN

unter der Erde liegen die wesentlichen Bereiche von Bergwerken, dort wo die Arbeiter in der Tiefe die Bodenschätze gewinnen. Doch viele Gruben im Ruhrgebiet verfügen auch über markante überirdische Anlagen: hoch aufragende Fördergerüste etwa, ohne die kein Abbau möglich wäre (Zeche Hugo in Gelsenkirchen, um 1960)

Fehlt hier das
GEO**EPOCHE** LESEZEICHEN?
Schreiben Sie an:
briefe@geo-epoche.de



1945

Ruhrkessel



BRITISCHE PANZER bahnen sich am 28. Februar 1945 ihren Weg durch das linksrheinische Uedem. Wie Kanadier und US-Amerikaner stoßen sie von Westen Richtung Ruhrgebiet vor



In der Falle

Das Ruhrgebiet ist das Herz der deutschen Rüstungsindustrie. Anfang 1945, im sechsten Jahr des Zweiten Weltkrieges, aber ist es noch mehr: der letzte Quell des NS-Regimes für militärisches Material und Kohle. Wenn es fällt, so das Kalkül der Alliierten, ist das Ende des Krieges und der Sieg über Adolf Hitler nah. Doch als es US-amerikanischen Truppen schließlich gelingt, das Revier einzukesseln, kommt es zu heftigen Kämpfen

TEXT: *Svenja Muche*

L

ippstadt, östlich des Ruhrgebiets, 1. April 1945. Die Falle schnappt zu. Den ganzen Morgen schon hören die Menschen in dem westfälischen Ort das Motorengrollen der US-Panzer. Dann Schüsse. Aus dem Westen dringt der harte Donner von Artilleriefeuer ins Stadttinnere, hallt wider zwischen Pflastersteinen und Fachwerkfassaden.

Der Motorenlärm schwillt an, als sich die ersten olivgrünen Panzerfahrzeuge durch die Straßen schieben. Deutsche Soldaten harren dort hinter Mauern oder in eilig geschaukelten Schützengräben

aus. Sie liefern sich kurze Gefechte mit den Amerikanern, deren Panzer bald in immer größerer Zahl heranrollen, aus mehreren Richtungen dringen sie in die Stadt: Einheiten der 9. US-Armee, die sich vom Rhein aus an der Nordseite des Ruhrgebiets nach Osten vorgekämpft haben, sowie Truppen der 1. US-Armee, die zeitgleich weiter südlich in gleicher Richtung vorgerückt sind. In Lippstadt treffen sie nun aufeinander, nehmen Viertel um Viertel ein. Am Nachmittag bricht der deutsche Widerstand zusammen. Es ist Oster-sonntag – der Ruhrkessel ist geschlossen.

Fast das gesamte Ruhrgebiet, das Bergische Land sowie Teile des Sauerlandes sind damit von US-Truppen umstellt. Ein Areal mit einem Durchmesser von rund 130 Kilometern. Fünf Millionen Zivilisten sitzen hier fest. Vor allem aber droht jetzt das Ruhrgebiet mit seinen Bergwerken und Fabriken an die Alliierten zu fallen, jene Industrieregion, die im Frühling 1945 Deutschlands letzte Quelle für Kohle und Kriegsmaterial ist.

Sie zu verteidigen, ist Aufgabe der ebenfalls im Kessel eingeschlossenen Truppen der deutschen Heeresgruppe B unter Generalfeldmarschall Walter Model. Eine eigentlich hoffnungslose Mission. Denn während die zwei US-Armeen das Ruhrgebiet in die Zange nehmen, stoßen weitere alliierte Verbände, vor allem US-Amerikaner, Kanadier und Briten schnell von Westen aus in das Innere Deutschlands vor, zugleich sammeln sich im Osten sowjetische Truppen für den Sturm auf die Hauptstadt Berlin. Das Deutsche Reich wird von zwei Seiten zerrieben.

Doch Model gilt als ebenso fähiger wie unerbittlicher Kommandeur, ein fanatischer Militär, der einst verkündet haben soll, „ein deutscher Feldmarschall kapituliert nicht“. Die Alliierten ihrerseits werfen, millionenfach auf Flugblätter gedruckt, eine klare Warnung an ihre Gegner über dem Kessel ab: „Eingeschlossen – Übergabe oder Vernichtung“. Die Einsätze der Kontrahenten könnten kaum höher sein. Und so beginnt eines der letzten großen Gefechte des Zweiten Weltkriegs, die Kesselschlacht um das Ruhrgebiet. Sie wird den Krieg im Westen Deutschlands entscheiden.

SCHON VOR DEM ERSTEN WELTKRIEG gilt die Gegend an Ruhr, Emscher und Lippe als „Waffenschmiede des Reiches“. Ein Ruf, den sie zuerst der Essener Firma Krupp verdankt, die schon im 19. Jahrhundert das preußische

DAMPF UND RAUCH umwehen die Hüttenwerke von Rheinhausen. Schon im Ersten Weltkrieg war das Revier die Waffenschmiede Deutschlands. So ist es seit den 1930er Jahren wieder



Kriegsministerium mit Gussstahlkanonen, den damals noch üblichen Bronze-
geschützen überlegen, beliefert hat. In der Kriegsplanung des nationalsozia-
listischen Diktators Adolf Hitler spielt das Ruhrgebiet daher von Beginn an
eine Hauptrolle. Schon kurz nach Hitlers Machtübernahme 1933 fängt das
Regime an, Deutschland auf einen Angriffskrieg vorzubereiten, gewährt
Firmen wie Krupp großzügige Finanzhilfen, mit denen die Industriellen ihre
Betriebe ausbauen, um etwa Geschütze, Munition oder später Bauteile für
U-Boote zu fertigen.

Noch bedeutender im Revier aber ist die Produktion von Stahl für
Rüstungsbetriebe im Reich. Und vor allem die Steinkohleförderung. Eisen-
bahnen, Hochöfen, Kraftwerke, sie alle benötigen Kohle; ohne sie stünden

die Maschinen der gesamten deut-
schen Waffenindustrie still. Die NS-
Führung gibt daher Richtzahlen

GROSSE TEILE der Schwerindustrie –
hier eine Fabrikhalle in Mülheim
an der Ruhr – stehen im Dienst des
NS-Regimes, gegen das die
Alliierten kämpfen



für die gewünschte Kohlenmenge aus.

Die Forderungen an die Ruhrindustrie steigen schon bald beträchtlich, nachdem Deutschland mit dem Überfall auf Polen im September 1939 den Zweiten Weltkrieg in Europa entfacht hat. Zwar verschleifen Hitlers „Blitzkriege“ – schnelle Überfälle, mit denen die Wehrmacht bis Sommer 1940 unter anderem Polen, Norwegen, Dänemark und Frankreich unterwirft – zunächst relativ wenig Material. Doch im Winter 1941 scheitert die Strategie des schnellen Vorstoßes in den Weiten der Sowjetunion. Und ab Dezember 1941 tritt mit den USA die größte Industriemacht der Welt direkt gegen das Deutsche Reich an.

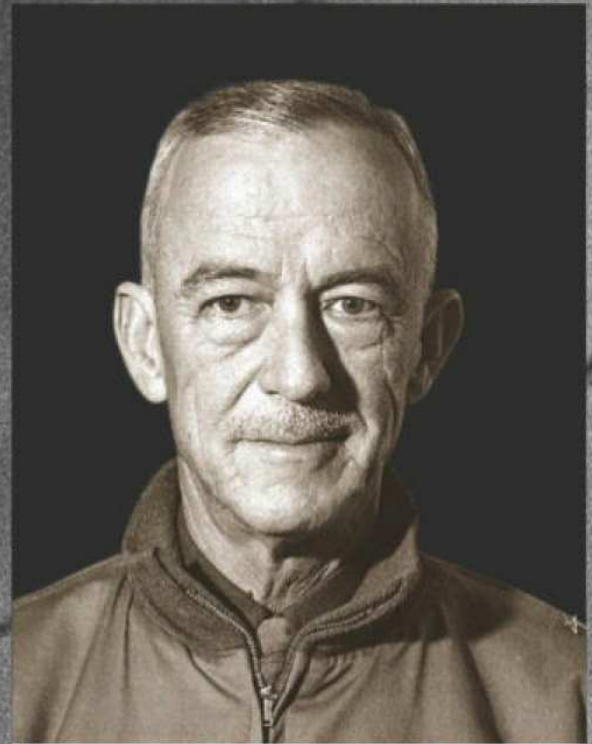
Eine Materialschlacht beginnt, in der die deutschen Zechen und Fabriken mit den gebündelten Kräften der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion konkurrieren müssen. Ein irrsinniges Unterfangen.

Das Regime mischt sich nun gezielter in die Rüstungswirtschaft ein, um die Produktion zu steigern. Eine zentrale Planstelle bestimmt ab 1942 darüber, wie Rohstoffe verteilt und welche Rüstungsgüter hergestellt werden. Den Industrieführern bleibt es indes weitgehend selbst überlassen, wie sie die Vorgaben erfüllen. Hauptsache, die Zahlen stimmen.

Bereits im Juni 1940 hat die Regierung die 60-Stunden-Woche für Rüstungsarbeiter eingeführt, nun kommen immer mehr Sonderschichten hinzu. Bald müssen Zechenkumpel an 26 Sonntagen im Jahr einfahren.



GENERALFELDMARSCHALL Walter Model steht der Heeresgruppe B vor. Mit ihr soll er das Revier verteidigen



GENERAL Courtney Hicks Hodges befehligt die 1. US-Armee und hilft, den Ruhrkessel zu schließen

Zugleich aber ruft das Regime vermehrt Arbeiter zu den Waffen. Sind zunächst nur die Jüngsten zur Wehrmacht eingezogen worden, müssen nun auch ältere Jahrgänge einrücken. Um die verlorenen Kräfte zu ersetzen, versorgt das NS-Regime die Ruhrfirmen mit Zwangsarbeitern – Kriegsgefangene, aber auch Zivilisten, zu Hunderttausenden verschleppt aus den besetzten Gebieten, vor allem in Osteuropa und der Sowjetunion, darunter zahlreiche Frauen. In Bergwerken, beim Bau, in Fabriken müssen sie Schwerstarbeit leisten, oft nur mit einer dünnen Suppe im Magen und unter den Schlägen von Aufsehern.

Auch Häftlinge aus Konzentrationslagern werden von den Industriel-
len ausgebeutet. Das KZ Buchenwald betreibt im Ruhrgebiet mehrere sogenannte Außenlager – etwa in Essen, wo sich 520 Frauen unter grausamen Bedingungen in Krupps Gusstahlfabrik für den deutschen Kriegseinsatz plagen müssen.

LIPPSTADT, 2. APRIL 1945. Stabsoffiziere der 1. und 9. US-Armeen kommen zusammen, um den Vorstoß in den am Tag zuvor geschlossenen Kessel zu planen. Einheiten der 9. Armee, die unter dem Kommando des als kompetent und besonnen geltenden Generals William Hood Simpson steht, sollen von Norden bis zur Ruhr vorrücken und dabei große Städte wie Essen und Duisburg einnehmen; das Gebiet südlich des Flusses teilen die Strategen Truppen der von General Courtney Hicks Hodges befehligten 1. Armee zu. Bereits kurz darauf dringen amerikanische Soldaten von drei Seiten in den Kessel vor – Zehntausende sind es wahrscheinlich. Genauere Zahlen zur Menge der US-Truppen sind jedoch nicht überliefert.

Unklar ist bis heute auch, wie viele deutsche Soldaten sich ihnen entgegenstemmen. Niemand führt exakt Buch in diesen letzten, fieberhaften



FLAMMEN schlagen 1944 aus dem Gebäude der Industrie- und Handelskammer am Essener Bismarckplatz. Seit Jahren überziehen die Alliierten das Ruhrgebiet mit Flächenbombardements, um Menschen und Fabriken zu zermürben

Kriegsmonaten. Frühen Schätzungen zufolge sind es mehr als 300 000, inzwischen gehen Experten von weniger Männern aus.

Die Wehrmachtssoldaten, ergänzt durch Einheiten der Waffen-SS, haben vor allem um Städte und Dörfer Stellungen bezogen. Unterstützt werden sie von einem paramilitärischen Freiwilligenverband sowie von Hitlers letztem Aufgebot, dem „Volkssturm“, oft dürftig bewaffnete Alte, Kranke und Jugendliche. Für die deutschen Soldaten im Kessel gilt die Order, die Hitler nun an Model ausgibt: Es darf keinen Ausbruchversuch geben. Der Diktator erklärt das umzingelte Gebiet zur

„Ruhrfestung“, die um jeden Preis gehalten werden soll.

Schon am Tag zuvor, dem 1. April, haben Einheiten eines deutschen Panzerkorps den Befehl erhalten, die

US-AMERIKANISCHE TRUPPEN treffen südöstlich des Ruhrgebiets auf den Widerstand deutscher Soldaten (unten). Der aus Berlin angeordnete Kampf um jeden Preis kostet zahlreiche zusätzliche Menschenleben und zieht unbezifferbare Schäden nach sich



östliche Zufahrt nach Hamm zu blockieren. Die Stadt mit dem größten Eisenbahnknotenpunkt des Reiches steht unter schwerem Artilleriebeschuss der Alliierten. Das Geschützfeuer ist Teil der Taktik der US-Streitkräfte: Die Granateinschläge sollen die Deutschen zermürben, ehe Panzertruppen und Infanteristen angreifen.

Tatsächlich folgt binnen Kurzem die alliierte Attacke. In den ersten Apriltagen erkämpfen sich die Amerikaner einen Weg in Richtung Innenstadt, gegen den erbitterten Widerstand von Wehrmachts- und SS-Einheiten – der aber langsam nachlässt. Am 5. April stoßen die Amerikaner nur noch auf vereinzelte, mit Pistolen bewaffnete Soldaten.

WESTLICH VON HAMM nimmt unterdessen die 75. US-Infanteriedivision zusammen mit Einheiten der 79. Division Castrop-Rauxel ein und dringt von dort weiter ins größere Dortmund vor. In den westlichen Vierteln der Großstadt stellen sich ihnen am 7. April energisch deutsche Truppen mit Panzerkampfwagen entgegen. Die Amerikaner fordern Luftunterstützung durch Jagdbomber an; in den darauffolgenden Tagen können die Flieger zusammen mit dem Feuer aus Panzerkanonen und Artillerie den Gegenschlag der Deutschen schließlich abschmettern.


Weiter westlich überqueren General Simpsons Soldaten am 9. April auf breiter Front den Rhein-Herne-Kanal. Auch in Essen geht Artilleriefeuer der Alliierten nieder.

Generalfeldmarschall Model hat sein Hauptquartier zunächst südöstlich des Ruhrgebiets eingerichtet, im Sauerland bei Olpe. Doch der deutsche Oberbefehlshaber muss bald vor den anrückenden Truppen der 1. US-Armee fliehen. Als die Amerikaner nur 20 Autominuten entfernt die Stadt Siegen einnehmen, laden Models Mitarbeiter eilig Dokumente, Schreibmaschinen,



DAS LEBEN IM KRIEG wird für die Bevölkerung an Rhein und Ruhr immer schwerer. Tag und Nacht werden die Industrieanlagen und Wohngebiete bombardiert (hier Schäden in Dortmund 1945). Und die Schutzbunker reichen längst nicht für alle





SCHIFFE LIEGEN in einem Kanal in Duisburg auf Grund. Allein am 13. Mai 1943 werden bei Luftangriffen der Alliierten mehr als die Hälfte aller Häuser der Stadt beschädigt

Funkausrüstung auf Lastwagen. Sie ziehen gut 30 Kilometer Richtung Nordwesten, in die Nähe von Wuppertal. Olpe fällt am 8. April.

Im neuen Hauptquartier der Heeresgruppe präsentiert Oberst Günther Reichhelm, Stabsoffizier und enger Vertrauter Models, seinem Vorgesetzten kurz darauf eine rätselhafte Nachricht. Sie ist von Adolf Hitler persönlich. Reichhelm solle sich umgehend nach Berlin begeben, er sei für einen Einsatz vorgesehen, „der das Schicksal der Heeresgruppe B“ entscheiden werde. Noch in der gleichen Nacht besteigt der Oberst eine JU-52 und hebt Richtung Hauptstadt ab.

Bei einem Zwischenstopp nahe Berlin erfährt Reichhelm, was es mit der geheimnisvollen Order auf sich hat. Er ist als Stabschef der 12. Armee zugeteilt worden, die bisher allerdings vor allem aus hastig zusammengetrommelten Offizieren besteht. Die Truppen müssen erst noch aus den Überresten diverser Armeeeinheiten zusammengezogen werden. Diese Behelfsstreitmacht, so will es der Diktator, soll den Ruhrkessel von außen durchbrechen und sich mit Models Heeresgruppe B vereinen. Im Kessel erhält auch Model Instruktionen für das Vorhaben. Der Durchbruch soll im Nordosten nahe Unna geschehen, der Generalfeldmarschall weist seine Truppen dort an, sich bereit zu halten. Für den verzweifelten Versuch, den Kessel zu zerschlagen.

Fünf Jahre zuvor ist das Ruhrgebiet erstmals zum Ziel der Alliierten geworden. Die britische Luftwaffe fliegt dort im Mai 1940 Angriffe gegen Industrie- und Gleisanlagen. 1942 beginnen die Briten mit Flächenbombardements auf Wohngebiete an Rhein und Ruhr; die Attacken sollen den Einsatzwillen der Menschen brechen, allen voran der Fabrikarbeiter und Zechenkumpel. Die Ruhrindustrie gilt London als Motor der deutschen Kriegsmaschinerie, und der soll so schnell wie möglich abgewürgt werden.

Im Frühjahr 1943 verstärken die Briten ihre Fliegerangriffe und stimmen im Sommer eine gemeinsame Strategie mit der US-Luftwaffe ab. Am Tag vor allem sprengen die Ladungen der amerikanischen B-17-Bomber nun Fabriken, Gleise, Straßen, Kanäle in die Luft, während nachts die Mosquito- und Lancaster-Bomber der Briten Tausende Tonnen ihrer tödlichen Fracht über den Wohnvierteln von Essen, Dortmund oder Duisburg abwerfen.

Der scharfe Warnton der Luftschuttsirenen wird für die Bewohner der Ruhrstädte zum Alltagsgeräusch. In den öffentlichen Bunkern ist längst nicht Platz für alle, also kauern viele zwischen bröckelnden Kellermauern oder in Zechenstollen. Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern bleiben die Bunker ohnehin verschlossen, sie müssen meist in ihren Holzbaracken ausharren und hoffen, dass das Bombengewitter an ihnen vorbeizieht.

Eine schwache Hoffnung. In Duisburg beschädigt oder zerstört ein einziger Angriff am 13. Mai 1943 mehr als die Hälfte aller Häuser. Bei einem Bombenabwurf über Dortmund sterben am 6. Oktober 1944 mindestens 1148 Menschen. Nachdem die Explosionen verhallt sind, werden ihre Leichen auf Straßen und Plätzen nebeneinandergereiht, so können die Einwohner zwischen den Toten nach Angehörigen suchen.

Doch trotz Bombeninferno muss die Produktion in den Ruhrbetrieben weitergehen. Das Regime erlässt Notdienstverordnungen, mit denen es Arbeiter zum Aufräumen zwingt, Maschinen und Beschäftigte werden von zerstör-

VORMARSCH AUF DIE INDUSTRIEHOCHBURG



AM 1. APRIL 1945 schließt sich bei Lippstadt der Kessel. In einer gewaltigen Zangenbewegung haben 1. und 9. US-Armee Ruhrgebiet und angrenzende Regionen umfasst

ten Fabriken in noch funktionsfähige verlegt. Angestellte wehrwichtiger Betriebe dürfen das Ruhrgebiet nicht mehr verlassen.

Lange wird trotz Zerstörung in erstaunlichen – wenn auch geringeren – Mengen weiterproduziert. Am Jahresende 1944 steht die Ruhrindustrie dennoch kurz vor dem Kollaps. Vor allem, weil über die zerbombten Schienen und Kanäle kein Erz, keine Kohle mehr in Stahl- oder Kraftwerke gelangt. Treffer auf Chemieanlagen behindern zunehmend die Treibstoffherstellung. Dem Deutschen Reich geht buchstäblich die Energie aus.

Anfang 1945 ist das Ruhrgebiet noch immer die bedeutendste Industrieregion des Reiches, aber ihre Fabriken, Kraftwerke, Zechen laufen nur noch im Notbetrieb – oder liegen in Trümmern. Wasser- und Stromversorgung sind vielerorts unterbrochen. In den Städten haufen die Menschen zwischen Ruinen, die Mauern pockennarbig von Granatsplittern, von Brandbomben verkohlt oder von Sprengbomben zerschmettert. Und durch die kleinen Ortschaften am Rande des Ruhrgebiets ziehen endlose Kolonnen aus deutschen Geflüchteten, versprengten Soldaten, Kriegsgefangenen mit ihren Bewachern. Sie ziehen nach Osten, weg von der Westfront.

Denn im Sommer 1944 ist ein gewaltiges alliiertes Invasionsheer gelandet, rund eine Million Soldaten, die von England an die Küste Nordfrankreichs übergesetzt sind, vor allem Briten, Kanadier und US-Amerikaner. Sie drängen



ALLIIERTER BOMBER über Essen. Trotz der Angriffe produzieren die Betriebe auf Befehl des NS-Regimes weiter. Kriegswichtige Arbeiter dürfen das Revier nicht verlassen

die Wehrmachtsverbände immer weiter nach Osten, darunter auch Walter Models Heeresgruppe B.

Anfang März 1945 muss Model seine Truppen über den Rhein zurückziehen. Die Alliierten errichten bei Remagen und Wesel zwei Brückenköpfe, von denen aus die 1. und 9. US-Armee Ende März durch die deutschen Verteidigungslinien jenseits des Flusses brechen und weiter nach Osten ziehen. Am 1. April schließen die Amerikaner bei Lippstadt den Ring um das Ruhrgebiet.

10. APRIL 1945, BEI BOCHUM. Im Ruhrkessel gewinnen die vorrückenden US-Truppen rasant an Boden. Im Laufe des Tages marschieren Soldaten der 75. US-Infanteriedivision siegreich im Bochumer Stadtbezirk ein. Einen Tag später fällt die Rüstungshochburg Essen. Beide Städte haben sich nahezu kampflos ergeben. Am 12. April erobert die 17. US-Luftlandedivision den Duisburger Süden, der Stadtteil Hamborn im Norden war schon am 2. April ohne Widerstand gefallen. Nach tagelangen Kämpfen können die Amerikaner am 13. April auch Dortmund einnehmen. Damit sind sämtliche großen Städte der Region in der Hand der Alliierten. Die verbliebenen Wehrmachtsverbände drängen sich nun vor allem südlich des Ruhrgebiets in einem Areal von nur mehr etwa 50 Kilometern Durchmesser.

Und für wirkliche Gegenwehr fehlt den umzingelten deutschen Soldaten schlicht die Ausrüstung. Munition etwa kann im Kessel nur in völlig unzurei-

NACH TAGELANGEN Kämpfen nehmen die US-Amerikaner am 13. April 1945 Dortmund ein (unten). Damit sind alle großen Städte der Ruhrregion für das NS-Regime verloren

chender Menge produziert oder bei Nacht eingeflogen werden, die Amerikaner hingegen erhalten über ihre Versorgungslinien ständig Nachschub. Ein deutscher Divisionskommandant schreibt östlich von Wuppertal in sein



Tagebuch, seine Truppe habe gekämpft bis „zum Verschuss der letzten Munition“. Am 12. April meldet die Heeresgruppe B nach Berlin, dass bis zu 70 Prozent ihrer Soldaten inzwischen ohne Waffen seien. Am gleichen Tag notiert ein Leutnant: „Wir lösen uns auf und schlagen uns in die Wälder.“ Die Zersetzung der deutschen Streitmacht ist in vollem Gange.

Oberbefehlshaber Model verliert den Kontakt zu immer mehr Einheiten, die überrannt worden sind, sich in hastigem Rückzug befinden oder sich schlicht zerstreuen. Am 13. April bricht auch die direkte Verbindung zu den Verbänden weiter im Osten ab, Boten dringen nicht mehr durch. Denn entlang der Flüsse Volme und Lenne kämpfen sich Soldaten der 86. US-Infanteriedivision durch das Gebiet der Deutschen nach Norden vor. Am 14. April treffen sie bei Hagen auf die 79. Division und zerschneiden so den verbliebenen Kessel in einen westlichen und einen östlichen Teil.

Unbedingt will Model die deutschen Kräfte wieder vereinen. Über Funk beordert er Generalleutnant Fritz Bayerlein, der die meisten der im Osten eingeschlossenen Einheiten kommandiert, die amerikanischen Linien Richtung Westen zu durchbrechen. Doch der Offizier erwägt schon länger aufzugeben, seine Soldaten haben dem Feind kaum noch etwas entgegenzusetzen. Dass amerikanische Truppen zwischen ihm und seinem Vorgesetzten stehen, nutzt Bayerlein nun aus. Er ignoriert Models Befehl – und schickt stattdessen am 15. April einen Emissär mit einem Kapitulationsangebot zur nahen 7. US-Panzerdivision.

Mit Bayerleins Truppen ergeben sich nahezu sämtliche anderen

Wehrmachtseinheiten im östlichen Teil des Kampfgebiets: Rund 30 000 Soldaten gehen am Folgetag in Kriegsgefangenschaft. Den Amerikanern übergeben die Deutschen unter anderem 40 Geschütze sowie 130 Panzer, von denen allerdings nur noch 30 gefechtsbereit sind. Es ist die größte Massenkapitulation in der Ruhrregion.

Der Osten des Gebiets ist verloren – und auch im Westen schwinden Models Kampftruppen dahin. Den Freiwilligenverband und den Volkssturm hat deren oberster Kommandeur schon am 13. April aufgelöst, ehe er selbst untergetaucht ist. Von der 12. Armee, die zu den eingeschlossenen Ruhrtruppen durchdringen sollte, ist ebenfalls keine Unterstützung mehr zu erwarten. Die Streitmacht ist inzwischen dabei, südlich von Berlin eine letzte Verteidigungslinie gegen das sowjetische Heer aufzustellen, das ab dem 16. April die deutschen Truppen an der Oder überrennt. (Später wird die 12. Armee unter dem Ansturm der Roten Armee zerfallen, der von Hitler aus dem Ruhrkessel abkommandierte Oberst Reichhelm über die Elbe fliehen und sich den US-Amerikanern ergeben.)

Selbst der fanatische Walter Model ist Mitte April nicht mehr bereit, bis zum letzten Mann zu kämpfen. Kapitulieren aber will er auch nicht. Am 17. April erreicht ihn ein Bote mit einem Brief von US-General Matthew Ridgway. Der Amerikaner appelliert an den deutschen Generalfeldmarschall. Er solle sich ergeben und den Soldaten und der Zivilbevölkerung im Kessel so weiteres Leid ersparen. Model lehnt offiziell ab – wendet aber einen Trick an. Er löst die Heeresgruppe B einfach auf. Seine Soldaten dürfen sich überrennen lassen oder versuchen, unbemerkt in ihre Heimatorte zu gelangen. Wer will, kann auf eigene Faust riskieren, sich einen Weg aus dem Kessel zu kämpfen.

Dass so weitere Menschen in einer längst entschiedenen Schlacht sterben könnten, nimmt Model in Kauf. Tatsächlich aber ergeben sich nun die meisten seiner Soldaten, einige probieren, der Gefangenschaft zu entgehen; die Amerikaner aber durchkämmen das besetzte Gebiet und greifen viele von ihnen auf.

WÄHREND SICH immer mehr deutsche Soldaten, wie hier am Niederrhein, den Alliierten ergeben, geht der Krieg innerhalb des Kessels unerbittlich weiter



BOMBENKRATER überziehen Wesel am Niederrhein. Generalfeldmarschall Model, der höchste Kommandierende im Kessel, löst seine Truppen schließlich auf – und begeht Suizid



DIESE JÜDISCHE FRAU und ihre Tochter haben Konzentrationslager, Zwangsarbeit und Bombenangriffe überlebt. Tausende Verschleppte wie sie sind im Revier ausgebeutet worden

Walter Model dagegen entzieht sich der Festnahme. Am Nachmittag des 21. April geht er allein einige Schritte in ein Waldgebiet südlich von Duisburg, zieht seine Dienstpistole – und erschießt sich.

Über gut zwei Wochen hat Model den Kampf um das Ruhrgebiet erzwungen. Die US-Armeeführung hatte mit harten, verlustreichen Häuserkämpfen gerechnet, letztlich aber waren die deutschen Truppen fast von Beginn an derart geschwächt, dass die Einnahme des Kessels in vielen Gegenden so verlief, wie es im Einsatzbericht eines US-Panzerbataillons heißt: wie ein *mopping up*, ein bloßes „Aufwischen“ der Gegner.

Und dennoch: 1500 US-Soldaten sind gefallen; wie viele Wehrmachtssoldaten, deutsche Zivilisten und ausländische Zwangsarbeiter in den Gefechten umgekommen sind,

ist nicht mehr genau zu beziffern, es dürften aber viele Tausend sein.

Die Amerikaner stoßen im eroberten Gebiet zudem auf frische Massengräber: die letzten Opfer des NS-Regimes. Angesichts der drohenden Niederlage waren dessen Schergen gegen jeden vorgegangen, den sie als Feind ansahen. Systematisch ermordete die Geheime Staatspolizei noch kurz vor dem Ende Tausende politische Gegner, Zwangsarbeiter, Deserteure. Allein die Dortmunder Gestapo erschoss zwischen dem 7. März und dem 9. April mehr als 200 Menschen und verscharfte Dutzende von ihnen in Bombenkratern.

Mit dem Ruhrkessel geht das letzte Gebiet des NS-Staates im Westen Deutschlands militärisch unter. Nur kurze Zeit später, am 8. Mai, ergeben sich auch die verbliebenen deutschen Streitkräfte den Alliierten.

Für die Bevölkerung im Ruhrgebiet bringt das Kriegsende die ersehnte Ruhe vor Luftangriffen und Artilleriefeuer. Umkämpft bleibt die Region dennoch. Die Sieger ringen nun darum, wer deren gewaltige Ressourcen künftig kontrollieren darf. Denn selbst als Trümmerfeld ist das Revier eine wertvolle Beute, viele der dortigen Industrieanlagen sind ja noch intakt oder können zumindest instandgesetzt werden. Und im Boden lagern weiterhin Millionen Tonnen Steinkohle.

Einig sind sich die Alliierten, dass diese Schätze den Deutschen nie wieder für einen Angriffskrieg dienen dürfen. Auch Demontagen vereinbaren die Besatzungsmächte, Franzosen, Russen und Briten bauen Industrieanlagen ab. Im gesamten, 1946 gegründeten Land Nordrhein-Westfalen nehmen sie 140 Betriebe vollständig und 78 teilweise auseinander und transportieren sie

in ihre Heimatländer – als Ausgleich für den gewaltigen Schaden, den die Deutschen in ihren Staaten angerichtet haben.

Die Alliierten vereinbaren schließlich sogar eine internationale Kontrolle der Ruhrindustrie, die von April 1949 an durch ein Abkommen, das sogenannte Ruhrstatut, geregelt wird. Eine Ruhrbehörde mit Vertretern der westlichen Besatzungsmächte und der Beneluxstaaten legt nun unter anderem Preise und Exportquoten für Kohle und Stahl fest. Im November tritt auch die neu gegründete Bundesrepublik Deutschland dem Ruhrstatut bei.

Bereits zwei Jahre später jedoch löst der in Paris geschlossene Vertrag über die Gründung einer „Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ das Ruhrstatut ab. Damit enden die von den Besatzungsmächten auferlegten Beschränkungen. In dem auch Montanunion genannten neuen Bund einigen sich sechs Staaten, darunter Deutschland und Frankreich, auf einen gemeinsamen Markt und einheitliche Regelungen für ihre Kohle- und Stahlbetriebe.

So wird die Ruhrindustrie, deren Waffen so viel Zerstörung über

Europa gebracht haben, zu einem Ursprung friedlicher Kooperation: Der Montanbund gilt als Keimzelle der Europäischen Union. ♦

NACH DEM ENDE des Ruhrkessels
Mitte April 1945 kommen Zehntausende deutsche Soldaten in Kriegsgefangenschaft, etwa wie hier in einem der »Rheinwiesenlager«

LITERATURTIPPS

RALF BLANK

»Bitter Ends – Die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs im Ruhrgebiet 1944/45«

Reich bebildertes Werk über die Endphase des Krieges (Klartext).

DEREK S. ZUMBRO

»Battle for the Ruhr – The German Army's Final Defeat in the West«

Rekonstruktion der Kesselschlacht (University Press of Kansas).



Lesen Sie auch »Berlin: Ende in Trümmern« (aus GEOEPOCHE Nr. 44) über die letzten Tage des Krieges in der Hauptstadt auf www.geo-epoche.de

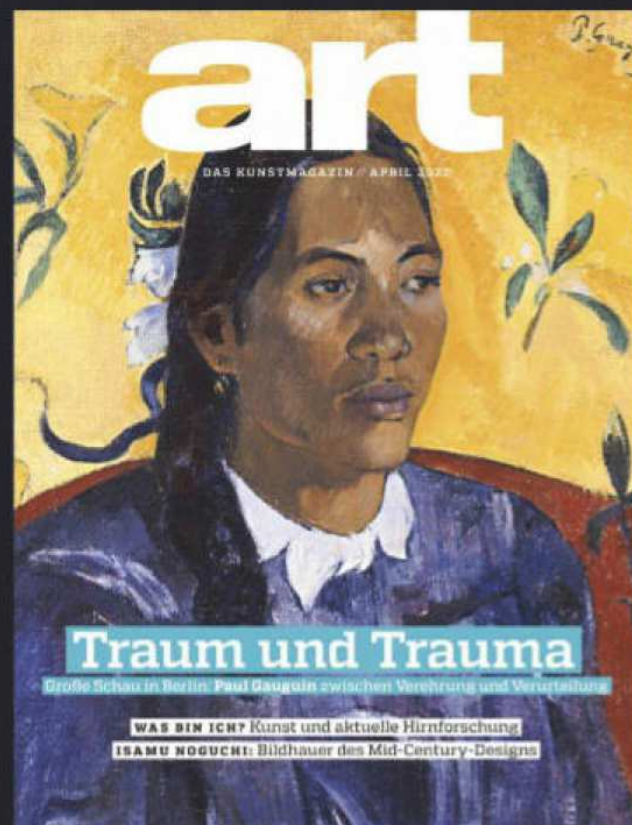
IN KÜRZE

Der Kampf um das Ruhrgebiet entscheidet den Ausgang des Zweiten Weltkriegs in Europa mit. Seit 1940 machen die Alliierten das Revier zum Ziel von Luftangriffen, um die Rüstungsschmieden des NS-Regimes zu zerstören. Männer und Frauen, darunter viele Zwangsarbeiter, erhalten die Produktion dennoch aufrecht. Anfang 1945 rücken alliierte Truppen von Westen her vor. Als sie das Ruhrgebiet Mitte April erobern, hat das NS-Regime seine letzte Lieferstätte für Waffen und Kohle verloren.

Die perfekte Art der Inspiration.

Europas größtes Kunstmagazin.
Jetzt im Handel.

Kostenloses Probeheft unter:
art-magazin.de/heft | +49 (0)40 5555 78 00



Bestellnummer: 1730 025

Sie lesen eine Ausgabe art kostenlos. Danach erhalten Sie art monatlich frei Haus für zzt. 14,- € pro Ausgabe (ggf. inkl. jährlich eines Sonderheftes zum Preis von zzt. 14,- €). Alle Preisangaben inkl. MwSt. und Versand. Die Zustellung können Sie jederzeit beenden. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer. Die artCard ist eine Aktion von art und Kooperationspartnern aus dem Museumsbereich. Der Verlag und seine Kooperationspartner behalten sich vor, das Angebot jederzeit zu ändern, einzuschränken oder einzustellen.

Gute

TEXTE: Jens-Rainer Berg

Zeiten

Schwer ist das Ruhrgebiet 1945 gezeichnet durch die Schäden des Krieges. Doch binnen weniger Jahre setzt die Region zu einem nie da gewesenen Höhenflug an. Als Motor des deutschen Wirtschaftswunders steht sie bald mehr denn je für Wohlstand, Fortschritt und Modernität. Für die Menschen beginnt eine Zeit großer Hoffnung – und vieler erfüllter Träume





IM AUFSCHWUNG der Nachkriegszeit blüht auch die Trinkhallenkultur: Aus schlichten Getränkeständen werden Buden mit einem breiten Sortiment von Tabakwaren, Zeitungen und Lebensmitteln (Kiosk in Bochum-Gerthe, 1961)



ARBEITER protestieren 1949 gegen die alliierte Demontage eines Hüttenwerks in Duisburg-Hamborn. Die Briten stoppen bald den Abbau von Industrieanlagen: Westdeutschland, nun ein Verbündeter, soll wieder Kohle und Stahl liefern



INMITTEN der Kriegsspuren zeigt sich schon bald das Bedürfnis der Menschen nach Normalität und Zerstreuung: Rosenmontagsumzug in Duisburg, Ende der 1950er Jahre



Auferstanden aus Ruinen

Trotz immenser Zerstörungen von Fabrikanlagen und Städten geht der Wiederaufbau schnell voran. Das liegt auch an den Siegermächten, die ein Interesse daran haben, dass das Ruhrgebiet in kurzer Zeit wieder möglichst viel produziert



JUNGE FRAUEN sammeln Ziegel in den Trümmern von Essen. Meist jedoch wird nicht auf Eigeninitiative geräumt, sondern auf Anordnung der Besatzer

Kraft für ein **Mirakel**

Als mit den 1950er Jahren der fast wundersame bundesrepublikanische Aufschwung kommt, erbringt das Ruhrgebiet die dafür nötige Energie: Fabriken, Heizungen, Züge fressen gewaltige Mengen Kohle. Und auch der Stahl aus dem Revier wird fast überall gebraucht



SO BEGEHRT sind Kohle und Stahl nach dem Krieg, dass großzügige Zulagen die Gehälter der Ruhrarbeiter an die Spitze der deutschen Lohnskala katapultieren (Bergmann in Essen-Heisingen, 1952)

KRANFÜHRERIN
bei Krupp in Essen:
Die Unternehmen
erhöhen die Kapazitä-
ten und setzen bald
auch auf modernste
Technik (Foto aus den
1970er Jahren)



GANZ NEUE Industrie-
betriebe verarbeiten
den Ruhrstahl vor Ort
weiter. Autobauer Opel
liefert vom Werk in
Bochum bald Tausende
Fahrzeuge des Modells
»Kadett« aus – hier
1962 –, das dem »Käfer«
von VW Konkurrenz
machen soll



MILLIONEN TONNEN
Kohle gelangen vom
westdeutschen Revier
aus ins gesamte
Bundesgebiet – etwa
mit Binnenschiffen
wie jenen, die hier den
Rhein-Herne-Kanal
befahren

EINE FRAU betrachtet
1962 die üppigen Auslagen
eines Cafés in der Essener
Innenstadt. Weil die Kaufkraft
der Kunden steigt, vergrößern
und verfeinern Läden
beständig ihr Angebot



NOCH IMMER
wohnen die meisten
Ruhrgebietler zur
Miete – doch sie
beziehen jetzt viel-
fach neu errichtete,
besser ausgestat-
tete Wohnanlagen
mit Zentralheizung
und mehr Platz
für Familien, wie
hier in Mülheim
an der Ruhr



Das gute Leben

Die wirtschaftlichen Erfolgswahlen wandeln den Alltag der Menschen. Arbeiterfamilien erleben bislang ungekannten Wohlstand. Zuvor undenkbbare Anschaffungen werden plötzlich möglich. Und Konsum gerät zur großen Verheißung



SOGAR ERSTE Urlaubsfahrten können sich viele nun leisten. Diese Camper allerdings sind 1962 aus Dänemark ins Ruhrgebiet, an den Baldeneysee, gereist

Arbeit für halb Europa

Der Bedarf an Arbeitskräften nimmt derart zu, dass das Ruhrgebiet zum internationalen Anziehungspunkt wird. Abkommen mit mehreren europäischen Staaten regeln den Zuzug von Menschen, die von den Deutschen »Gastarbeiter« genannt werden. Denn dass die Migranten nach getaner Arbeit wieder gehen sollen, ist für die Einheimischen klar



ITALIENER bei ihrer hoffnungsvollen Ankunft am Essener Hauptbahnhof. Sie sind Mitte der 1950er Jahre die erste Nationalität, die nach dem Krieg ins Revier kommt. Ihnen folgen Spanier, Griechen, Türken, Portugiesen, Jugoslawen. Alle treffen sie bei den deutschen Kollegen meist auf Skepsis, oft auch auf Ablehnung (Foto von 1960)

DREI TÜRKEN studieren 1965 eine Zeitung aus der Heimat. Die Zugezogenen übernehmen vor allem solche Tätigkeiten, die immer weniger Deutsche zu leisten bereit sind



WIE DIE Eingesessenen streben auch viele Migranten nach Prestigeobjekten, Insignien eines mühsam erreichten Wohlstandes. Hier posieren männliche Mitglieder einer italienischen Familie in Wanne-Eickel 1964 mit ihrem neuen Auto



DIE GLEICHE italienische Familie aus Wanne-Eickel in ihrem Heim. Die Vorstellung, der Aufenthalt der ausländischen Arbeitskräfte sei lediglich vorübergehend, wird sich als Illusion erweisen. Viele holen ihre Angehörigen nach Deutschland – und bleiben



JUGENDLICHE tauchen ein in die neu entstehende Popkultur, besuchen etwa Konzerte internationaler Stars, die nun oft auch im Ruhrgebiet gastieren – hier Fans der britischen Band The Rolling Stones am Tag eines Auftritts in Essen, 1965

FESTE werden in Wirtschaftswunderzeiten ebenfalls üppiger und ausschweifender – behalten aber zugleich eine traditionelle Bodenständigkeit (private Karnevalsfeier, 1961)



IM FUSSBALL-BEGEISTERTEN Revier spielen – wie hier 1955 – auch besonders viele Frauen. Trotz verbreiteter Kritik und Verbot vom konservativen DFB

Mehr Zeit, mehr Freude

Durch Mitbestimmung in den Betrieben wächst die Macht der Arbeiterinnen und Arbeiter – und schrumpft, durch erstrittene kürzere Schichten, der Raum, den Arbeit im Leben einnimmt. So bleibt mehr Muße für Aktivitäten alter und ganz neuer Art



DAS TAUBENZÜCHTEN, bereits seit dem 19. Jahrhundert bei Bergleuten verbreitet, ist auch nach 1945 äußerst beliebt (Brieftaubenstart in Essen, 1965)

IM AUSSEN-
BEREICH eines
Gelsenkirchener
Kindergartens
spielen Mitte der
1950er Jahre
Jungen und Mäd-
chen. Nach den
Entbehrungen im
vorangegangenen
Jahrzehnt ver-
läuft die Kindheit
im Ruhrgebiet nun
unbeschwerter



Der Glanz des Neuen

Lange Zeit vor allem Inbegriff industrieller Kraft, erlangt das Ruhrgebiet im Nachkriegsboom zudem den Nimbus von Modernität. Städte und Gemeinden investieren in kühne Architekturprojekte und fördern Künste von internationalem Rang ♦



IM LICHT von Neonreklamen und Schaufensterbeleuchtung erstrahlt die Bahnhofstraße von Gelsenkirchen. Viele Innenstädte im Revier entstehen zu großen Teilen neu – meist im zeitüblichen Stil kühler Funktionalität

DAS AUTO wird Status- und Fortschrittssymbol in einem. Und auf die Kraftfahrzeuge als Verkehrsmittel richtet sich nun fast alles aus (Gelsenkirchen, 1958)



BESUCHER im Museum Folkwang in Essen. 1960 öffnet der radikal zeitgemäße Neubau, als Tempel für moderne Kunst

LEBENSADDER: Ausgebaut auf vier Spuren samt Straßenbahnstrecke, hebt der Ruhrschnellweg, Verbindung vieler wichtiger Städte, die Infrastruktur des Ruhrgebiets auf neue Höhen (Foto um 1960)




1962

Umweltzerstörung

SM


DER AUSSTOSS unzähliger Fabriken verdunkelt die Luft im Ruhrgebiet. Das enthaltene Schwefeldioxid lässt Pflanzen verkümmern und kann schwere Krankheiten auslösen (Straße in Oberhausen, 1961)



OO G

Gift liegt in der Luft

Aufschwung und Arbeit verheißt der Qualm, den die Schloten zwischen Ruhr und Lippe nach dem Zweiten Weltkrieg gen Himmel schicken. Dass die Abgase und Abfälle aus Zechen, Hüttenwerken und Chemiefabriken längst zur Gefahr für Mensch und Natur geworden sind, nimmt die vom Wirtschaftswunder berauschte Republik in Kauf – bis sich Anfang Dezember 1962 eine tödliche Dunstglocke über das Ruhrgebiet legt. Und tagelang nicht mehr weicht



BEI BESTIMMTEN WETTERLAGEN können die Industrieabgase wie hier in Gelsenkirchen nicht abziehen, »Smog« entsteht. Meist löst Wind den giftigen Nebel rasch wieder auf – nicht aber im Winter 1962

DUNKLER STAUB überzieht im Dezember 1962 ein Auto im Ruhrgebiet. Gefährlicher noch ist das Schwefeldioxid, das die Menschen mit der Smogluft einatmen

TEXT: Frederik Seeler

Einer der Ersten, der bemerkt, dass etwas nicht stimmt, ist der Wäschereimeister Holl aus Gelsenkirchen. Als er die frischen Laken in seinem Betrieb betrachtet, fallen ihm fleckige Stellen auf. Er kontrolliert die Maschinen auf Verunreinigungen, wäscht und schleudert die Textilien erneut. Wieder erscheinen die rätselhaften Flecken.

Holl startet ein Experiment. Er spannt ein weißes Tuch in seiner Waschstube nahe dem Eingang auf. Schnell ist auch dessen Stoff von schwarzgrauen

Flecken überzogen. Holl begreift: Der Dreck liegt in der Luft – und er kommt von draußen.

Die Laken des Wäschereimeisters Holl sind wie Seismografen kommenden Unheils. Noch ist der Dezemberhimmel hell und klar. Wenig später aber, am Nachmittag, senkt sich dichter Nebel über die Häuser und Straßen des Ruhrgebiets. Grauer, schwarzer, rotbrauner Staub bleibt an Motorhauben und Windschutzscheiben haften. Die Menschen auf der Straße riechen eine scharfe schweflige Note. Sie husten, blicken aus tränenden Augen, haben Kopfschmerzen.

In Essen rast ein LKW-Fahrer wegen der schlechten Sicht die Böschung eines Kanals hinunter. Er überlebt – aber der Nebel holt sich bald seine ersten Opfer. Ein Baby in Dortmund bekommt draußen plötzlich keine Luft mehr. Die Eltern müssen mit ansehen, wie ihr Kind erstickt.

So beginnt am 4. Dezember 1962 eine der schlimmsten Umweltkatastrophen der deutschen Nachkriegszeit. Ein Phänomen namens „Smog“, ausgelöst durch eine besondere Wetterlage, nimmt den Bewohnern die Atemluft.

Es ist, als räche sich die Natur. Denn in kaum einer anderen Region Europas haben Menschen über Generationen der Umwelt derart zugesetzt wie im Ruhrgebiet, haben Böden aufgerissen, Flüsse verdreckt, die Atmosphäre vergiftet. Die Folgen von mehr als einem Jahrhundert Industrialisierung sind längst nicht mehr zu übersehen. Doch erst Katastrophen wie die Smogkrise im Dezember 1962 werden das Bewusstsein der Menschen entscheidend ändern – und die Politik der Bundesrepublik Deutschland.

Noch Anfang des 19. Jahrhunderts ist die Gegend nördlich der Ruhr bekannt für grüne Wiesen, Kornfelder und satte Buchenwälder, mancherorts erstrecken sich fast unberührte Heide- und Sandflächen. Am Fluss Emscher grasen Wildpferde. Mitte des Jahrhunderts jedoch nimmt die industrielle Entwicklung massiv Tempo auf: Arbeiter holzen Bäume ab, um Platz zu schaffen für Fabriken, Kohlereviere und die Gleise der Eisenbahnen. Bergarbeiter graben Schächte und Strecken immer tiefer und weiter in die Erde. Vielerorts sackt die Landschaft ab, in den Senken stauen sich Bäche zu Tümpeln und modrigen Sümpfen.

Bergwerke pumpen salzhaltiges Grubenwasser in die Flüsse, Fabriken leiten Chemikalien ein, dazu gerät

massenhaft schwärzlicher Schlamm in die Gewässer, der entsteht, wenn die Kohle von Verunreinigungen befreit wird. 1875 schreibt das „Recklinghäuser Wochenblatt“ über die Emscher: „Unser einst so klares Flüsschen sahen wir dunkelschwarz gefärbt und einen Pestilenzgestank verbreitend. Fische, Krebse, Frösche verenden in dem vergifteten Flusse.“

Aber auch die Luft im Ruhrgebiet stinkt. Der von Ruß, Flugasche und Feinstaub durchsetzte Qualm von unzähligen großen Kohlenfeuern zieht umher. Sie erhitzen die Dampfkessel in den Zechen und Fabriken, die Hochöfen der Stahlwerke. Durch die Verbrennung der Kohle entweicht auch das Gas Schwefeldioxid – und verpestet ebenfalls die Atemluft jener Hunderttausende Menschen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach Arbeit ins Ruhrgebiet ziehen und deren Wohnhäuser oft neben den Fabriken und Zechen stehen.

Besonders viel Schwefeldioxid fällt bei der Zinkgewinnung an. In speziellen Apparaturen rösten die Arbeiter Erze vor der Verhüttung, um den darin enthaltenen Schwefel auszutreiben. Dabei steigen gewaltige Mengen des Schadstoffs auf.

Noch wissen Ärzte wenig über die Gefahren von Schwefeldioxid. Ein staatlicher Fabrikinspektor versichert 1883, die schweflig riechende Substanz in den Abgasen der Zinkhütten sei keineswegs gefährlich beim Einatmen. Sie sei stattdessen „durch ihre desinfizierende Wirkung wohltätig“.

Dass das Gas eine Bedrohung ist, lässt sich allerdings immer häufiger an verkümmerten Pflanzen und Bäumen erkennen. Wenn vermehrt Schwefeldioxid auf Blätter oder Nadeln trifft, werden deren Zellen unwiederbringlich geschädigt, der Stoffwechsel der Gewächse stark beeinträchtigt.

1915 beschäftigt sich das Reichsgericht, die höchste Instanz im Deutschen Kaiserreich, mit der Klage eines Obstbauern bei Herne. In einem jahrelangen Verfahren hat der Landwirt ein Unternehmen auf Schaden-

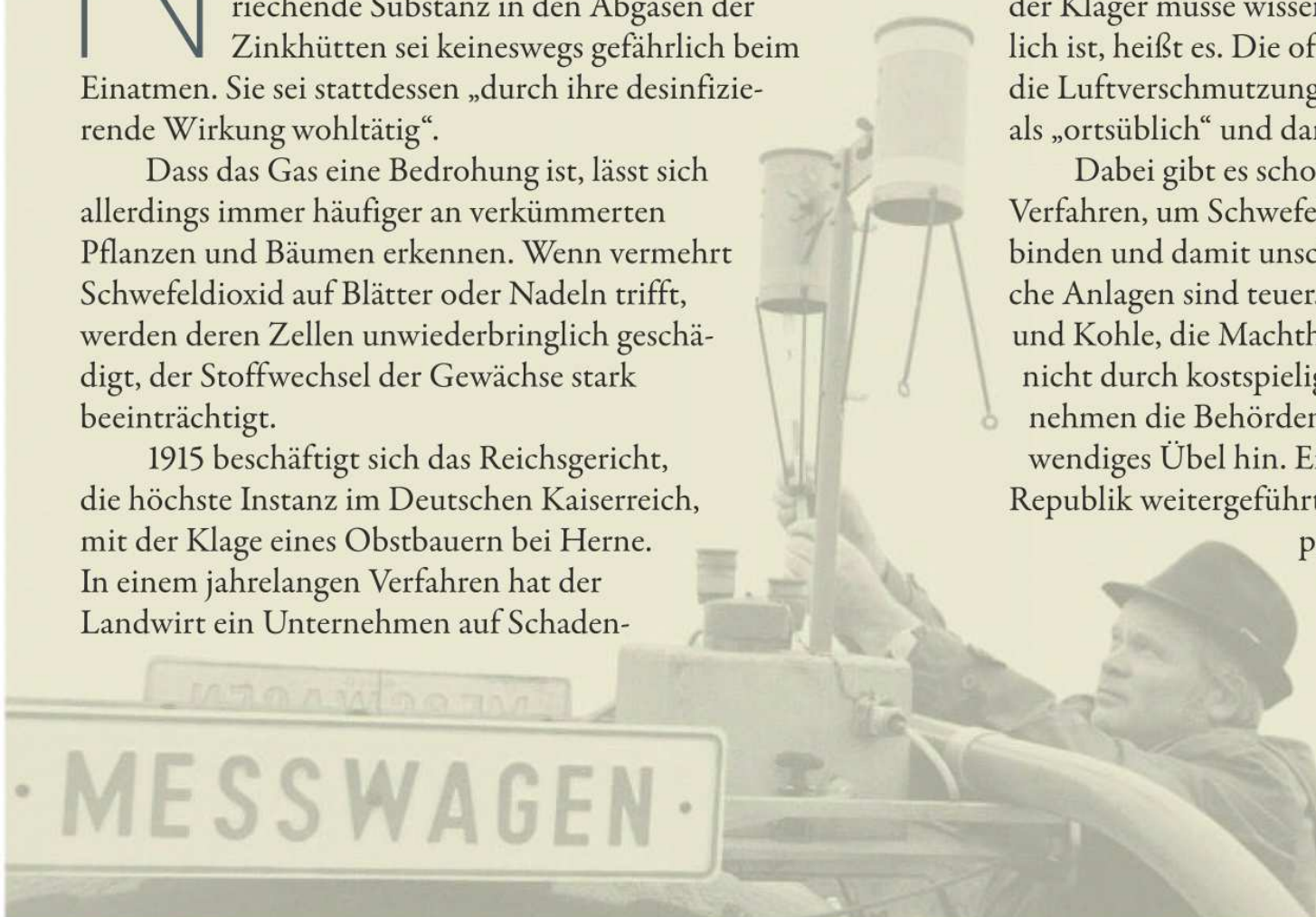
BEREITS 1961 MACHT der SPD-Politiker Willy Brandt die Luftverschmutzung zum Wahlkampfthema: »Der Himmel über dem Ruhrgebiet soll wieder blau werden«, fordert er beim Parteitag in Bonn (unten)



ersatz verklagt, weil dessen Abgase seine Bäume abgetötet hätten. Das Gericht jedoch weist die Klage ab. Die Gärten lägen in einer typischen Industrieregion, der Kläger müsse wissen, dass dort kein Obstbau möglich ist, heißt es. Die offiziellen Instanzen erkennen die Luftverschmutzung damit zwar an – stufen sie aber als „ortsüblich“ und damit als zumutbar ein.

Dabei gibt es schon Anfang des 20. Jahrhunderts Verfahren, um Schwefeldioxid mithilfe von Kalk zu binden und damit unschädlich zu machen. Doch solche Anlagen sind teuer. Das Kaiserreich braucht Stahl und Kohle, die Machthaber wollen die Produktion nicht durch kostspielige Auflagen erschweren, und so nehmen die Behörden die vergiftete Luft als ein notwendiges Übel hin. Eine Politik, die in der Weimarer Republik weitergeführt wird. Auch der NS-Staat propagiert in den 1930er Jahren, dass die Industrie ihre „Pflicht gegen Staat und Volk“ nur

NACH DER SMOGKRISE werden in Nordrhein-Westfalen Auflagen zum Schutz der Luft erlassen (Messung von Luftschadstoffen in Castrop-Rauxel)



DIE GESAMTE NATUR der Region ist gezeichnet: Ein Baumgerippe ragt aus einem Tümpel auf, der infolge des Bergbaus durch Erdabsackungen entstanden ist

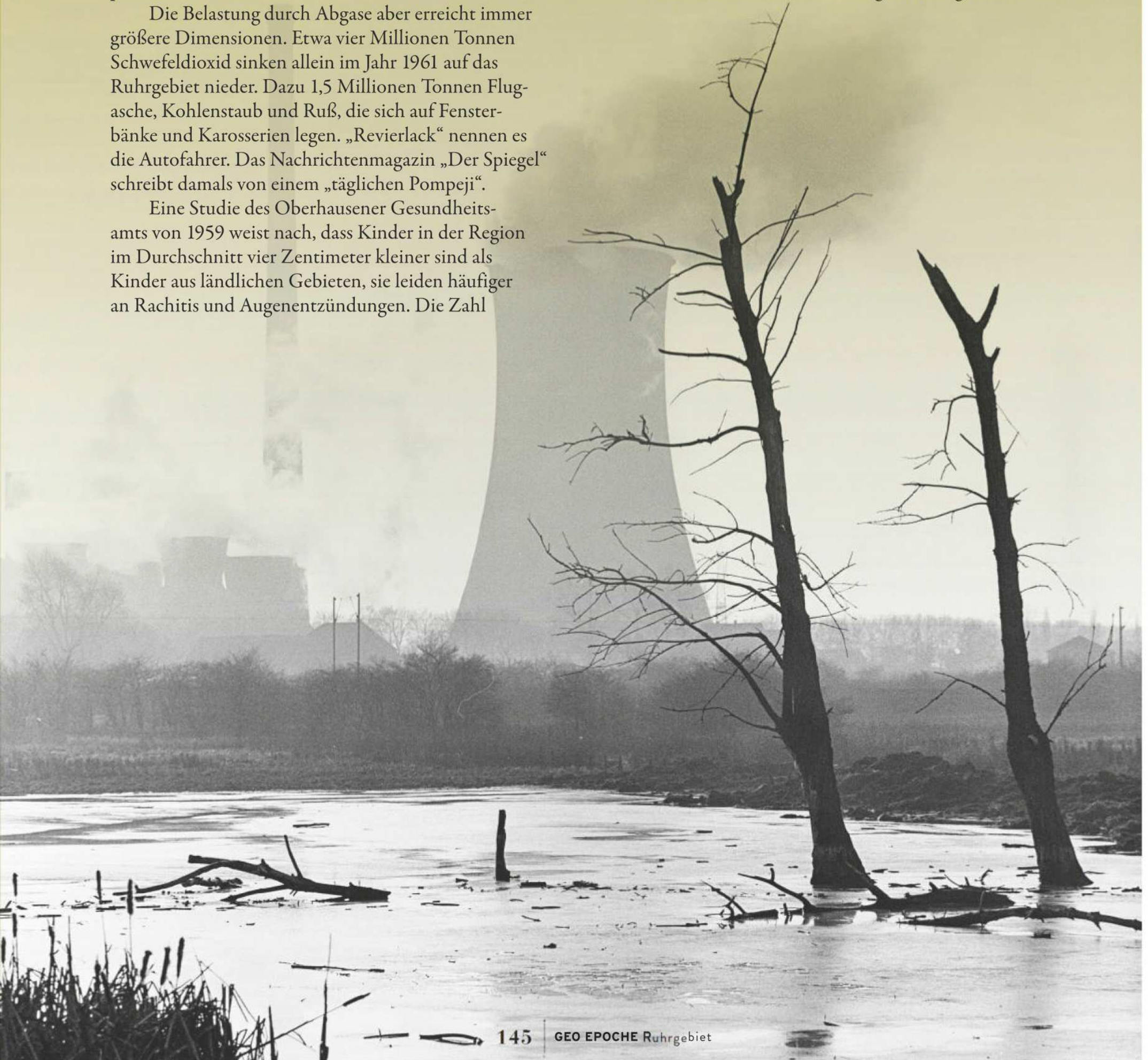
ohne teure Auflagen erfüllen könne. Und nach dem Zweiten Weltkrieg freuen sich die meisten Menschen, als wieder schwarzer Qualm über vielen Zechen und Fabriken aufsteigt. Die rauchenden Schornsteine sind Symbole des Aufschwungs, versprechen Arbeitsplätze und Wohlstand.

Die Belastung durch Abgase aber erreicht immer größere Dimensionen. Etwa vier Millionen Tonnen Schwefeldioxid sinken allein im Jahr 1961 auf das Ruhrgebiet nieder. Dazu 1,5 Millionen Tonnen Flugasche, Kohlenstaub und Ruß, die sich auf Fensterbänke und Karosserien legen. „Revierlack“ nennen es die Autofahrer. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ schreibt damals von einem „täglichen Pompeji“.

Eine Studie des Oberhausener Gesundheitsamts von 1959 weist nach, dass Kinder in der Region im Durchschnitt vier Zentimeter kleiner sind als Kinder aus ländlichen Gebieten, sie leiden häufiger an Rachitis und Augenentzündungen. Die Zahl

von Erwachsenen mit Lungenkrebs hat sich in den 1950er Jahren fast verdoppelt.

1961 tritt der 47-jährige SPD-Politiker Willy Brandt an, um Bundeskanzler zu werden. Als er sein Wahlprogramm in Bonn vorstellt, spricht er auch über die Luftverschmutzung im Ruhrgebiet: Es sei



IN DEN 1970ER JAHREN verbessert sich die Luftqualität in der Region, auch weil die Kontrollen schärfer werden. Dieses Gerät misst per Laserstrahl die Belastung durch Rauch und Gase

bestürzend, wie die Gesundheit der Menschen vernachlässigt werde, sagt er. Dann ruft er in den Saal: „Der Himmel über dem Ruhrgebiet muss wieder blau werden!“ Die CDU gewinnt die Wahl. Aber in vielen Städten der Region holt die SPD fast 50 Prozent der Zweitstimmen.

Wenn das Wetter umschlägt, kann die Bedrohung besonders groß werden. Im Winter schieben sich manchmal warme Luftmassen über die kühleren Luftschichten am Boden und riegeln diese förmlich ab. Meteorologen sprechen von einer „Inversionswetterlage“. Oft entsteht dabei Nebel, Abgase bleiben dann im Dunst hängen. Vor allem in London kennen die Menschen das tückische Phänomen und haben ihm bereits Jahrzehnte zuvor einen Namen gegeben: „Smog“, gebildet aus den englischen Wörtern *smoke* (Rauch) und *fog* (Nebel).

Ein Arzt aus Essen hat schon 1912 vom „Londoner Nebel“ berichtet, der die Menschen in seiner Heimat plage. Doch meist löst sich der Dunst in Westdeutschland nach einigen Stunden wieder

LITERATURTIPP

FRANZ-JOSEF
BRÜGGEMEIER UND
THOMAS ROMMELSPACHER

»Blauer Himmel über der Ruhr«

Erzählt die Geschichte der Umwelt im Ruhrgebiet, von der Zerstörung der Natur durch die Industrialisierung bis zu ihrer Erholung im späten 20. Jahrhundert (Klartext).



Lesen Sie auch

»Chemie-Industrie: Die Giftmacher«

(aus GEOEPOCHE Nr. 30) über
die Umweltverschmutzung
im späten 19. Jahrhundert auf
www.geo-epoche.de

auf, etwa indem Wind die Inversionsschicht durchbricht.

Nicht so Anfang Dezember 1962. Als diesmal Nebel das Ruhrgebiet einhüllt, verharren die Abgase in den unteren Luftschichten. Kein Wind, fast fünf Tage lang. Einzelne Messstationen melden 25-fach erhöhte Schwefeldioxidwerte. Die Mitarbeiter am Hygieneinstitut in Gelsenkirchen, verantwortlich für Schadstoffmessungen, sprechen von einer „meteorologischen Katastrophe“.

Die Luft ist buchstäblich giftig. Das Schwefeldioxid reagiert mit der Feuchtigkeit im Nebel, oxidiert zu aggressiver Schwefelsäure. Die Menschen atmen sie ein, leiden an Bronchitis, Kopfschmerzen und Herzbeschwerden. In den Augen greift sie die Bindehaut an und löst schwere Entzündungen aus.

Schon kurz nach Beginn der Smogkrise stehen die Leute in Schlangen vor Arztpraxen, nicht wenige Einwohner kollabieren. Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen rät Alten und Kranken, im Haus zu bleiben. Erst am 7. Dezember, nach vier Tagen, kommt der ersehnte Wind auf. Und langsam löst sich die Nebelglocke.



DIE PROBLEME im Ruhrgebiet forcieren die Entstehung einer breiten Umweltbewegung in Deutschland. 1983 zieht die Partei »Die Grünen« erstmals in den Bundestag ein



In den darauffolgenden Tagen übt sich die Landesregierung vor allem in Beschwichtigung. Todesopfer? Gebe es nicht. Doch der Leiter des Gesundheitsamts in Duisburg vermutet eine erhöhte Sterblichkeit und kündigt an, Totenscheine zu überprüfen. Später stellt sich heraus: Mehr als 150 Menschen sind infolge des Smogs gestorben.

Der politische Druck steigt. Der Arbeitsminister von Nordrhein-Westfalen kündigt im Fernsehen Abhilfe an. Ein verbesserter Wetterdienst soll Alarm bei gefährlichen Luftwerten auslösen und so die Bürger warnen. Die Landesregierung beginnt zudem damit, eine spezielle Verordnung auszuarbeiten. Im Falle von Smog sollen Fahrverbote für Autos gelten. Für die Industrie plant die Landesregierung vor allem: höhere Schornsteine. Bis zu 300 Meter sollen sie in den Himmel ragen und Abgase über mögliche Nebelschichten hinausleiten.

Doch als die Smog-Verordnung zwei Jahre später endlich in Kraft tritt und die Schorn-

steine wachsen, zeigt sich, dass dadurch aus einer regionalen Misere eine internationale wird: Schwefeldioxid steigt nun deutlich höher in die Atmosphäre, löst sich in den Tröpfchen der Wolken auf und zieht, zu Schwefelsäure oxidiert, über den Kontinent. Selbst in Schweden, 1000 Kilometer entfernt, regnet es bald Säure aus dem Ruhrgebiet.

In Deutschland wird unterdessen immer mehr Menschen klar, dass Naturverschmutzung auch sie bedroht. Das Fernsehen berichtet um 1970 von havarierten Öltankern, deren auslaufende Fracht die Meere verseucht, davon, wie der Baustoff Asbest und das Insektizid DDT Lebewesen schädigen. Selbst die Illustrierte »Bunte« warnt: »Wir rotten uns selber aus. Unsere Umwelt ist vergiftet.«

Der inzwischen doch zum Bundeskanzler gewählte Willy Brandt und sein sozialliberales Kabinett versprechen ein Sofortprogramm für »Umweltschutz« – ein neuer Begriff, der ein neues Bewusstsein spiegelt. Die Bundesregierung definiert in den folgenden Jahren Grenzwerte für Luft- und Wasserverschmutzung, reduziert per Gesetz den Bleigehalt im Benzin.

Doch 1975 erlahmt der Reformwille. Die globale Ölkrise belastet die Wirtschaft. Ökonomisches Wachstum hat Vorrang. Wieder einmal. Aber große Teile der Bevölkerung wollen diese Politik nicht mehr mittragen.

1983 zieht auch deswegen eine weit kompromisslosere Partei in den Bundestag ein: »Die Grünen« betonen die gegenseitige Abhängigkeit von Mensch und Natur. »Wenn die Bäume sterben, wird auch der Mensch nicht leben«, steht in ihrem Wahlprogramm.

Zumindest im Ruhrgebiet kommt allmählich die Wende. Zwar gibt es in den 1970er und 1980er Jahren mehrere Fälle von Smogalarm, aber die Luftqualität verbessert sich. Filteranlagen reduzieren den Ausstoß von Schwefeldioxid. Entscheidend ist jedoch etwas anderes. Der Strukturwandel zwingt immer mehr Zechen und Stahlwerke dazu, zu schließen.

Und wie in den Anfängen zeigt sich, wie eng das Schicksal von Industrie und Natur verwoben ist. Erst als viele Unternehmen ihre Maschinen für immer abstellen, erfüllt sich Willy Brandts Versprechen: Der Himmel über dem Ruhrgebiet wird wieder blau. ◇

IN KÜRZE

Lange Zeit unternehmen Politik und Wirtschaft wenig gegen die zunehmende industrielle Luft- und Wasserverschmutzung im Ruhrgebiet. Erst nach Katastrophen wie einer mehr als 150 Todesopfer fordernden Smogkrise Ende 1962 entsteht in Deutschland ein breites Bewusstsein für die Belastungen der Umwelt und die Notwendigkeit ihres Schutzes.

Auf den Spuren der Vergangenheit

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 72,- € lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!



GEO EPOCHE-Bestseller

- Zwei besonders beliebte GEO EPOCHE-Ausgaben
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts
- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat

Ohne Zuzahlung

Prämie
zur Wahl!



Amazon.de-Gutschein, Wert: 10,- €

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
- Riesige Auswahl, täglich neue Angebote
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.

Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 72,- € (inkl. MwSt. und Versand) oder 6 Ausgaben GEO EPOCHE inkl. digitaler Ausgaben + DVD für zzt. nur 117,- € (inkl. MwSt. und Versand) – ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Als Student lesen mit 40 % Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Anbieter des Abonnements ist Gruner+Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



oder



+



6x GEO EPOCHE
portofrei nach Hause

Danach jederzeit
kündbar

DVD auf Wunsch zu
jedem Heft

Inkl. digitaler Ausgabe

> Zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



Asia-Messerset „Taki“

- 3 Messer im japanischen Stil
- Für Fisch, Fleisch oder Gemüse
- In dekorativer Geschenkbox

Zuzahlung: nur 1,- €



Buch „Der lange Atem der Bäume“

- Das neue Buch von Peter Wohlleben
- Zum Staunen, faszinierend, dabei aber gleichzeitig scharf und kritisch
- Gebunden, 256 Seiten

Ohne Zuzahlung

www.geo-epoche.de/abo | +49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben: ohne DVD selbst lesen **183 3806**
mit DVD selbst lesen **183 3845**

ohne DVD verschenken **183 3807**
mit DVD verschenken **183 3846**

ohne DVD als Student lesen **183 3808**
mit DVD als Student lesen **183 3847**


1987

Strukturwandel

TAUSENDE KRUPP-ARBEITER

sammeln sich am 2. Dezember 1987 auf einer Duisburger Rheinbrücke – die erste große Aktion eines mehrmonatigen Ringens für den Erhalt ihrer Fabrik



A photograph of a workshop wall. On the left, several tools are hanging: a large metal tongs, a wooden handle, and a metal rod. In the center, a shiny, metallic protective suit hangs vertically. On the right, a dark cap is visible. The background is a dark, textured wall.

DEUTSCHER STAHL ist in den 1980er Jahren nur noch bedingt konkurrenzfähig. Die ersten Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet mussten ihre Schutzanzüge bereits 1972 für immer weghängen

DER LETZTE KAMPF

Ende November 1987 kündigt der Krupp-Konzern die Schließung seines Stahlwerkes in Duisburg-Rheinhausen an. Es ist nicht die erste Hütte im Ruhrgebiet, die vor dem Aus steht. Längst ist die dortige Schwerindustrie im Niedergang begriffen, verschwinden mehr und mehr traditionsreiche Arbeitsplätze. Und obwohl anscheinend weder staatliche Hilfen noch Streiks den »Strukturwandel« aufzuhalten vermögen, entschließen sich die Stahlkocher von Rheinhausen zu kämpfen: nicht allein um ihre Arbeitsplätze, sondern für die Zukunft des Ruhrgebiets

TEXT: Reymor Klüver

ES GIBT IN DER GESCHICHTE AUGENBLICKE, in denen der Gang der Ereignisse eine plötzliche Wendung nimmt. So ein Moment ist es, als Helmut Laakmann im alten Walzwerk der Firma Krupp in Duisburg-Rheinhausen vor die Mikrofone tritt. Die Luft in der Produktionshalle scheint zu kochen. Nicht vom glühenden Stahl, der hier geformt wird, sondern von Zorn und Entrüstung der 10 000 Menschen, die sich am 30. November 1987 versammelt haben. Die Reihen dicht geschlossen, viele mit den weißen Schutzhelmen der Metallarbeiter, Männer und ein paar Frauen, deren Väter und Großväter, ja sogar Urgroßväter hier schon gearbeitet haben.

Laakmann ist einer der ihnen, als sechster Schmelzer hat er angefangen, musste, am unteren Ende der Hierarchie, ganz vorn im glänzenden, feuerfesten Spezialanzug am Hochofen stehen. Nun ist er mit Ende 30 Abteilungsleiter, einer, der sich trotz seiner schwächlichen Gestalt so leicht nicht zur Seite schieben lässt – und einer, der nicht vergessen hat, dass er als einfacher Arbeiter begonnen hat. Er hat den Betriebsrat gebeten, auch etwas sagen zu dürfen.

Laakmann, schnauzbärtig, auf dem Kopf ein alter silbriger Schutzhelm, hält kein Manuskript in der Hand, nur ab und zu scheint er auf einen kleinen Notizzettel zu schauen. Die Worte brechen eher aus ihm heraus. „Es kann doch nicht sein“, setzt er an, „dass eine kleine Clique, eine kleine Mafia, mit den Menschen in diesem Lande macht, was sie will.“ Die Zuhörer in der Halle beginnen zu johlen.

Vier Tage zuvor war die schockierende Nachricht gekommen: Der Krupp-Konzern, zweitgrößter Stahlproduzent der Bundesrepublik, will seine Duisburger Stahlhütte auf der linken Rheinseite schließen. Etwa 6000 Arbeitsplätze – in akuter Gefahr. Im September hatte der forsche neue Vorstandschef der Stahlsparte des Konzerns, Gerhard Cromme, angekündigt, 2000 Stellen zu streichen; Betriebsrat und Gewerkschaften hatten ihm damals lediglich die Zusage abgetrotzt, dass die Rheinhausener Hochöfen weiter produzieren können. Gut zwei Monate später ist auch diese Vereinbarung nichts mehr wert.

Immerhin: Cromme ist selbst gekommen, um seinen Entschluss bei der Betriebsversammlung im Walzwerk zu verteidigen. Eier und Orangen haben die aufgebrachten Kruppianer nach ihrem obersten Boss geworfen, „Lügner, Lügner, Lügner“ gerufen. Aber Cromme hat keine Zugeständnisse gemacht. Und als die Vertreter von Betriebsrat und Gewerkschaft in ihren Reden anschließend den allgemeinen Niedergang von Kohle und Stahl im Ruhrgebiet beklagen und die nachteilige Quotenregelung für die Produktion innerhalb der Europäischen Gemeinschaft, wenden sich die Ersten schon zum Gehen, enttäuscht und resigniert.

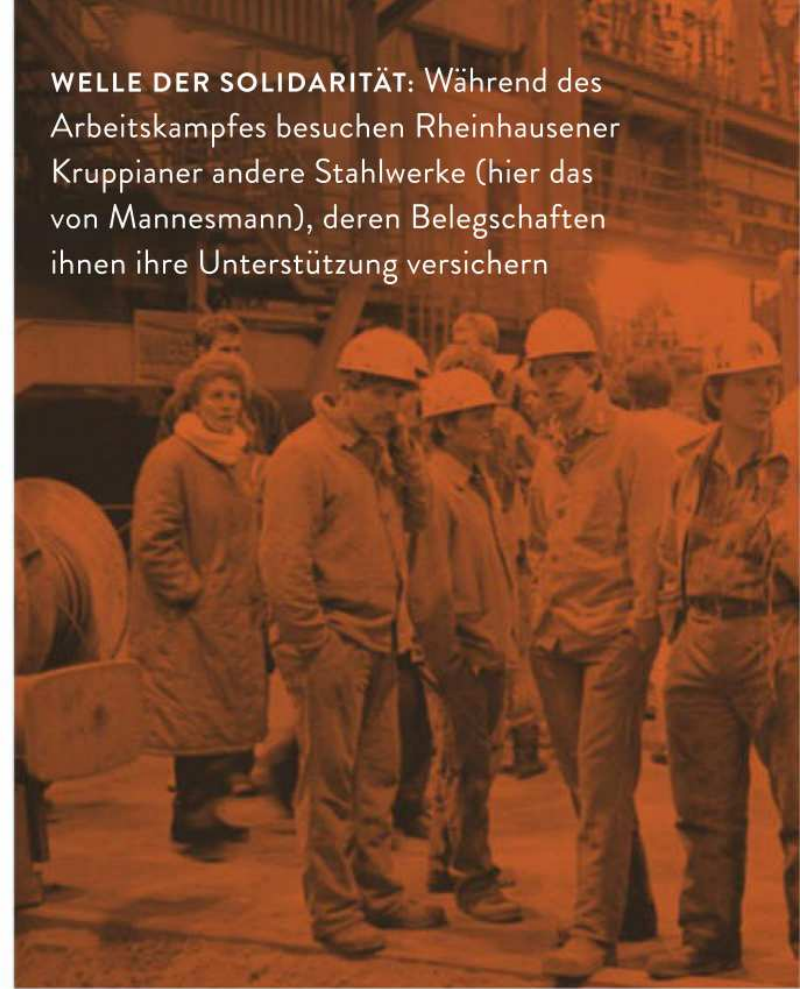
Doch dann geht Laakmann an die Mikrofone.

„Krupp'sche Arbeiter“, ruft er nun, „wir in Rheinhausen lassen uns nicht verscherbeln.“ Ein Tosen. Zustimmung. Plötzlich will keiner mehr nach Hause. „Das könnte in Zukunft unsere Parole sein: Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

Es sind kraftvolle Sätze, die Laakmann ausspricht, wieder und wieder saust der ausgestreckte Zeigefinger seiner linken Hand auf und nieder: „Nehmt jetzt diese historische Stunde wahr, um endlich auszufechten, was wir ausfechten müssen, für unsere Familien, unsere Kinder, für die Menschen in diesem Lande, für die Städte.“ Als er nach 15 Minuten seine Rede mit „Glück auf!“ beendet, dem traditionellen Gruß der Kumpel, hat sich die Stimmung gedreht.

Die Krupp-Arbeiter von Rheinhausen werden kämpfen. Um ihre Arbeitsplätze. Um ihre Stahlhütte. Um ihre Stadt und, unausgesprochen, auch um ihre Art zu leben. Es ist der Auftakt zu einem der härtesten Arbeitskämpfe in

WELLE DER SOLIDARITÄT: Während des Arbeitskampfes besuchen Rheinhausener Kruppianer andere Stahlwerke (hier das von Mannesmann), deren Belegschaften ihnen ihre Unterstützung versichern



der Geschichte der alten Bundesrepublik. Ein Arbeitskampf, der wie kein Zweiter den geradezu verzweifelten Versuch markiert, sich dem Ende der Schwerindustrie im Ruhrgebiet entgegenzustemmen, dem anscheinend unaufhaltsamen Niedergang des alten industriellen Herzen Deutschlands.

Dem alles verändernden „Strukturwandel“.

Gut 30 Jahre zuvor steht die Schwerindustrie im Ruhrgebiet in ihrem Zenit. Hier wird die Kohle gefördert, der Stahl produziert, den die Bundesrepublik für den Wiederaufbau nach den katastrophalen Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges so dringend braucht. In den 1950er Jahren arbeiten mehr als eine halbe Million Menschen auf den Zechen, mehr als 200 000 in den Stahlhütten. Kaum je war der Ausstoß, die Produktivität der Industrien größer. Ein Boom, der fast magisch wirkt. Derart glanzvoll und mächtig, dass ein Ende schwer vorstellbar ist.

Und so treffen die ersten düsteren Vorzeichen die Region weitgehend unvorbereitet: Auf den Halden türmt sich Ende des Jahrzehnts auf einmal Kohle, die keine Abnehmer findet. 1958 werden in zahlreichen Bergwer-



KRUPP-STAHLCHEF
Gerhard Cromme
zielt allein auf Rentabil-
ität – und wird
bei den Protesten
zur Hassfigur

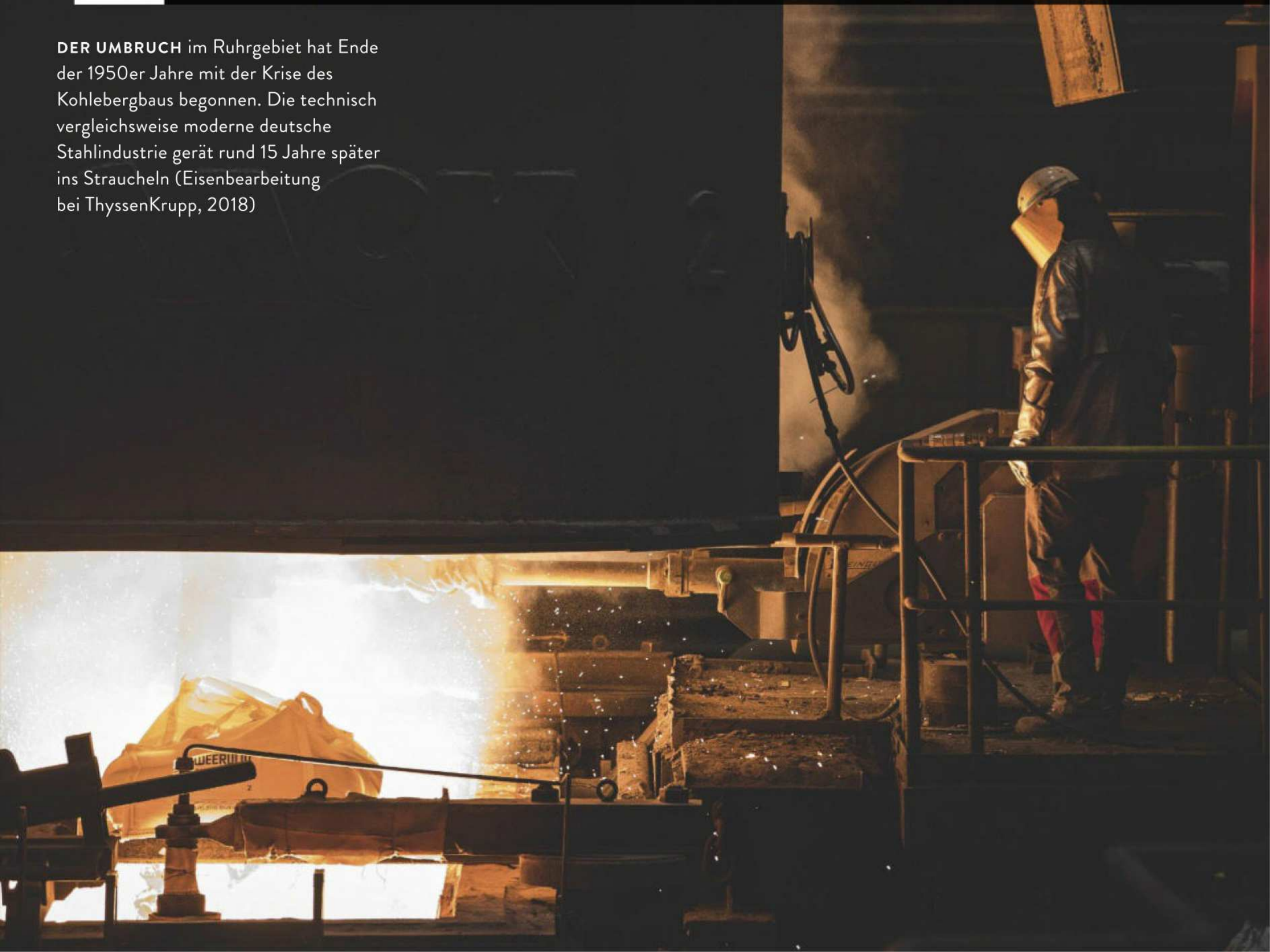


MIT EINER aufwüh-
lenden Rede weckt
der Abteilungsleiter
Helmut Laakmann am
30. November 1987
den Widerstand
der Rheinhausener
Stahlkocher



»WIR LASSEN UNS NICHT VERSCHERBELN«

DER UMBRUCH im Ruhrgebiet hat Ende der 1950er Jahre mit der Krise des Kohlebergbaus begonnen. Die technisch vergleichsweise moderne deutsche Stahlindustrie gerät rund 15 Jahre später ins Straucheln (Eisenbearbeitung bei ThyssenKrupp, 2018)



ken die Kumpel in unbezahlte Feierschichten geschickt; kurz darauf, 1959, muss die erste Schachanlage schließen – in Duisburg.

Die Krise kommt plötzlich und überraschend, aber sie hat nichts mit einem vorübergehenden Konjunkturerinbruch zu tun. Sie ist strukturell bedingt. Zum einen verliert der stets als „schwarzes Gold“ gefeierte Stoff entgegen vieler damaliger Prognosen als zentraler Energielieferant an Bedeutung. Das Erdöl verdrängt die Kohle zunehmend, denn es ist günstiger und effizienter zu nutzen. Ölheizungen ersetzen Kohleöfen; die Bahn rangiert ihre Dampflok aus, setzt auf den aus Öl gewonnenen Diesel und auf Elektrifizierung der Strecken.

Die Stahlindustrie benötigt weiterhin Kohle für ihre Hochöfen, dank modernerer Produktionstechniken aber immer geringere Mengen. Und dass die deutsche Wirtschaft, nach der ersten, ungestümen Phase des Wiederaufbaus, nun insgesamt langsamer wächst, dämpft ebenfalls die Nachfrage. Zudem gibt es starke internationale Konkurrenz: Sinkende Transportpreise machen Importe aus Amerika bald billiger als in Deutschland geförderte Kohle; der Rohstoff wird in Übersee meist im Tagebau an der Erdoberfläche geborgen, was deutlich günstiger ist als der im deutschen Raum inzwischen übliche Abbau tief unten im Schacht.

So verstetigt sich die Flaute. Bald geht im Revier der ursprünglich aus der Wissenschaft stammende Begriff vom „Strukturwandel“ um. Was er den Menschen vor allem prophezeit: Die gesamte Region wird sich über kurz oder lang radikal verändern.

Es ist eine ungewohnte Erfahrung für die selbstbewussten Kumpel. Ihre harte körperliche Arbeit war seit Beginn der Industrialisierung unerlässlich für Entwicklung und Wohlstand in Deutschland. Nun aber werden sie offenbar nicht mehr gebraucht. Die sogenannte Bergflucht setzt ein. Innerhalb kurzer Zeit verlassen Ende der 1950er und zu Beginn der 1960er Jahre etwa 150 000 Kumpel ihren Job, manche werden entlassen, andere gehen aber auch freiwillig. Noch finden sie im Wirtschaftswunderland leicht neue Arbeitsplätze.

Die Arbeitgeber in Bergbau und Schwerindustrie haben in der Nachkriegszeit ihr herrisches, gewerkschaftsfeindliches Auftreten aus früheren Zeiten weitgehend aufgegeben. Eine neue Form der Zusammenarbeit hat sich etabliert: die

Montanmitbestimmung. Per Bundesgesetz von 1951 geregelt, sitzen Arbeitnehmervertreter bei Bergbau- und Stahlunternehmen in Aufsichtsräten und Vorständen mit am Tisch und sind an den Entscheidungen beteiligt. Der dadurch relativ große Friede zwischen Bossen und Arbeitern hat erfolgreich den rasanten Wiederaufbau Deutschlands abgesichert.

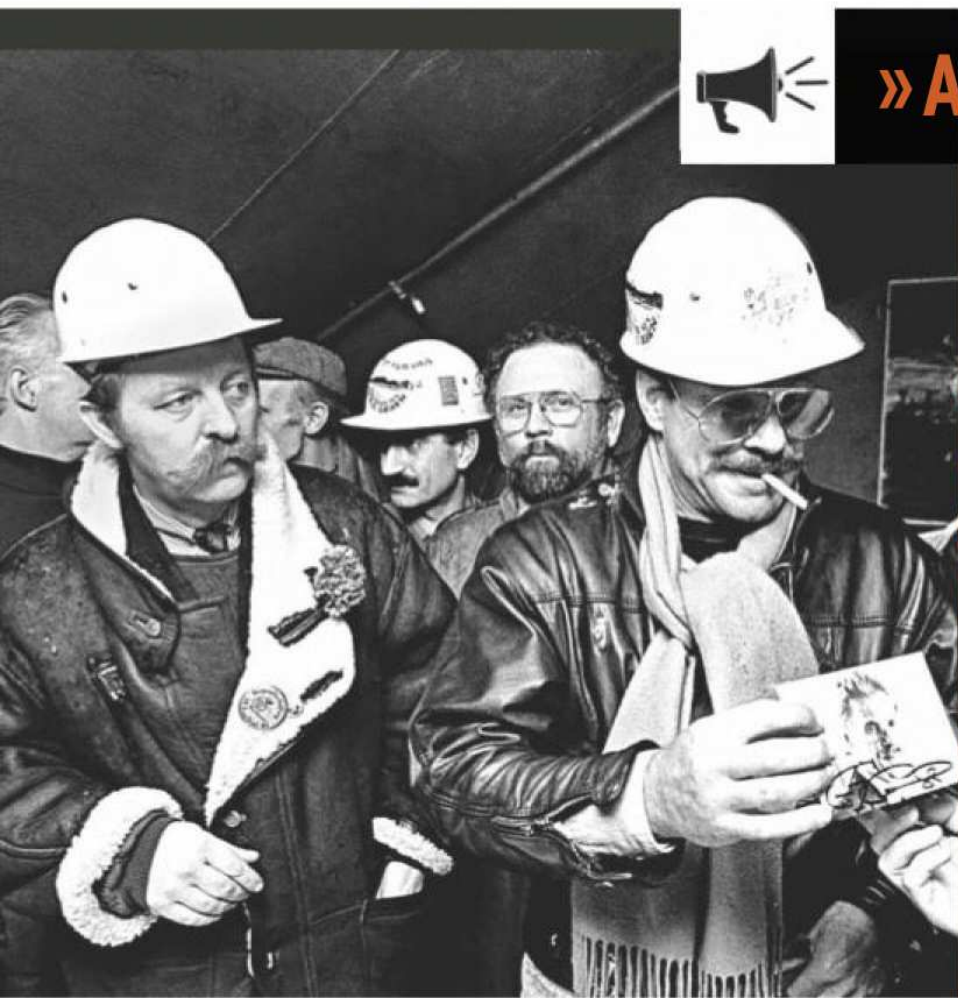
Auch in der Kohlekrise bewährt sich das Modell des Interessenausgleichs zunächst. Zwar beteiligen sich schon 1959 etwa 60 000 Bergleute an einem „Marsch auf Bonn“ – die bis dahin größte Demonstration in der Bundesrepublik –, und 1966 wehen überall an der Ruhr schwarze Fahnen, als die Zeche „Graf Bismarck“ in Gelsenkirchen mit gleich 7000 Arbeitsplätzen stillgelegt wird.

Doch groß angelegte Streiks bleiben aus. Angesichts der sinkenden Absatzzahlen sehen auch die Gewerkschaften immer weniger Perspektiven für die Bergwerke. Stattdessen einigen sie sich mit den Arbeitgebern unter staatlicher Vermittlung auf Sozialpläne für den Arbeitsplatzabbau: Abfindungen, Übergangsgelder bis zum Beginn der Rente, Ausgleich für Lohnausfälle.



»ADVENT, ADVENT, DIE HÜTTE

DAS GESAMTE REVIER steht hinter den Stahlkochern. Künstler geben Benefizkonzerte (rechts), »Tatort«-Kommissar Horst Schimanski alias Götz George (im linken Bild rechts) stattet dem Werk einen medienwirksamen Besuch ab



Ende der 1960er Jahre schließen sich, ebenfalls auf Initiative der Politik, 25 Bergwerksunternehmen zur Ruhrkohle AG zusammen, zu einer Art staatlich gewolltem privaten Monopolbetrieb. In den Gruben des neuen Konzerns werden nun 94 Prozent der Kohle im Revier gefördert. Ziel des Konstrukts: das Schrumpfen der Produktion besser zu koordinieren, dabei wirtschaftlich zu bleiben und Massenentlassungen zu vermeiden. Zugleich fließen enorme staatliche Subventionen. Sieben Milliarden Mark sind es allein zwischen 1966 und 1970, darunter Prämien für die Stilllegung veralteter Anlagen oder Forschungsgelder, etwa um die Automatisierung der Branche voranzutreiben.

Nur: Die Krise des Bergbaus setzt sich trotzdem fort.

Immerhin den Stahl haben sie in der Region aber ja noch. Auch nachdem der große Schwung des deutschen Wiederaufbaus abgeflaut ist, sichert ein andauernder globaler Wirtschaftsboom die Produktion, die Exporte steigen. Im Ruhrgebiet gibt es in der ersten Hälfte der 1970er Jahre 20 selbstständige Hüttenwerke mit zeitweise nicht weniger als 88 Hochöfen, in denen Roheisen und Stahl gewonnen wird. An Rhein und Ruhr sind 1974 rund 225 000 Menschen in der eisenschaffenden Industrie beschäftigt, viele davon in und um Duisburg, der bedeutendsten Stahlstadt der Bundesrepublik.

Etwa im Werk von Rheinhausen, das die Firma Krupp bereits 1886 gegründet hat. Im Zweiten Weltkrieg wird die Hütte weitgehend verschont, entgeht danach einer völligen Demontage und wird modernisiert. 1960 produzieren die Anlagen über zwei Millionen Tonnen Stahl, die Belegschaft erreicht mit 15 688 Beschäftigten ihren Höchststand. Viele Mitarbeiter wohnen in den Krupp'schen Werkssiedlungen, ihre medizinische Versorgung übernimmt das Bertha-Krankenhaus, benannt nach Bertha Krupp von Bohlen und Halbach.

Doch Mitte der 1970er Jahre geraten auch die deutschen Stahlunternehmen in Bedrängnis. Die Gründe sind, zeitverzögert, ähnlich gelagert wie bei der Kohle: Nachfragerückgang und Billigkonkurrenz.

Nachdem die arabischen Erdöl-Förderländer 1973, als Reaktion auf den Nahostkrieg, ihre Lieferungen drastisch reduziert und so den Preis für den inzwischen existenziell wichtigen Rohstoff massiv in die Höhe getrieben haben, bricht

die Wirtschaft weltweit auf Jahre hinaus ein. Stahl, ein Baustoff in vielen Industrien, findet dadurch deutlich weniger Abnehmer.

Hinzu kommt, dass auch das Metall mittlerweile immer stärker auf dem globalen Markt gehandelt wird. Und viele Länder, die bislang Stahl eher importierten, bauen ihre eigenen Produktionskapazitäten aus und entwickeln sich, wie etwa China und Südkorea, zunehmend zu Exporteuren – die zudem günstiger produzieren als deutsche Stahlwerke. Zugleich subventionieren viele europäische Regierungen ihre Stahlindustrie stark. Alles zusammen führt zu einer erheblichen Überproduktion.

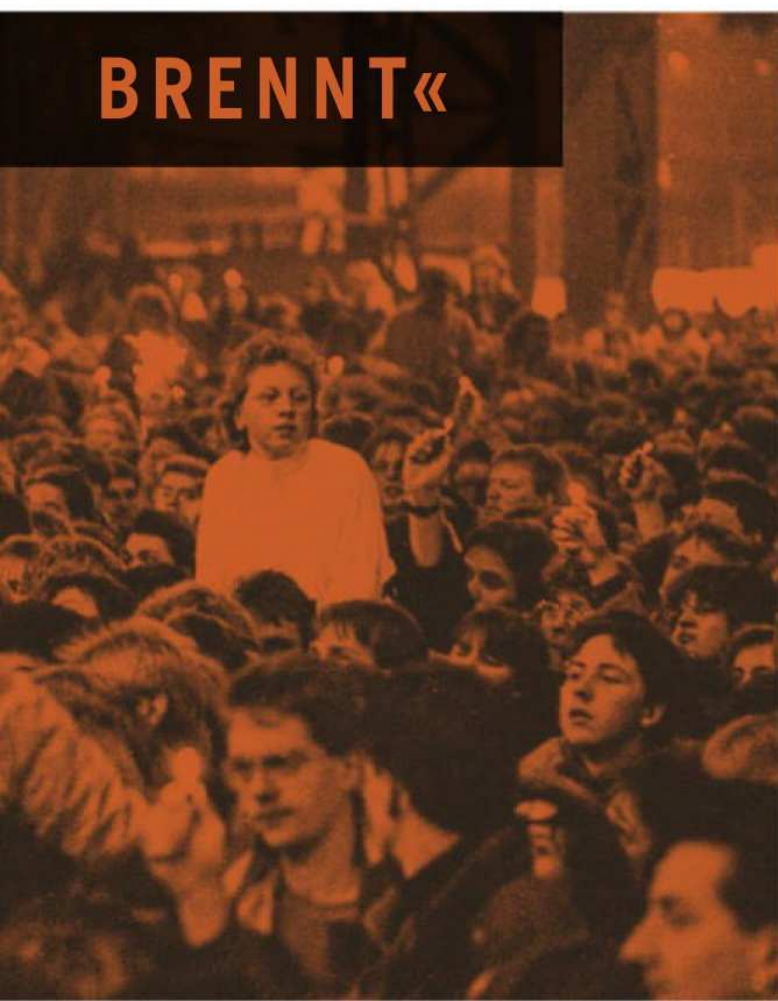
In Westeuropa einigen sich die Stahlunternehmen, unter dem Druck ihrer Regierungen, zunächst, die Produktion zu beschränken, damit alle Firmen überleben können. So sollen Arbeitsplätze erhalten werden.

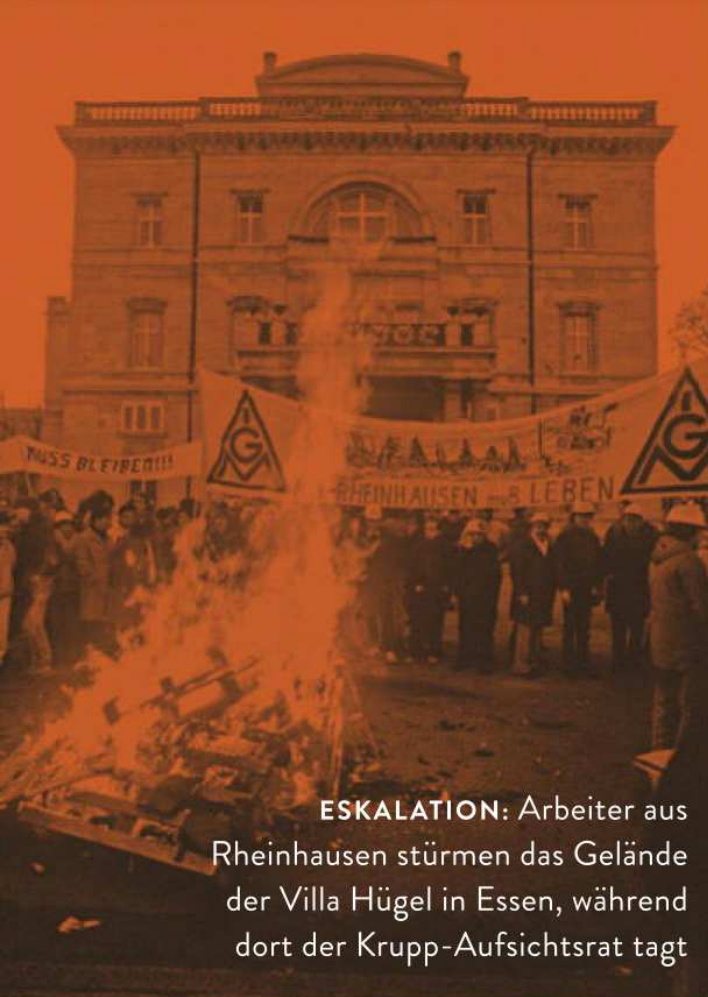
Doch das System benachteiligt die deutsche Stahlindustrie. Die verfügt über vergleichsweise moderne Technik, kann diesen Wettbewerbsvorteil aber nun nicht mehr voll ausnutzen. Veraltete Hochöfen in Großbritannien oder Italien speien weiterhin ebenso glühenden Stahl aus wie die Anlagen im Ruhrgebiet. Die italienische Regierung schießt den einheimischen Betrieben zwischen 1975 und 1985 im Schnitt zudem umgerechnet 124 Mark pro Tonne Stahl zu, in Deutschland sind es dagegen nur 16 Mark. Trotzdem summieren sich die Subventionen für die Branche in der Bundesrepublik in diesem Zeitraum auf mehr als sieben Milliarden Mark (in Italien sind es sogar 32 Milliarden). Und vor allem: Das Ganze löst die Probleme nicht.

Bald schließen die ersten deutschen Fabriken, deren Produktion trotz aller Förderung nicht mehr rentabel ist. 1982 wird das Hüttenwerk „Schalker Verein“ in Gelsenkirchen stillgelegt – einige Monate vor dem geplanten Termin, nachdem der letzte aktive Hochofen explodiert war. 1984 lässt die Firma Thyssen gleich zwei Werke in Duisburg schließen.

Die Gewerkschaften reagieren deutlich alarmierter als noch Jahrzehnte zuvor. Bei jeder Betriebsschließung gehen massenhaft Arbeitsplätze verloren. Und den entlassenen Arbeitern fällt es zusehends schwer, in anderen Branchen neue Jobs zu finden. Die Wirtschaftswunderjahre sind vorbei.

Es gibt Proteste und Demonstrationen auf den Straßen. Im Bonner Kanzleramt treffen sich 1987 Industrievertreter und Gewerkschaften mehrmals zu „Stahlrunden“; an deren





ESKALATION: Arbeiter aus Rheinhausen stürmen das Gelände der Villa Hügel in Essen, während dort der Krupp-Aufsichtsrat tagt

Ende verständigen sich Bundesregierung, Arbeitgeber und die IG Metall immerhin auf 600 Millionen Mark staatlicher Hilfen für Zehntausende Stahlarbeiter, deren Arbeitsplätze in den kommenden Jahren durch die erwarteten Hütten-Stilllegungen wegfallen sollen.

Für viele Arbeitnehmer sind die heftigen Einschnitte in ihrer Branche indes kaum verständlich. Ihre Betriebe sind erst im Laufe der 1970er Jahre umgebaut, modernisiert worden. Warum sollen ausgerechnet sie ihren Arbeitsplatz verlieren?

Tatsächlich aber kann die Konkurrenz in Asien den Stahl weiterhin billiger anbieten. Und es hat in vielen Stahlunternehmen einen Generationenwechsel an der Spitze gegeben. Manager haben sich durchgesetzt, die dem neoliberalen Geist der Zeit folgen: Ausschlaggebend ist das Prinzip der Kapitalrentabilität, für jeden Konzernzweig, für jeden Betrieb. Was sich nicht lohnt, wird abgestoßen.

So befindet sich das Ruhrgebiet Ende der 1980er Jahre im schmerzhaften Griff zweier Krisen. Und das Drama beim Stahl verstärkt das bei der Kohle noch. Sinkt in den Hütten und Hochöfen die Nachfrage nach Koks, gerät auch die Ruhrkohle AG weiter in

Bedrängnis. Jahr um Jahr verliert das Revier so viele Tausend Arbeitsplätze. Die Erwerbslosenquote liegt hier 1987 mit mehr als 15 Prozent weit über dem Bundesdurchschnitt von knapp neun Prozent. Im selben Jahr titelt die Gewerkschaftszeitung „metall“: „Das Ruhrgebiet kämpft um seine Zukunft.“ Aus der einstigen Boom-Region ist endgültig ein schwerer Problemfall geworden.

In diese Atmosphäre platzt am 26. November 1987 die Nachricht von den Schließungsplänen des Krupp-Konzerns für Duisburg-Rheinhausen. In Geheimgesprächen haben sich die Vorstände von Mannesmann und Krupp auf eine Kooperation geeinigt. Beide Firmen unterhalten Stahlwerke in Duisburg. Krupp will sich an der Mannesmann-Hütte beteiligen und den Rohstahl künftig aus diesem Werk auf der anderen Rheinseite beziehen, das so in Zukunft ausgelastet wäre.

Der neue Krupp-Stahlchef Gerhard Cromme, seit gut einem Jahr im Amt, ist ein nüchtern kalkulierender Manager, ein Zahlenmensch. Und er hat nachgerechnet: Die Stahlhütte in Rheinhausen macht monatlich zwischen 15 und 20 Millionen Mark Verlust, eine halbe Million am Tag. Rheinhausen, so sieht es Cromme, muss weg.

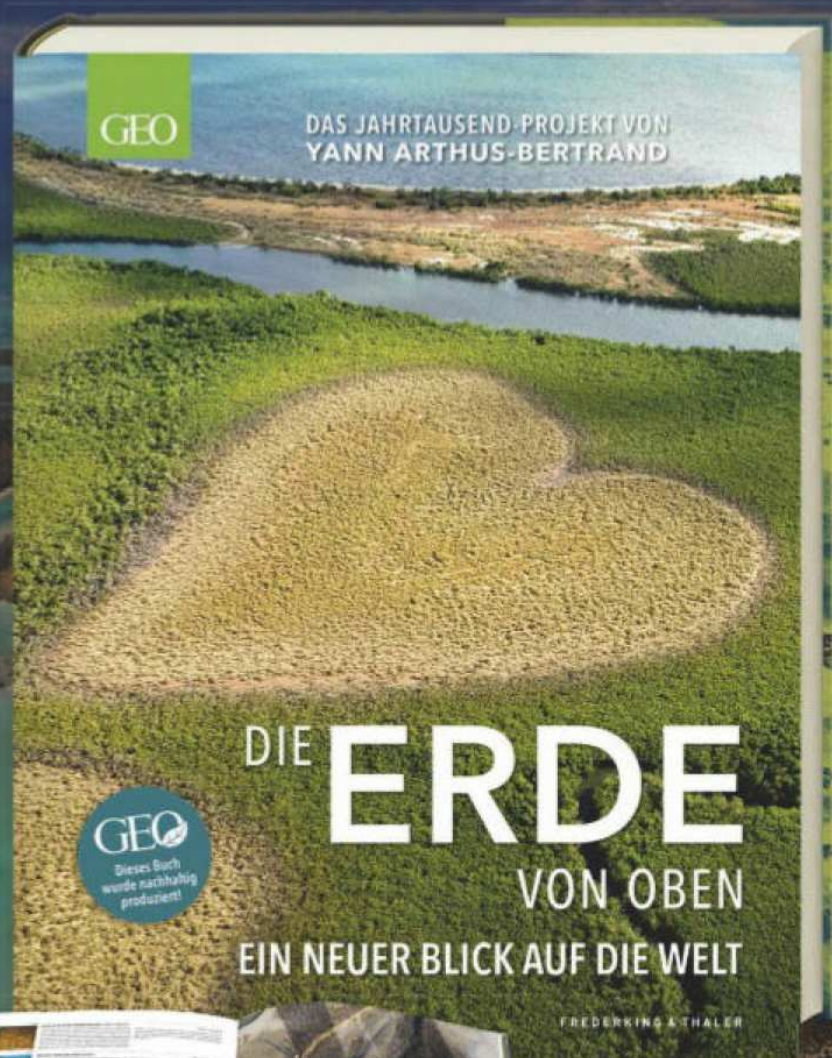
Dabei hat die Belegschaft bereits Opfer gebracht. Ende 1982 war es zu einem achtwöchigen Arbeitskampf gekommen, weil Krupp die Fabrikation im Walzwerk aufgeben wollte, in dem Rohstahl vor allem zu Bahnschienen gefertigt wird. Damals setzten sich Gewerkschaften und Betriebsräte durch: Die Produktion im Walzwerk ging weiter, doch nur, weil die Stellen in Rheinhausen insgesamt von 8500 auf 6000 verringert wurden. Und erst im September hatten die Arbeitervertreter dem neuen „Optimierungskonzept“, das den Abbau auf 4200 Arbeitsplätze und das endgültige Aus für das Walzwerk vorsah, zugestimmt – gegen die Zusage, dass der Standort erhalten bleibt.

Und nun das. „Advent, Advent, die Hütte brennt!“ ist das Gedicht der jungen Frau eines Krupp-Arbeiters überschrieben, dessen Kopien in den folgenden Tagen überall in Rheinhausen auftauchen, in den Fenstern der Geschäfte, in den Schaukästen der Kirchengemeinden, selbst an Schwarzen Brettern im Werk – ein verzweifelter Aufruf zum Widerstand gegen die Schließungspläne.

Am Montag nach deren Bekanntgabe, dem 30. November, findet eine Betriebsversammlung vor 10 000 aufgebrachten Kruppianern und Einwohnern Rheinhausens statt, in der der Betriebsrat die Belegschaft über die Lage informieren will. Die Arbeiter fühlen sich betrogen von ihrer Firma. Es ist diese Versammlung, auf der Helmut Laakmann spricht, nach all den anderen, dem Vorstandschef, den Betriebsräten und den Gewerkschaftsfunktionären – und die aufgestaute Empörung der Belegschaft in Worte fasst. So wird er, der kein Gewerkschafter oder Betriebsrat ist, sondern ein Malocher, der sich hochgearbeitet hat, zu einem der Anführer des Widerstands.

„Das Buch der Geschichte ist jetzt aufgeschlagen“, ruft er seinen Kolleginnen und Kollegen zu, „lasst die Generation, die nach uns kommt, nachlesen, wie man einen Arbeitskampf führt und wie man diesen Vorstand in die Knie zwingt.“

Zwei Tage später besetzen etwa 30 Stahlarbeiter mit Laakmann an der Spitze in den Morgenstunden die Brücke zwischen Rheinhausen und den Duisburger Stadtvierteln auf der rechten Flussseite und blockieren den Verkehr. Spontan sind sie dorthin marschiert, so wie viele ihrer Aktionen in den kommenden Wochen überraschend sein werden. Und symbolgeladen. Die Besetzung des Rheinübergangs, einer wichtigen Verkehrsader Duisburgs, soll versinnbildlichen: Wenn die Hütte nicht mehr läuft, geht nichts mehr in der Stadt.

NEU!

GEO Bildband „DIE ERDE VON OBEN – EIN NEUER BLICK AUF DIE WELT“

Mehr als 4 Millionen Mal verkaufte sich die erste Auflage von „Die Erde von oben“, das große Werk des Fotografen Yann Arthus-Bertrand, weltweit. Nun erscheint der Bestseller erstmals in neuem Format, durchgängig umweltfreundlich gedruckt, mit bisher unveröffentlichten Texten und mehr als 150 neuen Motiven. Mit einem ungewöhnlichen Blick auf unsere einzigartige Erde regt dieses fantastische Porträt aus der Vogelperspektive zur Besinnung und zum Nachdenken an. Eine Welt, die sich im ständigen Wandel befindet, gespiegelt in den großen aktuellen Themen unserer Zeit: Weltbevölkerung, Flucht, Nahrungsknappheit, neue Technologien, verantwortungsvolle Ökonomie, Biodiversität und den engagierten Einsatz der Jugend für den Klimaschutz.

Maße: 22 x 28,5 cm, ca. 432 Seiten

Best.-Nr.: G729350

Preise: 39,90 € (D)/41,10 € (A)/43.90 Fr. (CH)



Dieses Buch wurde ressourcenschonend und umweltfreundlich produziert: keine Materialverschwendung, zertifiziertes Papier, pflanzenbasierte Druckerfarbe, geringe Transportwege, optimierte Produktionsprozesse.

**Dieses Buch
wurde nachhaltig
produziert!**

**Jetzt bestellen unter geoshop.de/evo
oder +49 40 42236427**

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00197)



Der letzte
Kohlenwagen
der Zeche
Rosenblumendelle
aus Flöz Geitling 1,
12. Sohle (915 mtlf.)

Von 1850 bis zum
29.7. 1966 wurden
in den Schächten I und II
46 003 963 t
Kohlen gefördert

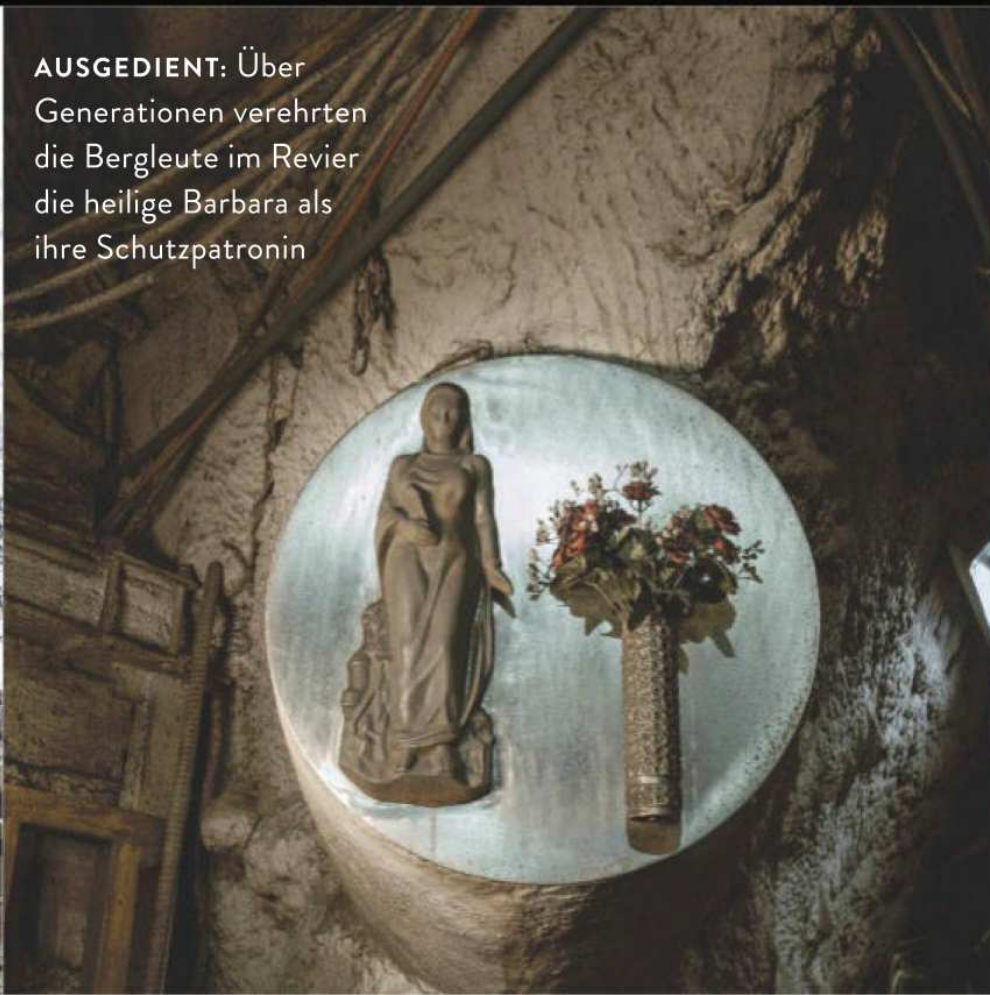
NICHTS KANN den Strukturwandel im Ruhrgebiet aufhalten. Auch der Protest der Rheinhausener Stahlkocher ist schließlich vergebens; den Duisburger Stadtteil trifft die Krise hart (unten, leer stehendes Gebäude in Rheinhausen)



»FÜR UNSERE FAMILIEN, FÜR



AUSGEDIENT: Über Generationen verehrten die Bergleute im Revier die heilige Barbara als ihre Schutzpatronin



DIE STAHLKRISE VERSTÄRKT die Probleme der Montanindustrie noch. Bereits 1966 etwa kommt nach mehr als 100 Jahren Steinkohleabbau das Aus für die Zeche Rosenblumendelle in Mülheim an der Ruhr (links)

Kurze Zeit später sind bereits einige Hundert Menschen auf der Brücke – Krupp-Arbeiter der Frühschicht in Blaumann, mit Sicherheitsstiefeln und Helmen, ihre Angehörigen, Betriebsrentner, die von der Aktion gehört haben und sich ebenso kurz entschlossen einfinden. Bäcker liefern Brötchen, Metzger Kessel mit heißer Suppe, die Betriebsfeuerwehr bringt Kohlenkörbe zum Wärmen. Die Polizei zeigt Verständnis. Es sind die ersten Zeugnisse einer großen Solidarität mit den Rheinhausener Arbeitern, die in den Wochen danach das gesamte Ruhrgebiet erfassen wird. Die ganze Republik nimmt Anteil.

Vorstandschef Cromme wird unterdessen zur Hassfigur: Bei Kundgebungen verbrennen die Anwesenden Puppen, die ihn versinnbildlichen. Steckbriefe werden hochgehalten mit der Aufschrift: „Gesucht. Tot oder lebendig“. Selbst das Denkmal des Hüttengründers Friedrich Alfred Krupp in der Werksiedlung stürzt

eines Nachts. Auf den Ortsschildern prangt nun statt des eigentlichen Stadtteilnamens der Schriftzug „Tothausen“ – mit dem Stahlwerk, so fürchten viele, wird auch ihr Viertel untergehen.

Eine Woche später, am 9. Dezember, steigen 500 Rheinhausener Stahlarbeiter bei eisiger Kälte schweigend in wartende Busse. Die Fahrzeuge sollen die Männer ins 30 Kilometer entfernte Essen bringen. Dort tagt der Krupp-Aufsichtsrat in der Villa Hügel, dem Stammsitz der Familie Krupp, sozusagen das Allerheiligste der Firma.

Nach ihrer Ankunft stürmen die Arbeiter das Gelände, verbrennen mitgebrachte Holzpaletten im Garten. Sechs Meter hoch schlagen die Flammen. Mit Gewalt verschaffen sie sich Zugang zur Empfangshalle der mächtigen Gründerzeitvilla. Die Rheinhausener hoffen auf den 74-jährigen Vorsitzenden der Krupp-Stiftung, Berthold Beitz, der noch immer das entscheidende Wort in der Firma hat. Beitz steigt tatsächlich die Treppe aus der Beletage der Villa zu den Arbeitern herunter, spricht mit einer Delegation und bekundet seine Sympathie: „Was jetzt geschieht, tut mir auch weh“, sagt er. Aber Zugeständnisse macht er nicht. Tief enttäuscht begeben sich die Rheinhausener auf den Rückweg.

Doch die Protestaktionen dauern an, anfangs vor allem koordiniert von einem Bürgerkomitee, das sich abends regelmäßig zweimal in der Woche in der Werkskantine trifft, sowie vom Betriebsrat, dann auch von der IG Metall. Immer wieder Brückenblockaden und Straßensperrungen, Besuche in anderen Stahlwerken mit kurzfristigen Arbeitsniederlegungen. Schülerdemonstrationen, Benefizkonzerte, Menschenketten mit Zehntausenden Teilnehmern, begleitet von Glockengeläut im gesamten Revier, ein Gottesdienst vor dem Werkstor.

Und selbst eine Kunstfigur bekundet Verbundenheit: Fernsehkommissar Horst Schimanski alias Götz George besucht, weißer Metaller-Helm auf dem Kopf, Zigarette im Mundwinkel, zusammen mit seinem schnauzbärtigen TV-Kollegen Christian Thanner, dem Schauspieler Eberhard Feik, die Mahnwache der Arbeiter, die über Wochen an Tor 1 des Stahlwerks ausharrt. Eine symbolhaltige Visite, bei der sich Realität und Fiktion vermischen. George hat den Kommissar aus der ARD-Krimireihe „Tatort“, dessen Revier ausgerechnet Duisburg ist, in den Jahren zuvor zur ikonischen Figur gemacht, zur Inkarnation des proletarischen Malochers im „Ruhrpott“. Schimanski ist aufrecht, ehrlich, ein rauer Kerl mit einigen Schwächen, aber mit einem weichen, mitunter sentimentalischen Wesen – und einem untrüglichen Sinn für soziale Gerechtigkeit. Genau das, was die Rheinhausener Arbeiter für sich einfordern.

Die ganze Zeit über legen sie stets nur kurzfristig ihre Arbeit nieder, pendeln zwischen Streik und Pflichterfüllung. „Schaukelbetrieb“ nennen sie das. So erhalten die Kollegen eine Art Notproduktion aufrecht, um zwar den Stahlausstoß zu verringern und damit das Unternehmen den Arbeitskampf spüren zu lassen, aber zugleich zu vermeiden, dass die empfindlichen Hochöfen Schaden nehmen. Denn die dürfen nie erlöschen. Und die Arbeiter wollen ihre Lebensgrundlage erhalten.

Doch der Vorstand gibt nicht nach, die betriebswirtschaftliche Rechnung ist für ihn eindeutig. Am 19. Mai 1988 beschließt der Aufsichtsrat von Krupp Stahl das Aus für die Hütte, gegen die Stimmen der Arbeitnehmervertreter. Nach rund 160 Tagen und Nächten ist alles vorbei. Zuvor hat die Firma unter Vermittlung des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Johannes Rau noch die „Düsseldorfer Vereinbarung“ unterzeichnet. Krupp sagt darin zu, in Rheinhausen ein „Qualifizierungszentrum“ zu errichten, für die Umschulung der bisherigen Stahl-

DIE STÄDTE«

HELM EINES BERGMANNES,
der den Beruf im Namen trägt
– und 2018 erlebt, wie seine
Zeche Prosper-Haniel als letzte
des Ruhrgebiets schließt

H. Bergmann

LITERATURTIPPS

STEFAN GOCH

»Eine Region im Kampf mit dem Strukturwandel«

Standardwerk über die Umwälzungen im Ruhrgebiet (Klartext).

WALTRAUD BIERWIRTH UND
MANFRED VOLLMER

»AufRuhr: Rheinhausen 1987/1997«

Fotoband mit Chronologie der Ereignisse und Kurzporträts (Klartext).



Lesen Sie auch »Der Kampf der Kumpel« (aus GEOEPOCHE Nr. 69) über den großen Bergarbeiterstreik 1984 in England auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Nach unvergleichlichen Boomjahren setzt um 1958 der Niedergang der Schwerindustrie im Ruhrgebiet ein. Nachfragerückgang und internationale Billigkonkurrenz bringen erst die Zechen und ab 1975 die Stahlwerke in Bedrängnis; trotz staatlicher Hilfen kommt es zu Schließungen und Massenentlassungen.

Es ist eine Ära großer Arbeitskämpfe – die jedoch den alles verändernden »Strukturwandel« nicht aufhalten können.

arbeiter. 700 Arbeitsplätze werden bei Krupp erhalten bleiben, 800 in anderen Branchen neu geschaffen.

Nach einer längeren Übergangsphase wird am 15. August 1993 die letzte Bramme, der letzte Stahlblock, vor Ort gegossen. Dann ist die Krupp-Stahlhütte von Rheinhausen Geschichte.

Gerhard Cromme bleibt Vorstandschef, auch nach der Fusion von Thyssen und Krupp im Jahr 1999, wird dann 2001 Vorsitzender des Aufsichtsrats, ehe er 2013 nach mehreren Managerskandalen im Konzern den Posten räumen muss. Helmut Laakmann, der Streikführer, ist mit Billigung Crommes bis zuletzt im Werk in Rheinhausen tätig. Später leitet er ein Recyclingzentrum, das zeitweise auf dem Hüttengelände existiert.

Der Strukturwandel in Duisburg, im gesamten Ruhrgebiet ist nicht aufzuhalten. 2018 geht mit der Schließung der Zeche Prosper-Haniel in Bottrop die Steinkohle-Ära zu Ende. Von Jahrhunderten Bergbau im Ruhrgebiet zeugen nur mehr Industriedenkmäler wie die Zeche Zollverein in Essen, seit 2001 Welterbe der Unesco. Die Anlage ist Teil des Versuchs, Relikte der Schwerindustrie im einstigen Revier exemplarisch zu konservieren, sie als identitätsstiftendes Symbol und Erbe für das Ruhrgebiet zu bewahren, als »Industriekultur«, wie es nun heißt. Noch wird Stahl produziert, aber auch damit könnte es in nicht allzu ferner Zukunft vorbei sein.

Die Region hat sich mit staatlicher Förderung spürbar verändert. Der früher von Kohlenstaub, Asche und Ruß verdunkelte Himmel über der Ruhr ist wieder blau, die Landschaften entlang der Flüsse sind wieder grün, die einstige Industriekloake Emscher ist inzwischen eines der Vorzeigeprojekte des ökologischen Umbaus. Gab es zu Beginn der Krise Anfang der 1960er Jahre nicht einen einzigen Studienplatz im Ruhrgebiet, zählt die Region inzwischen weit mehr als 250 000 Studentinnen und Studenten. Die Ruhr-Universität in Bochum, die erste hohe Lehranstalt, gegründet 1962, nahm 1965 den Lehrbetrieb auf und ist längst eine von vielen, das Revier auch ein Wissenschaftsstandort geworden. Der Dienstleistungssektor dominiert jetzt auch die einstige Malochergegend: Drei von vier Beschäftigten arbeiten hier, viele im Gesundheitswesen oder bei sozialen Diensten.

Nach wie vor liegt die Erwerbslosigkeit in den Städten der Region jedoch weit über dem Schnitt von Land und Bund. Und die fortwirkende Wucht des Strukturwandels lässt sich auf dem ehemaligen Hüttengelände in Rheinhausen exemplarisch beobachten. Anstelle der alten Schmelzöfen stehen dort inzwischen riesige Lagerhallen eines Logistikzentrums.

4000 bis 5000 neue Arbeitsplätze sind auf dem einstigen Fabrikareal entstanden. Doch an die Löhne der Metaller mögen die heutigen Angestellten nur selten herankommen. Und die wenigsten dürften ihn noch kennen, den generationenalten Stolz der Rheinhausener Stahlarbeiter. ♦



MIT DEM SCHWINDEN der Schwerindustrie verändert sich das Ruhrgebiet massiv. Die Region ergrünt wieder, wird zum Standort für wissenschaftliche Einrichtungen und Dienstleistungsunternehmen. An ihre Vergangenheit erinnern bald nurmehr Industriedenkmäler wie die 2001 zum Weltkulturerbe erhobene Zeche Zollverein (im Bild), auf der zwischen 1851 und 1986 über 600 000 Menschen ihr Brot verdienten



»DAS RUHRGEBIET KÄMPFT UM SEINE ZUKUNFT«

OBWOHL SICH neue Branchen ansiedeln und alte Industrieanlagen anders genutzt werden, ist die Erwerbslosigkeit in den Städten der Region vergleichsweise hoch (restauriertes Treppenhaus in der Zeche Zollverein)

SINNBILD DES WANDELS: Zwischen den Koksöfen der Zeche Zollverein können Besucher heute in einem von Künstlern gestalteten Becken baden



KATASTROPHEN

VOM MITTELALTER BIS ZUR GEGENWART

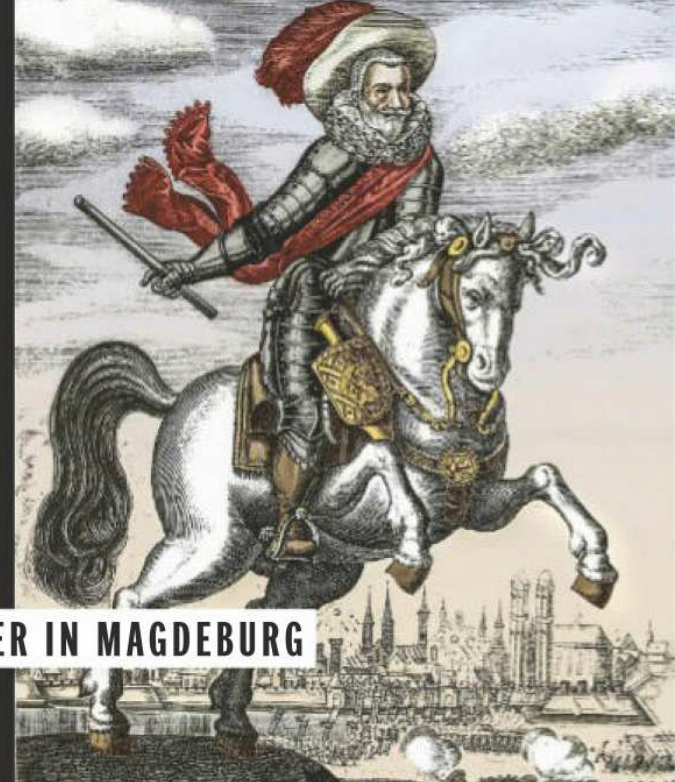
Seit jeher suchen sie die Menschheit heim, verursachen Tod und Zerstörung – bringen jedoch oft auch Heldenmut hervor, Erfindungsgeist, sogar Fortschritt. Die nächste Ausgabe von *GEOEPOCHE* handelt von Katastrophen – von verheerenden Naturgewalten, aber auch menschengemachten Desastern. Das Heft berichtet über Erdbeben und Sturmfluten, Vulkanausbrüche, Hungersnöte und Seuchen, entgleiste Züge und versunkene Schiffe, einen explodierten Kernreaktor sowie das schlimmste Chemieunglück der Geschichte. Und es erzählt von beherzten Frauen und Männern, die zahlreichen anderen das Leben retten



»DER TRIUMPH
DES TODES«: Die
urmenschliche
Angst vor Chaos
und Vernichtung
inspiriert viele
Künstler. Um
1562 malt Pieter
Bruegel der Ältere
dieses Panorama
des Schreckens



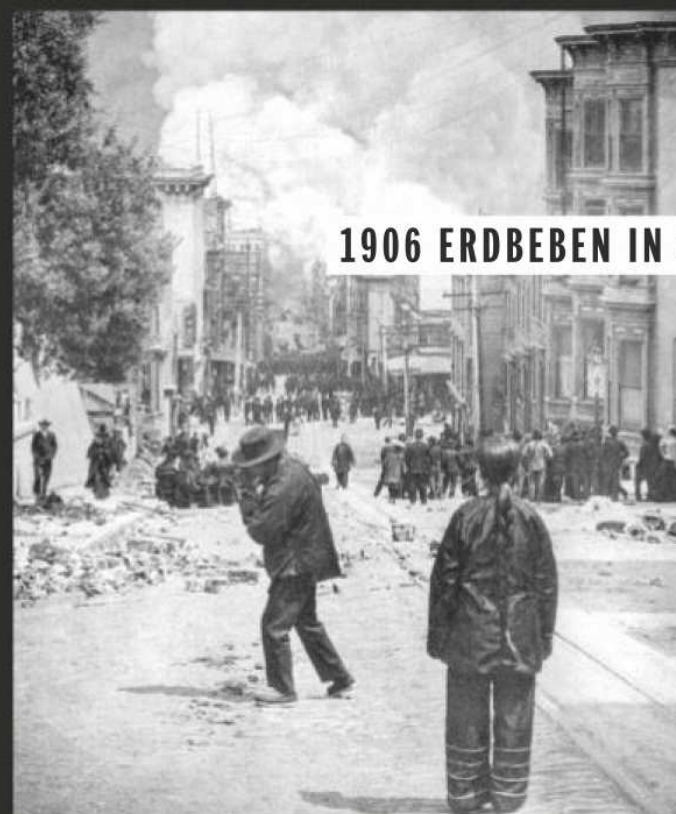
1315 DER GROSSE HUNGER



1631 MASSAKER IN MAGDEBURG



1842 ZUGUNFALL BEI VERSAILLES



1906 ERDBEBEN IN SAN FRANCISCO



1918 DIE SPANISCHE GRIPPE



1984 CHEMIEUNG LÜCK VON BHOPAL

WEITERE THEMEN:

STURMFLUT: Das Atlantis der Nordsee / **JAN VAN DER HEYDEN:** Im Kampf gegen die Flammen / **VULKANAUSBRUCH:** Die Feuerberge von Island / **GRACE DARLING:** Heldin der Schiffbrüchigen / **JOHN SNOW:** Auf der Spur der Cholera / **TANKEXPLOSION:** Tödlicher Sirup / **ATOMUNFALL:** Stimmen aus Tschernobyl

Diese Ausgabe von **GEOEPOCHE** erscheint am 8. Juni 2022

»Es ist nicht schwer zu verstehen,
dass Deutschland ohne Ruhrgebiet nicht
als selbstständiger und lebensfähiger
Staat bestehen kann.«

Wjatscheslaw Molotow,
Außenminister der Sowjetunion,
auf einer internationalen
Konferenz in Paris, Juli 1946

